Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wild, Albert,

Die Niederlande ihre Vergangenheit und Gegenwart

Bd.: 2

Leipzig (1862)

Belg. 279 k-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10276935-9

Die

Niederlande.

Ihre

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Dr. Albert Wild.

„Und Niederland, das stolz einst lebte,
Und drauf wie Schattenwerk verschwebte,
Wird, steigt, besteht zum zweiten Mal.“
Tollens.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1862.

Inhalt.

Erster Theil.

Land und Leute.

Seite

In Holland.

Das Parfüm von Holland. — Riesen-Schildwachen. — Landschaftsbilder. — Ihre Prosa und ihre Poesie. — Niederländische Wildnisse und Wüsten. — Die Seele der Landschaft. — Holland ein Holzschnitt 3

Windmühlen.

Holland, das Dorado eines Don Quixote. — Beschreibung der Windmühlen. — Luxus derselben. — Grosse Rolle des Windgottes in der Cultur der Niederlande. — Verrichtungen der Windmühlen. — Windmühlencapital. — Komische Bewegungen. — Die Kornmühlen; malerischer Stoff derselben. — Die Windmühle von einem deutschen Dichter besungen . . . 6

Landstrassen, Wägen und Eisenbahnen.

Chinesische Anklänge. — Im Ofen gebrannte Strassen. — Kosten derselben. — Eintheilung des Strassenkörpers. — Kleine Fusssteige; Kosten und Schwierigkeiten bei der Anlage. — Die Strasse frei von Staub und Bettlern. — Hundegespanne. — Lastthiere des Fischers. — Mangel an vierbeinigen Eseln. — Fuhrwerke. — Nordholländische Droschke. — Die ,,Sleede.'' — Ihre Schilderung von einem deutschen Schriftsteller. — Fahrposten. — Schnorrwägen. — Eisenbahnen. — Ueber den Bau der Amsterdam-Haarlemer Bahn 9

Seite

Das Leben auf dem Wasser.

Erstes Capitel.

Die Menge der Wasserstrassen und der lebhafte Verkehr auf denselben. — Genrebilder. — Der Wassertransport verhindert viel Thierquälerei. — Thierschutzapostel. — Die Trekschuit. — Beschreibung, Grösse und Eintheilung derselben. — Ausstattung des Roef. — Stoofjes. — Trekschuiten-Bibliothek. — Der Roef im Voraus zu miethen. — Beschreibung des Ruim. — Trekschuitengespann. — Das Jajertje. — Seine Functionen. — Der Moment des Abfahrens. — Die Fahrt. — Trekschuitliche Gesellschaft. — Lamm und Tiger. — Harmonischer Gestank. — Zwischenact, in welchem der Ofen einfällt. — Schandscenen, in welchen der ,,süsse Pöbel'' spielt 13

Zweites Capitel.

Abfahrtszeit und Fahrstrecke der Trekschuiten. — Häusliche Scenen. — Strümpfe als Zeitmesser. — Der Trekschuiten-Virtuos. — Häufiges Anhalten der Trekschuit und die Ursachen davon. — Geheimnissvolles Verschwinden des Trekschuitencapitäns. — Wiedersehen im Wirthshause. — Schnapsvorräthe. — Wachholder-Branntwein und die Augen der Wirthin. — Trekschuiten-Galopp. — Naseweisheit und ihre Strafe. — Wie der Patron der Barge aussieht. — Einsammeln des Fuhrlohns. — Landschaftsbilder. — Trekschuiten zum Uebernachten. — Die Operation der Theebereitung. — Sitteneinfalt. — Sonnenuntergang. — Das Fest der Wasserblumen. — Nachtidylle. — Odem Gottes 19

Drittes Capitel.

Schwimmende Hütten. — Dörfer auf dem Wasser. — Innere Einrichtung derselben. — Ihre Bewohner. — Wassernomaden. — Abtrünnige Kinder. — Amphibische Wohnungen. — Seemannswittwen 23

Natur und Kunst.

Klima. — Ost- und Weststürme. — Veränderliche Witterung. — Morgennebel. — Abendduft. — Verbesserung der klimatischen Verhältnisse. — Holländische Gartenkunst. — Der Herbst unter Glas. — Nordischer Himmel und südliche Früchte. — Bedeu-

Seite

tende Traubenausfuhr. — Erziehung der Trauben. — Ungewöhnliche Grösse der Gartenfrüchte. — Ein Cardinalpunkt der Gartenkunst 25

Haarlemer Blumenzucht.

Das Hoflager der Blumengöttin. — Begrüssung des Frühlings. — Tulpenwuth. — Ein Professor deren Urheber. — Tulpenzwiebel ein Speculationsartikel. — Unsinnige Preise. — Semper Augustus. — Viceroi. — Admiral Enkhuizen. — Admiral Liefkenshoek. — Für zehn Millionen Gulden Tulpenzwiebel in neun Monaten verkauft. — Enormer Gewinn eines Bürgers von Amsterdam an Tulpenzwiebeln. — Einschreiten der Staatsgewalt gegen die Tulpenzwiebelspeculation. — Merkwürdiges Verzeichniss derjenigen Gegenstände, welche für eine seltene Tulpenzwiebel gegeben wurden. — Die letzten zwei Exemplare von Semper Augustus und die Angebote darauf. — Frühstück eines Matrosen um 30,000 Gulden. — Sic transit gloria mundi. — Frauentulpen. — Madame de Pompadour. — Heutiger Stand des Blumenhandels. — Die Holländer die ersten Blumisten der Welt. — Jenny Lind und Othello. — Unterricht der Natur. — Ueber Geheimmittel 28

Sinn und Gefühl der Holländer für die Natur.

Armuth der Niederlande an natürlichen Reizen. — Die Schönheiten der Natur versteckt. — Die Entdecker derselben. — Entwickelung der Landschaftsmalerei. — Vermischung des Stadt-, Land- und Wasserlebens in Holland. — Städtische Bürger-Viehweiden. — Viehkoppeln. — Entwicklung des Sinnes für Natur 32

Landhäuser (Buitenplaatsen).

Beschreibung und Lage der Landhäuser. — Stätten häuslichen Glücks. — Zärtliche Namen der Buitenplaatsen. — Familienscenen. — Rococogärten. — Proclamation der „Baumrechte“. — Einst und jetzt oder Najaden, Avenuen und Rübenfelder. — Eine Reformation im Innern der Landhäuser . . . 34

Harmonie zwischen Land und Volk.

Glockenspiel. — Einrichtung und allgemeine Verbreitung derselben. — Berühmte Glockenspiele in Belgien. — Poesie des

Seite

Heidenthums und des Mittelalters. — Das Schwanenlied der Zeit. — Ein Sinnbild des Lebens des Holländers. — Der nationale Typus in den Kinderstuben. — Mijnheer en miniature. — Porträt der holländischen Männer. — Porträt der holländischen Frauen. — Junonische Gestalten und Göttinen des Porzellans. — Stille Wasser gründen tief. — Das echte Metall. — Hohes Lebensalter 37

Kleidertrachten.

Die Heimath der Fräcke und weissen Halsbinden. — Urbild der holländischen Goldreife. — Charakteristische Verschiedenheit der nationalen Kopfbedeckung der Frauen. — Kopfputz der Nordholländerinen. — Kostbarkeit desselben. — Die Friesinen und ihr nationaler Kopfputz. — Der „Oorijzer". — „Hoofdtooisel". — Aufwand für Kopfschmuck. — Frisur à la Titus bei den Friesinen. — Bizarre Tracht der Bürgerwaisenkinder in Amsterdam. — Eine verlockende Perspective. — Stulphandschuhe. — Kokett auch in der Hanswurstentracht. — Tracht der evangelisch-lutherischen Waisenmädchen . . . 42

Physiognomie des holländischen Hauses.

Kleine Häuser. — Jede Familie ihr eigenes Haus. — Farbe der Häuser. — Thürklopfer. — Ketten längs der Hausfaçaden. — Das „Horritje". — Der „Spion". — Das Bauernhaus. — Reinlichkeit desselben. — Der Kuhstall. — „Altbacheln". — Storchsnester. — Der Storch ein heiliger Vogel in den Niederlanden. — Heimath der Störche. — Störche im Haag. — Der Storch als Staffage der niederländischen Landschaft . . 46

Holländische Reinlichkeit.

Schoonmaking. — Bacchantinen der Reinlichkeit. — Homöopathie. — Die Welt des Weibes. — Ein Pendant. — Die Salons der nordholländischen Kühe. — Kuhschwänze. — Probatum est. — Reinlichkeit der Schiffe. — Eine Ausnahme im allgemeinen Reinlichkeitsgesetze. — Militärische Malpropreté und ihre Ursache 50

Hauseinrichtung.

Bestimmung des Hauses. — Pflanzenschmuck des Hauses. — Behaglichkeit in demselben. — Ausstattung der Hausflur. — Die

Seite

Hausuhr und ihre Bedeutung. — Bel étage. — Wohnzimmer. — Der Salon. — Gediegenheit und Pracht der Möbel und Geräthe. — Die geheimnissvolle Urne des Quispeldoortje. — Stoofjes und ihr schlimmer Einfluss auf die Gesundheit. — Fenster und Vorhänge. — Die Möbel als geschichtliche Denkmäler. — Hausstiegen. — Comfort der Fremdenzimmer. — Bett. — Leinwand. — Plätt- und Bügelkammer. — Der Speicher. — Die Küche und Vorrathskammer. — Bibliothek. — Der Keller. — Der holländische Abtritt ein Boudoir. — Ende gut, Alles gut 52

Hauswirthschaft.

Erstes Frühstück. — Seine Bestandtheile. — Bibellesen. — Jedes Familienglied geht an seine Beschäftigung. — Wirkungskreis der Hausfrau, der Köchin. — Der kleine Bürger geht selbst zu Markte. — Wie seine Ehehälfte diesen Eingriff in ihre Rechte aufnimmt. — Die ,,Werkmeid''. — Der ,,Kruier''. — Die ,,Linnenmeid.'' — Dienstbotenlöhne. — Haushalt einer reichen Familie. — Der Kutscher. — Wagen und Pferde gehalten, aber nicht benützt. — Bälle und Diners. — Wie man sich einschmeichelt. — Zweites Frühstück und seine Beschaffenheit. — Hauptmahlzeit. — Am Abend. — Das Familienhaupt in der Nachtmütze. — ,,Ons begnoegen'' 57

Holländische Küche.

Ihr Charakter und ihre Vorzüge. — Keine Suppe. — Alles Fleisch gebraten. — Gemüse. — Dünenkartoffeln. — Liebenswürdigkeit der Fischzubereitung. — Mit Käse kommt der Tag, mit Käse schliesst der Tag. — Waterzoodje. — Nationalgetränke. — Vortreffliche Schnäpse. — ,,Advocatenborrel.'' — Weine. — Biere. — Thee selbst bereiten. — Kaffee. — Irdene Pfeifen . 61

Familienleben.

Erstes Capitel.

Poesie und Prosa oder Brautstand und Ehe. — Acces vragen. — Geëngageerd. — Felicitatie. — Bruidstranen und Bruidsuiker. — Hochzeitsschmäuse. — Die drei wichtigsten Momente im Leben des Bauern. — Regulirung der Bauernhochzeiten durch das Gesetz. — Das Freien einer Bäuerin. — Bauernadel. —

Seite

Stumme Brautwerbung in Friesland. — „Heirathsbänder“ und „Heirathsknoten“ mit sinnreichen Sprüchlein. — Die Bauern-Vehme in Groningen. — Ein probates Mittel zur Abkühlung . 63

Zweites Capitel.

Nach der Hochzeit. — Weitschweifige Zurüstungen für das Wochenbett. — Muisjes, Kandeel und Kaneelkoekjes. — Die Symbolik der Muisjes mit und ohne Schwänzchen. — Die Beschuitjes von s'Gravenhage; ihre grosse Bedeutung in der Feinbäckerei. — Recept dazu. — Das Wochenbett. — Die Kraamvisiten. — Bulletin über das Befinden der Wöchnerin und ihres Kindes. — Der Kraamklopper in Haarlem. — Gestalt, Aussehen, Beschaffenheit und Bedeutung desselben. — Luxus. — Frühzeitige Anfertigung des Kloppers. — Kloppers für Zwillinge und todte Kinder. — Kloppers in Trauer. — Ueber ihren Ursprung. — Ehemalige Macht derselben. — Die holländischen Frauen reichen ihren Kindern die Brust. — Anblick des Säuglings in der Schaukelwiege 66

Drittes Capitel.

Gebräuche bei Erkrankung und Tod eines Familiengliedes. — Der Aanspreker. — Sein Aussehen und seine Verrichtungen. — Rabe und Storch in einer Person. — Schwierigkeiten bei zweiten Ehen. — Geld und Gefühl im Streit. — Leichenbegängniss und Todtenschmaus 71

Vergnügungen.

Naturgenuss. — Holländische Lustgärtchen. — „Wandeling“ am Abend. — Sonntagspromenade mit Regenschirm. — In einem öffentlichen Garten. — Kolf- und Kegelbahn. — Hasen- und Vogeljagd. — Wildenten in Menge. — Die Wasservögel als landschaftliche Staffage. — Die Holländer leidenschaftliche Fischer. — Pferderennen. — Eigenthümlichkeiten desselben. — Rennpreise. — Schlittenrennen im Winter. — Eleganz der Schlitten und Pferdegeschirre. — Schlittschuhlaufen ein Bedürfniss. — Die Anfänge des Schlittschuhs. — Das Schlittschuhlaufen in Friesland. — Gewandtheit der Friesinen im Schlittschuhlaufen. — Märchengestalten. — Ein Ritterdienst und seine Belohnung. — Eisschlitten-Luxus. — Appetitliches.

Seite

— Volksfeste auf dem Eise. — Eisschuiten. — Segelwagen des Prinzen Moritz von Oranien und Schnelligkeit desselben. — Eisschuit desselben Prinzen 72

Die Kirmess.

Die holländischen Kirmessen von Altersher berühmt. — Die Bauernkirmess; ihre Dauer und ihre Herrlichkeiten. — Bauernströmung. — Das Fahren allgemein. — Die Kirmess-Künstler. — Waffel- und Schnapsboutiken. — Wirthshausscenen. — Ein weises aber nie beherzigtes Sprichwort. — Gehobene Stimmung. — Die Kirmessen von Rotterdam und Amsterdam. — Ihre Dauer und Bedeutung. — Moderne Scythen. — Broedertjeskramen. — Elegante Einrichtung derselben. — Die Waffelbäckerin. — Broedertjes mit oder ohne. — Die Königinen des Festes. — Buden mit Eingemachtem in Essig. — Liebhaberei der Holländer hiefür. — Der Kirmess-Samstag. — Betrunkene Freude. — Zoten. — Priesterinen der Venus volgivaga. — Das ,,Nachthuis.'' — Die Kirmessfeier bildet eine Clausel im Dienstboten-Vertrage. — Die liebhaberlose Magd. — Der Liebhaber ,,zur Aushülfe.'' — Wie er gemiethet wird. — Darnach der Preis, darnach der Liebhaber. — Ein Liebhaber von mehreren Mädchen zusammen gepachtet. — Der Schein trügt. — Leidenschaftlichkeit der Holländerinen. — Nächtliche Mysterien. — Die Liebhaberwahl im Groningerlande während der Kirmess. — Verschiedener Anfang, aber gleiches Ende 78

Geldmachen.

Holländischer Adel. — ,,Ein kahler Baron.'' — Van und de. — Aristokratie. — Missbrauch des Prädicats ,,gnädiger Herr.'' — Alle Erwerbsarten gleich ehrenvoll. — Wichtiger Posten eines Todtengräbers. — Vornehme Damen und Herren als Todtengräber, Strassenreiniger u. s. w. — Abtrittsräumung von einem Arzte übernommen. — Nachtvögel ohne Flügel. — Wozu ihr Gefieder verwendet wird. — Erwerbsarten in einer holländischen Familie 83

Oeffentliches und religiöses Leben.

Zwangloses Benehmen der Holländer. — Grund davon. — Phantasie-Uniformen. — Der König ist Eigenthum des ganzen Volkes.

Seite

— Der König in Wahrheit ein Vater seines Volkes. — Mündigkeit des Volkes. — Keine Pöbelexcesse bei öffentlichen Aufzügen. — Abwesenheit des Polizeistocks. — Ueber Religionsfreiheit. — Einfluss der Geistlichen. — Religiöse Vereine. — Trotz der Religionsfreiheit hat Holland ein protestantisches Gepräge. — Ursachen davon. — Die Katholiken Hollands. — Unduldsamkeit und Vorurtheile gegen dieselben. — Emancipation. — Urtheil Montalembert's. — Pietismus. — Secten. — Viele gehören gar keinem Glaubensbekenntnisse an. — Starker Kirchenbesuch. — Sitzplätze in den protestantischen Kirchen bezahlt. — Unerquicklicher Anblick. — Man behält den Hut in den reformirten Kirchen auf dem Kopfe. — Kirchenzettel im Wirthshause. — Almosen 86

Einst und Jetzt 91

Zweiter Theil.

Holländische Städtebilder.

'S Gravenhage.

Voltaire's Urtheil über die Stadt und Umgebung. — Entstehung der Stadt und ihres Namens. — Charakteristische Schönheiten des Haags. — Der Binnenhof, seine Entstehung und historische Bedeutung. — Tempora mutantur. — Der Buitenhof. — Die Gevangenpoort und ihre düsteren Erinnerungen. — Das Museum im Prins Mauritshuis. — Allgemeine Bemerkung über holländische Sammlungen und Sehenswürdigkeiten. — Der moderne Proteus. — Ueber die Kirchen im Haag. — Der Thurm der Hauptkirche, sein Glockenspiel, die Aussicht auf die Stadt und Umgebung. — Das französische Element im Haag. — Die Haagschen Schönen. — Vögel der Nacht. — Het Bosch, der schönste Park der Welt. — Seine Rolle im öffentlichen Leben der Stadt. — Das „Haus im Busch" 95

Umgebung des Haag.

Rijswijk. — Loosduinen. — Die Sage von einer ungeheueren Entbindung einer Gräfin von Hennenberg. — Nach Scheveningen

Seite

— Landschaft. — Das Meer in seiner Grösse. — Anschwemmen von Seethieren. — Die Grabdenkmäler der Dünen . 103

Das Seebad in Scheveningen.

Das Badhuis. — Vorzüge des Scheveninger Seebades. — Die Badekutschen. — Im Bade. — Badescenen. — Gesellschaftlicher Ton in Scheveningen. — Sonntagsfreuden 107

Das Fischerdorf Scheveningen.

Allgemeine Charakteristik der Strandbewohner. — Fruchtbarkeit der Weiber. — Der Fischer am Werktag und am Sonntag. — Kleidertracht. — Eigenthümliche Sprache der Fischer. — Ihr Unabhängigkeitssinn. — Familienleben. — Die Heimkehr der Fischerpinken ein Fest. — Fischversteigerung. — Die Nahrung des Fischers und seines Hundes. — Scheveninger Fischweiber im Haag. — Geldgierde der Scheveninger. — Ein bezeichnendes Sprichwort. — Moralische Anmerkung 110

Delft und seine Umgebung.

Lage und Aussehen der Stadt. — Einst und jetzt. — Die Bauschule. — Der Prinsenhof. — Das Stadhuis. — Der ,,hölzerne Mantel.'' — Die alte und neue Kirche mit ihren Denkmälern. — Das Grabmal Wilhelms des Schweigers. — Delftland von der Vogelperspective. — Grossartige Käse- und Butterbereitung. — Unvergleichliche Reinlichkeit. — Toilette der Kühe und Rinder. — Fortsetzung des Landschaftsbildes. — Die Stadt Schiedam der Hauptsitz der holländischen Branntweinbrennereien 117

Rotterdam.

Binnen- und Buitenstad. — Häfen innerhalb der Stadt. — Das Pulsiren des Lebens in einem Welthandelsplatz. — Der Quai der Boompjes. — Worin sich Rotterdam und Amsterdam unterscheiden. — Die groote Kerk. — Ein wirklicher Hochgenuss. — Desiderius Erasmus. — Sein Standbild und der Volkswitz. — Schicksal der früheren Statuen und des Wohnhauses des Gelehrten. — Von den Mittelpunkten der holländischen Bevölkerung. — Eine glückliche französische Intervention. — Sprachentalent der Holländer. — Die Mysterien der Zandstraat . 122

Seite

Oudewater.

Eine holländische Stadt wie viele andere. — Ein culturhistorisches Intermezzo. — Andere Art von Ordalien in Sachen der Hexen und Zauberer. — Der letzte Hexenmeister und die letzte Hexe 129

Leiden.

Das Stadtbild. — Gleichniss von der weinenden Wittwe. — Die Burgt. — Das Stadhuis. — Repräsentanten des freien Bürgerthums. — Gemauerte Geschichts-Commentare. — Gedächtnissfeier ruhmreicher Tage. — Die Hooglandsche Kerk. — Die Pieterskerk. — Pantheon der holländischen Gelehrten. — Zur Charakterisirung der holländischen Kirchen. — Malerische Schönheiten in der Stadt. — Die Katastrophe vom Jahre 1807. — Wanderung durch die naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen. — Die Hindu-Götter. — Das Siebold'sche Museum. — Gelehrter Schmuggelhandel. — Anekdote. — Erinnerung an Johann von Leiden. — De Leidsche Peurders. — Umgebung von Leiden. — Kanaan 132

Utrecht.

Panorama der Stadt. — Was eine holländische Bergstadt ist. — Alte Städte am alten Rhein. — Gleiches Schicksal. — Historische Erinnerungen. — Utrechts Blüthe und Glanz. — Tempelstadt und Capitol. — Die ersten holländischen Künstlergesellschaften. — Spaltung des Rheins in der Stadt. — Gewölbte Strassen. — Die Domkirche und ihre harten Schicksale. — Der Domthurm und der heil. Martin. — Das Innere der Domkirche; ihre Denk- und Grabmäler. — Religiöser Charakter Utrechts. — Die Jansenistenkirche und die Jansenistenstadt. — Die Universität und ihre Attribute. — Sammlung landwirthschaftlicher Geräthe. — Das Stadthaus. — Die Münze. — Papst Adrian VI. Geburtshaus. — Paushuizen. — Dienstbotenmarkt am Jutjesdag. — Die Friedensburg und ihre Zerstörung unter weiblicher Anführung. — Die Maliëbaan . . . 149

Zeyst.

Die Landschaft um Utrecht. — Lage des Dorfes Zeyst. — Entstehung der Colonie Herrnhut und der Religionsgemeinde der Herrnhuter. — Ausbreitung, Lehre und Organisation derselben.

Seite

— Die Colonie in Zeyst. — Lebensweise und Kleidung der Brüdergemeinde. — Der Friedhof. — Herrnhuter Missionen. — Ein Liebesmahl. — Religiöse Tyrannei 157

Haarlem.

Physiognomie der Stadt. — Abnahme der Fabrikthätigkeit. — Haarlem im Sommer. — Oede Stadttheile. — Die groote Kerk und ihre berühmte Orgel. — Orgelspiel. — L. Coster und seine Standbilder. — Das alte Rathhaus. — Weiber-Heldenthum. — Ein Menschenfreund und sein Denkmal. — Hofjes. — Teyler'-sches Museum. — Das Haarlemer ,,Holz." — Der königliche Pavillon und seine Geschichte. — Die Gemäldegallerie darin. — Aeltere und neuere holländische Maler. — Haarlem die Vaterstadt berühmter Meister. — Hartes Urtheil. — Der Riese von Sparnwoude. — Bloemendaal, das holländische Paradies . 162

Amsterdam.

Erstes Capitel.

Von Haarlem nach Amsterdam. — Schleusenwerk zu Halfweg. — Wie sich Amsterdam von der Landseite zeigt. — Historischer Ueberblick: Entstehen, Wachsen, Blüthe, Verfall und zweites Gedeihen der Stadt. — Topische Verhältnisse. — Amsterdam auf Pfählen. — Gesammteindruck des Stadtbildes. — Eigenthümliches Aussehen des Amsterdamer Hauses. — Das Treiben im Hafen. — Oosterdok und Westerdok mit den gewaltigen Ringdeichen. — Verschlammung der Canäle und Beleidigungen der Nase. — Sperrung des Jj-Hafens. — Häringspackerei. — Schreyerhoekstoren. — Seemannshoffnung. — Matrosenhaus. — Das Arsenal und Reichs-Werft. — 's Rijks Entrepot Dok. — Auf dem Boden einer seefahrenden Nation. — Plantaadje. — Botanischer und zoologischer Garten 171

Zweites Capitel.

Die Judenstadt.

Ein Gang durch das Judenviertel. — Historisches Resumé über die Schicksale der eingewanderten spanischen, portugiesischen und deutschen Juden bis zu ihrer Emancipation in den Niederlanden. — Die jetzigen Verhältnisse der Amsterdamer Juden und ihre grosse Anzahl. — Die grosse portugiesische Synagoge.

Seite

— Der Bannfluch Spinoza's. — Spital der Aussätzigen. — Ehemalige Procession derselben. — Der Aussatz im Mittelalter. — Anzahl der Aussatzspitäler in Europa. — Diamantschleifereien. — Erfinder dieser Kunst. — Betrieb derselben. — Jährliche Einfuhr roher Diamanten. — Die Operationen des Spaltens und Schleifens. — Arbeiterlöhne. — Der grosse Diamant Koh-i-noor und sein Schleifer 185

Drittes Capitel.

Het Paleis und seine Metamorphose. — Das Stadthaus. — Die Börse. — Brunnenmonument. — Nieuwe Kerk. — Oude Kerk. — Katholische Kirchen. — Eindruck der Gasbeleuchtung in den Kirchen. — Gemälde-Gallerie im Trippenhuis. — Museum van der Hop. — Felix Meritis. — Ein seltener Uhrmacher. — Rembrandt's Standbild. — Lesemuseum. — St. Anthonie's Waag. — Wie man in den Niederlanden gehenkt wird. — Eine grosse „Morithat" 196

Viertes Capitel.

Die Clubs und ihre Zwecke. — Grosse Bedeutung der Clubs. — Gold als Stimmzettel. — Ein Abend im Salon des Variétés. — Die „Schauburgen" von Amsterdam. — Ueber holländische Theater. — Theater-Etikette der Matrosen und Packknechte. — Das Leben auf den Strassen. — Begraben in den Kirchen. — Gapers. — Häringsschilde. — Doppelsinnige Wortlaute. — Im Kaffeehause. — Mangel an Trinkwasser. — Ein Riesen-Wasserbehälter. — Cisternen. — Wasserschiffe. — Süsswasserhandel. — Quartiere der Armuth. — Citat 206

Broek.

Das reinlichste Dorf der Welt. — Käsebauern und Millionäre. — Die Gärten von Broek oder kostspielige Geschmacklosigkeit . 213

Zaandam.

Ein Ausflug zur See. — Die Windmühlenstadt. — Niedliches Stadtbild von Zaandam mit chinesischem Colorit. — Ehemalige grossartige Industrie. — Windmühlen zu Hunderten. — Solide „Windmüllerei." — Die Hütte Zaar Peter's des Grossen, Zaandams Wahrzeichen 216

Seite

Edam.

Käse, berühmte Männer, Sagen und Wundergeschichten . . 219

Alkmaar.

Landschaftlicher Charakter von Nord-Holland. — Zierliche Bauernhäuschen. — Merkwürdigkeiten in Alkmaar. — Käse, viel Käse. — Schloss und Abtei Egmond 225

Nieuwe Diep und der Helder.

Veränderte Scene. — Kriegshafen. — Rasches Entstehen von Willemsoord. — Der Heldercanal. — Aussehen der jungen Stadt. — Festungswerke. — Fort Kijkduin und der Leuchtthurm. — Bunte Mischung der Bevölkerung des Helder. — Letztes Lebewohl. — Auf dem Helderdeich, eine Mondscheinidylle . 227

Texel und Eierland.

Erstes Capitel.

Lage, Grösse und Beschaffenheit der Insel. — Grosse Schafzucht und ihre Erträgnisse. — Die Abtheilung der Weiden. — Sinnreiche Vorrichtung das Entspringen der Schafe zu verhüten. — Der Texelsche Käse und sein eigenthümliches Färbungsmittel. — Der Hauptort der Insel. — Das Eierland und seine Geschichte. — Die Eierärnte. — Oudeschild. — Lootsen. — Klapperlieden 229

Zweites Capitel.

Der holländische Matrose.

Sein Charakter, seine Wissenschaft, sein Glaube, seine Hölle und sein Paradies 233

Dritter Theil.

Wanderung
durch
die östlichen und südlichen Provinzen.

Friesland.

Erstes Capitel.

Die Sage von der Abstammung der Friesen. — Nationaltypus von Land und Leuten. — Die Friesinen. — Originalität in Sprache

Seite

und Sitten. — Die Bauart und innere Einrichtung der Wohnungen. — Die Küche. — Leckerbissen. — Gleichheit im Tode. — Quellen des Reichthums. — Butter- und Käsemärkte. — Fortschreitende Blüthe 239

Zweites Capitel.

Stavoren.

Verfall der Stadt. — Einstiger fabelhafter Reichthum derselben. — Die Legende vom „Frauensand" und von der Strafe der Stadt 247

Drittes Capitel.

Hindeloopen und Molkwerum.

Eigenthümlichkeiten der Bewohner in Wohnung, Sprache und Sitten. — Beschreibung der Frauentracht 250

Groningen.

Kahle Gegend. — Die Hauptstadt Groningen. — Die Geldquellen der Provinz. — Bedeutung der Torffelder. — Binnenschifffahrt. — „Hollandsgänger" 252

Drenthe.

Die Haiden von Drenthe. — Schaf- und Bienenzucht. — Wandernde Bienenkörbe. — Ijmkers. — Der Feind des Baumwuchses. — Hühner- und Entenjagd. — Tumuli. — Germanische Alterthümer. — Hünengräber. — Nordische Sage von ihrem Ursprung. — Bodenbeschaffenheit. — Landwirthschaft. — Schwierigkeit und Grundbedingung der Bodencultur von Drenthe. — Emporblühen von Assen. — Die Bauernhäuser. — Der Messerkampf. — Das merkwürdige Wappen von Drenthe 255

Over-Ijssel, Geldern und Nord-Brabant . 260

Zeeland.

Der Schelde-Archipel. — Die „Zeeuws." — Zeeländisches Fieber. — Ackerbau. — Schutz gegen das Meer. — Das versteckte poetische Interesse. — Fluth- und Ebbebilder 262

Vierter Theil.
Volkswirthschaftliche Verhältnisse.
Erster Abschnitt.
Die grosse Fischerei (Häringsfang).

Erstes Capitel. Seite

Verschiedene Häringsarten. — Küsten für den Häringsfang. — Der Häring, ein Segen und ein Störenfried. — Volkssagen über das Ausbleiben des Härings an der Küste von Preussen, Helgoland und Schweden. — Häringsprocession und der Schutzheilige der Häringsfischer auf Helgoland. — Zwei wunderbare Häringe. — Heilkraft des Härings. — Ueber die Heimath, die Reisen, das Verschwinden der Häringe nach dem Fange und an gewissen Küsten 271

Zweites Capitel.

Ueber die Geschichte des Häringsfanges. — Erfinder der Einsalzungsmethode. — Erfindung des „grossen Netzes.“ — Culturhistorische und nationalökonomische Rolle des Härings in Holland. — Kaiser Carl V. am Grabe Beukelzoon's. — Häringsstreitigkeiten mit England. — Die Blüthe der holländischen Häringsfischerei und ihr Verfall. — Mittel zu ihrer Hebung. — Allgemeine Häringsstatistik. — Verwendung und Eintheilung der Häringe 279

Zweiter Abschnitt.
Walfischfang.

Walfischfang in früheren Zeiten. — Die ersten Expeditionen der Holländer. — Streitigkeiten und Kämpfe mit den Engländern. — Concurrenten des Walfischfangs. — Eintheilung des Meeres in Bezirke. — Zwistigkeiten der holländischen Walfischjäger. — Gefahren und Beschwerden der Walfischjagd. — Verluste an Mannschaft. — National-ökonomische Bedeutung der nordischen Fischerei. — Smeerenberg, eine holländische, hölzerne Stadt im höchsten Norden. — Leben und Treiben daselbst. — Thransiedereien. — Missglückte Versuche zur Gründung permanenter Niederlassungen. — Schreckliches Schicksal waghalsiger Matrosen. — Der arktische Winter. — Die Walfischjagd freigegeben. — Erstaunlicher Aufschwung und Ertrag dersel-

Seite

ben. — Verfall. — Prämien. — Die Grossartigkeit der arktischen Natur 287

Dritter Abschnitt.

Handel.

Erste Abtheilung.

See- und Handels-Unternehmungen.

Erstes Capitel.

Entwicklung des nordöstlichen Handels. — Verfall der Hansa. — Die holländische Republik die Erbin des Welthandels der südlichen Niederlande. — Eigenhandel und Zwischenhandel. — Sperre der portugiesischen Märkte. — Die arktischen Entdeckungsreisen des Barendz, ihre Veranlassung und ihre Folgen 295

Zweites Capitel.

Niederlassung der Holländer in Ostindien.

Cornelius Houtman. — Die ersten Fahrten nach Indien. — Glückliche Erfolge. — Erste Niederlassungen. — Uebel angebrachte Concurrenz. — Gründung der ostindischen Compagnie. — Ihre Organisation. — Niederlassung auf Java. — Die „Perle des Orients." — Entfaltung der holländischen Macht in Indien. — Gewürzmonopol. — Krämer-Engherzigkeit und Grausamkeit. — Hollands und Englands gegenseitiges Verhältniss 300

Drittes Capitel.

Blüthe der ostindischen Compagnie.

Ausdehnung des holländischen Colonialhandels. — Beschränkung in Vorderindien. — Japanesischer Handel. — Schmach und Gold. — Jährliche Aernte an Muscatnüssen und Gewürznelken. — Anbau und Consumo, Ein- und Verkaufspreis derselben. — Ausfuhr aus Indien. — Cap der guten Hoffnung. — Werth der Einfuhren. — Ungeheurer Gewinn und Dividenden der Compagnie. — Die ostindische Handelscompagnie repräsentirt ein Colonialreich 309

Viertes Capitel.

Holländisches Colonialwesen in Amerika.

Gründung der westindischen Compagnie. — Vereinzelte Unternehmungen. — Capital, Organisation und Geist derselben. — Verschiedenheit des ostindischen und westindischen Handels.

Seite

— Kaperwesen. — Besetzung Brasiliens. — Ein Goldschmied und ein Zimmermann als Staatsmänner. — Holland verliert Brasilien. — Nordamerikanische Colonien der Holländer. — Ihre Besitzungen in Westindien. — Schmuggel. — Holländisch-Guiana. — Verfall und Auflösung der westindischen Compagnie. — Ihre Erbin 315

Fünftes Capitel.

Der holländische Handel mit Japan.

Erste Ankunft der Holländer in Japan. — Handelsbeziehungen derselben zu diesem Lande. — Zur Ehrenrettung der Holländer. — Ueber die Austreibung der Portugiesen aus Japan; über Verfolgung und Ausrottung des Christenthums daselbst. — Das Wahre über die angebliche Mitwirkung der Holländer hierbei. — Christenschlächterei in Simabara. — Schändung des Crucifixes und der Heiligenbilder. — Erniedrigende Bedingungen des holländischen Handels mit Japan. — Beschreibung der Insel Dezima. — Die gegenwärtigen Handelsverhältnisse mit Japan 321

Sechstes Capitel.

Der holländische Welthandel.

Die See, das weite Gebiet holländischer Thatkraft. — Allgemeinheit des holländischen Handels. — Handelsproducte aus Asien, Amerika, Afrika und Europa. — Wichtigkeit des deutschen Rheinhandels. — Sein Werth. — Rheinschifffahrt. — Umfang der holländischen Frachtschifffahrt 330

Siebentes Capitel.

Die Bank und die Börse von Amsterdam.

Ursachen der Gründung der Bank. — Charakter und Zweck derselben. — Bankgeld. — Gründung der Bank von Rotterdam. — Handel mit Staatspapieren. — Entstehung und Blüthe desselben. — Allmacht der Amsterdamer Börse. — Börsenschwindel. — Beschaffenheit des Tulpenhandels 335

Achtes Capitel.

Verfall und neues Gedeihen des holländischen Handels.

Die Ursachen des Verfalls des Welthandels. — Parallele zwischen der holländischen und englischen ostindischen Compagnie. — Schulden und klägliches Ende der ersteren. — Trostlose Zustände auf Java. — Eroberung der Insel durch die Engländer. — Neue Besitzergreifung durch Holland. — Die Zustände Javas

Seite
verschlimmern sich. — Anleihen, Kriege, Deficits. — Gründung der Handels-Maatschapij. — Pakhuismeesteren. — Furchtbarer Aufstand des Diepo Negoro. — Glückliches Wirken des Generals van den Bosch. — Javas Gedeihen 338

Zweite Abtheilung.

Statistische Darstellung der gegenwärtigen Handelsbewegung.

(Nach officiellen Quellen.)

Erstes Capitel.

Handel.

Seite
Der Handel in den verschiedenen Häfen der Niederlande. — Der Handel im Jahre 1858 dem Werthe nach. — Der Handel von 1846—1858 ausgedrückt in Prozenten. — Der Handel an der Seeseite und an der Landseite. — Stand des niederländischen Welthandels. — Handel mit den Zollvereinsstaaten. — Der Tauschhandel mit den zehn bedeutendsten Ländern. — Die wichtigsten Handelsartikel nach ihrer Werthsumme . . 344

Zweites Capitel.

Schifffahrt.

Die Seeschifffahrt. — Ein- und ausgelaufene Schiffe. — Verhältniss der niederländischen und fremden Flagge von 1831 bis 1859. — Die fremden Schiffe gegenseitig verglichen. — Woher die Schiffe kamen und wohin sie gingen. — Die Häfen der Niederlande. — Die wichtigsten Häfen mit Angabe des Ein- und Auslaufs der Schiffe. — Die Frachtfahrt. — Die Schifffahrt auf den Flüssen und Canälen. — Die niederländische Handelsmarine 353

Drittes Capitel.

Handel und Schifffahrt auf dem Rhein.

Die über Lobith gegangenen Güter von 1832—60. — Die Schiffe, welche Lobith passirten. — Die Schiffe nach ihrer Nationalität. — Die wichtigsten Rheinhäfen. — Waarenversendung per Eisenbahn 358

Viertes Capitel.

Die niederländische Bank . . . 360

Vierter Abschnitt.

Niederländische Industrie.

Erstes Capitel.

Historischer Ueberblick . . . 361

Seite

Zweites Capitel.

Gegenwärtiger Stand der Gewerbs- und Fabriksindustrie . 364

Fünfter Abschnitt.

Landwirthschaftliches.

Erstes Capitel.

Reichthum der Niederlande an Torflagern. Nieder-, Mittel- und Hochmoore. — Urbarmachung derselben. — Die eigenthümliche Bewirthschaftung des Urtorfbodens oder das Moorbrennen. — Nahrung des Moorcolonisten. — Geschichtliches über die Moorcultur. — Wirthschaftliche Bedeutung des Torfes. — Classische Citate . . . 370

Zweites Capitel.

Allgemeine Bemerkung über Landbaustatistik. — „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ — Praktische Mittel zur Beförderung einer rationellen Landwirthschaft. — Günstiger Stand der Landwirthschaft in den Niederlanden. — Preise von Grund und Boden. — Ueber die Ursachen der Verschiedenheit der Preise. — Mittlerer Ertrag des Bodens. — Statistische Notizen über den Stand der Viehzucht. — Vieh-Ausfuhr. — Lungenseuche. — Marktpreise einiger Consumtions-Artikel zu Leiden 374

Sechster Abschnitt.

Armenwesen und Wohlthätigkeit.

Erstes Capitel.

Ueber die Ausübung der Wohlthätigkeit in den Niederlanden. — Grundsätze des Armengesetzes. — Grosse Anzahl wohlthätiger Anstalten und Vereine. — Die Wohnungen, ein wichtiges Moment der Armenpflege. — Ueber Besteuerung der Lebensmittel. — Aufhebung der Brodtaxe. — Leihhäuser, Sparbanken, Sparkassen 379

Zweites Capitel.

Armenwohnungen . . . 383

Drittes Capitel.

Armen- und Bettler-Colonien.

Einleitende Bemerkung über Armenwesen. — Bildung der „Wohlthätigkeitsgesellschaft.“ — Mitgliederzahl und Mittel derselben. — Erster Colonisirungsversuch. — Die freien Colo-

Seite
nien und ihre Organisation. — Waisen- und Bettlercolonien. — Ein Besuch in der Bettler-Anstalt zu Ommerschans. — Cultivirte Gründe. — Thätigkeit der Bettler. — Das eigenthümliche Geld der Armen- und Bettlercolonie. — Strenge Zucht. — Trennung der Geschlechter. — Keine Regel ohne Ausnahme. — Hausordnung. — Bizarre Kleidung. — Fluchtversuche. — Wächtergebäude zu Ommerschans. — Colonie Veenhuizen. — Resultate der Armencolonien. — Schulden. — Beträchtliche Zuschüsse des Staates. — Apathie des Volkes und einige Gründe dafür. — Bevölkerung der Armen- und Bettlercolonien. — Ackerbauschule zu Wateren . . . 385

Viertes Capitel.

Die Ackerbaucolonie „Niederländisch Mettray."

Gründung und Zweck der Colonie. — Jährlicher Subventionsbetrag für einen Zögling. — Erziehungsplan. — Sprichwortsystem. — Anzahl der bereits entlassenen Zöglinge. — Finanzielles 395

Siebenter Abschnitt.

Bewegung der Bevölkerung.

Politische und wirthschaftliche Bedeutung der Kenntniss der Bevölkerung. — Naturgesetz. — Bevölkerung in früheren Zeitabschnitten. — Trauungen nach den verschiedenen Kategorien und Altersclassen. — Auffallende Altersverschiedenheiten bei Trauungen. — Ehescheidungen. — Geburten. — Mehr Knaben als Mädchen. — Ursachen dieser Erscheinung. — Uneheliche Geburten. — Zwillings- und Drillings-Geburten. — Todtgeborne. — Sterbefälle nach dem Geschlecht und nach Altersclassen. — Ueberschuss der Bevölkerung. — Auswanderung . . . 398

Fünfter Theil.

Geistige Cultur in den Niederlanden.

Erster Abschnitt.

Sprache.

Abstammung der alten niederländischen Sprache. — Ihre Zersplitterung in Mundarten. — Ausbildung des holländischen

Seite

Dialektes zur Bücher- und Gelehrten-Sprache. — Holländische Sprichwörter aus dem Seeleben und der Schifffahrt. — Derber Witz darin. — Altfriesische Sprichwörter in holländischer und deutscher Uebersetzung 411

Zweiter Abschnitt.

Nationalliteratur.

Charakter der älteren niederländischen Nationalliteratur. — Sängerzünfte der „Reederijkers." – Zweck und Einfluss derselben auf die Poësie. — Kammerspiele. — Grosse Ausbreitung und Untergang der Sängerzünfte. — Die „Reederijkerkamer," genannt „In liefde bloeiende" in Amsterdam. — Philipp von Marnix. — Eine Dichterfamilie. — Die poëtische Frau. — Das Geusen-Liederbuch. — Busspsalm des Herzogs Alba. — Pieter Corneliszoon Hooft (biographische Skizze). — Die Perle. — Jost van den Vondel, sein Leben und Dichten. — Stellen aus „Lucifer." — Vater Cats und seine Werke. — Daniel Heinsius. — Aus dem „Lobgesang auf Bachus." — Jacobus Bellamy. — Der Verräther am Vaterland. – Willem Bilderdijk begründet eine neue Epoche in der holländischen Literatur. — Hollands lebende Dichter und Romanschriftsteller 415

Dritter Abschnitt.

Schöne Künste.

Holländische Malerschule. — Die lebenden Maler, Bildhauer, Architekten und Ingenieurs in Holland 441

Vierter Abschnitt.

Wissenschaften.

Erstes Capitel.

Niederlands früherer Ruhm in den Wissenschaften. — Universitäten. — Spinoza's biographische Skizze 443

Zweites Capitel.

Die Nationalökonomik in den Niederlanden. – Ansichten davon im Auslande. — Die Nationalökonomie und die Regierung. — Die lebenden Vertreter der Wissenschaften überhaupt in den Niederlanden. — Holländischer Büchermarkt 417

Seite

Fünfter Abschnitt.

Unterricht und Bildung.

Unterrichtsgesetz. — Elementarunterricht. — Stand der Volksbildung. — Anzahl der Volksschulen, Lehrer und Schüler. — Verhältniss der Schüler zur ganzen Bevölkerung und zum Lehrerpersonal. — Unterricht für Gefangene, Blinde, Taubstumme und Idioten. — Technische und gelehrte Schulen und Universitäten. — Ihre Frequenz. — Unterschied zwischen Universität und Athenäum 451

Sechster Abschnitt.

Ueber die Erfindung der Buchdruckerkunst . 455

Schlusswort 460

Unterhaltende Zugabe.

Gerrit Witse.

Novelle.

Studentenangst 463
Elternfreude 473
Mädchens Plage 479
Herzlichkeit von Freunden 490
Doctors Freud und Leid 516

Niederländische Volkshymne

nebst einigen

alten Volksliedern.

Wien Neêrlandsch bloed in de aders vloeit. — Wij leven vrij, wij leven blij. — Wilhelmus van Nassouwen. — Daar komt Pauwel Jones aan. — Toen onze Griet, dat aardige dier. — Kees, Kees kandelaar. — Schoenlappertje, vetleêr. — Als Pierlala lei in de kist 527

Erster Theil.

Land und Leute.

In Holland.

Das Parfüm von Holland. — Riesen-Schildwachen. — Landschaftsbilder. — Ihre Prosa und ihre Poesie. — Niederländische Wildnisse und Wüsten. — Die Seele der Landschaft. — Holland ein Holzschnitt.

Sind deine Sinne nicht umnebelt, lieber Leser, von einem leisen Torfgeruche, der die Lüfte schwängert? Es ist das Parfüm von Holland. Wir sind in dem sonderbarsten und entlegensten Lande, das man durchstreifen kann, ohne Europa zu verlassen. Oder zweifelst du noch? Blicke um dich, in die Landschaft hinaus mit dem trockenen, nüchternen, klaren Ton. Flach und weit geht das Bild hinaus, ohne Hügelwellen, ohne Abwechselung. Der blasse Himmel liegt fern ab, nicht mit einem duftweichen Gebirge zusammengeschmolzen. In der weiten Ebene stehen überall die Windmühlen, wie Schildwachen des Landes, gespenstisch mit den langen Armen gesticulirend. Und wie sich dort ein Kirchthurm keck aus seiner Baumumgebung herausstreckt! Sonst aber nichts Hohes, kein grüner Hügel, auf dem das irrende Auge ausruhen könnte; kein steiler Pfad, der zu einer verlockenden Aussicht zu führen verspricht. Nirgends der Busen der Erde aufgerissen und seine Geheimnisse enthüllt, nirgends ein Thor zu einem die Neugierde reizenden Thale; nirgends auch nur eine Reihe von Felsen oder Steintrümmer,

die den einstigen Kampf des Okeanos und des Vulkan bezeugen könnten. Nur plattes grünes Land, besät mit Schafen und Kühen. Ueberall Weidenbäume, überall Wasser, aber schlafendes Wasser, in enge Betten gedrängt, in geraden Linien gezogen. Da gibt's keine Willkür in Breite und Richtung, keine natürlichen Krümmungen, sondern nur schroffe, spitze Winkel. Nirgends blinkt im Bette der niederländischen Kanalflüsse ein reiner Kiesel, nirgends schäumt eine Welle am hemmenden Steine. Die Wasser rauschen nicht, sie brausen und murmeln nicht, sie eilen nicht; lautlos schleichen sie dahin. In den niederländischen Seen wohnen keine Nymphen in geheimnissvoller Tiefe, die aus ihren Krystallpalästen sehnsüchtig nach dem prallen Fischerjüngling ausschauen. Der See ist hier kein klares Wasserauge — eine trübe, seichte, ungeheuere Pfütze ohne Tiefe, ohne Geheimniss ist es. Wasser und Land sind in Holland nicht so geschieden wie bei uns. Dort leben beide Elemente in einem ewigen Concubinate, und überall verrathen die Grasspitzen und Schilfhalme die heimliche Nähe der Erde.

Die Werke, die der Mensch in dieser Landschaft ausgeführt hat, ergänzen noch die unendliche Prosa. Die Dämme und Deiche, welche er aufhäufte, die Kanäle, welche er grub, beweisen, wie gründlich er als Schulmeister die ganze Natur unter Aufsicht genommen. Das Wasser fliesst nach seinem Willen, die Bäume längs der Landstrassen, längs der Grenzen seiner Felder hat er wie Soldaten in Reihe und Glied aufgestellt. Die Gräser wachsen alle nur in der vorgeschriebenen Höhe, die Acker- und Gartenpflanzen stehen so uniform da, wie die Zöglinge eines Militär-Erziehungsinstituts. Unkraut, die freien wilden Kinder der Natur, gibt es in Holland nicht. Doch muss man das nicht so nach dem Buchstaben nehmen, sondern im Grossen und Ganzen; ebensowenig als die Behauptung, dass alle niederländischen Gewässer künstlich gestaltet seien. In den

nördlichen und östlichen Provinzen gibt es Torfmoore, deren Birkengehölze und wilde Einöden mit hübschen angebauten Dorfoasen unterwebt sind. Sie bieten sich allenthalben neben den Marschen dar, und mit beiden ist wieder die Haidegegend verschwistert, deren gesellige Kräuter im Sommer lieblich erblühen und ganze weite Landstriche mit Duft und Rosenschimmer erfüllen. Ja zuweilen fügen dünne Gehölze von Föhren und verkrüppelten Eichen dem einförmigen, melancholischen Haideteppich anmuthige Waldscenen ein, sowie Ruisdael sie auffand und malte. Auch gibt es in einigen Theilen der Niederlande viele Gewässer, die noch hinreichende Naturfreiheit, noch genug Rohrwaldung, Wasserdickicht und Uferzerrissenheit mit unregelmässiger Ausbildung der Breite und Tiefe besitzen. Es gibt sogar auch noch hie und da Wasserfälle von 6 bis 7 Fuss Höhe.

Tiefes Schweigen liegt über jeder Landschaft. Da sinkt die Sonne — und herrliche Lichter und ein Meer von Glanz giesst sie über die Wiesen und Grachten (Kanäle) aus. Das nüchterne Panorama erscheint nun so warm, so schmeichelnd und zart wie eine Liebkosung. Nette rothe Häuschen grüssen wie frisch gewaschene Bauernmädchen am Sonntag aus dem Baumgrün herüber. Das Ganze ist von einer Harmonie umflossen, die tief zum Herzen dringt.

Die holländische Landschaft ist nicht eintönig langweilig, aber zum Himmel musst du aufschauen, zu seinen grossen Wolken in tausend wechselnden Gestalten und Farben. Die „Segler der Lüfte“ beleben das landschaftliche Bild. Der holländische Himmel ist nicht in dem südlichen, zudringlichen Lichte gebadet, das den Wanderer ganz in Anspruch nimmt; er strahlt in einem bescheidenen, klugen und doch lebendigen Lichte, das jedem Dinge seinen Werth lässt. Die Seele der Landschaft ist aber immer das Wasser. Silbern umzieht es wie ein Gürtel die üppigen saftig grünen Wiesen, silbern blitzt es durch das Laubwerk

der unabsehbaren Weidenpflanzungen. Holland gleicht einem Holzschnitte, einer durch das Stereoskop gesehenen Photographie — sauber, bestimmt, zierlich, reich an artigen Kleinigkeiten. Und über seinen Wassern schwebt der Genius des Handels, des Fleisses, des Wohlstandes.

Windmühlen.

Holland, das Dorado eines Don Quixote. — Beschreibung der Windmühlen. — Luxus derselben. — Grosse Rolle des Windgottes in der Cultur der Niederlande. — Verrichtungen der Windmühlen. — Windmühlencapital. — Komische Bewegungen. — Die Kornmühlen; malerischer Stoff derselben. — Die Windmühle von einem deutschen Dichter besungen.

Sonderbares Land! Die Strassen liegen häufig tiefer als die Kanäle, welche nach allen Richtungen sich kreuzen. Und gar der Wald von Windmühlen! Ueberall hängen ihre Flügel wie Spinnengewebe am Horizonte. Die Windmühlen sind für die Physiognomie einer holländischen Landschaft ebenso nothwendig, als die Nase für ein Menschengesicht. Betrachten wir so einen Riesen des Don Quixote von Angesicht zu Angesicht.

Aus der Erde steigt ein dicker (gewöhnlich unförmlich) aufgemauerter Kegel, wenn möglich auf einer kleinen Erhöhung, und verjüngt sich nach oben zu sehr stark. Die Mitte des Bauches umgürtet eine plumpe Gallerie. Auf dem Kopfe sitzt eine runde unförmliche Dachkappe, die nach einer Seite senkrecht abgehackt ist. Hier nun reckt sich das Windrad heraus, ein riesiger Haspel mit vier langen Armen, deren breite Fläche bei allen vier anders gewendet ist, um die Winde aller vier Himmelsgegenden abfassen zu können. Die Arme sind selten kürzer

als 80 Fuss, oft aber länger als 120 Fuss, und krächzend und schwerfällig bewegen sie sich, wie Spinnenungeheuer anzusehen. Im Innern des Thurmes befindet sich die von dem Rad in Bewegung gesetzte Maschine. Manche Windmühlen gleichen festen Thürmen. Andere kleinere, aus Ziegelsteinen oder Holz gebaut, sind grell bemalt, zuweilen verschwenderisch mit goldenen Zierrathen ausgestattet und kokettiren, stolz auf ihre Flügel, mit den lüsternen Winden.

In anderen Ländern, die mehr Bodenneigung haben, gewährt das fliessende Wasser die hauptsächlichste Bewegungskraft für die Maschinen. In Holland dagegen ist das Wasser so träge, dass es als Arbeiter untüchtig wird; vielmehr stagnirt es fast allenthalben, und dieses anderswo beweglichste und selbstthätigste aller Elemente muss hier selbst wieder bewegt, gehoben und getrieben werden. Glücklicherweise aber streckt sich die holländische Halbinsel so weit in das Meer hinaus, dass sich fast unaufhörlich ein Luftstrom darüber ergiesst. Die Winde spielen darum eine grosse Rolle in der Culturgeschichte des Landes, und manche jetzt blühende Gegend würde noch unter dem Sumpfwasser des Lichtes und der Erlösung harren, wenn Aeolus mit seinem starken Odem die Windmühlen nicht triebe.

Der Hauptdienst derselben ist die Entwässerung. Ganz Nordholland, von einem Ende zum andern, ist mit Schöpfmühlen gefüllt, die meistens durch archimedische Schrauben wirken und bei einfacher Construction erstaunliche Mengen Wasser heben und ausschütten. Mitten in reichen Fluren erheben sich Windmühlen in allen Formen und Grössen. Sie treiben Wasserräder und dienen als Schöpfmühlen bei den Poldern.

Die Wälle der Städte starren von Windmühlen, die Korn mahlen, Holz sägen, Oel schlagen, Tabaksblätter reiben, Papier formen, Hanf klopfen, Kaffee und Chocolade mahlen u. s. w. Manche, die für grosse industrielle und Handelszwecke arbeiten, sollen ein Be-

triebscapital von mehr als 100,000 Gulden erfordern. Die Zahl dieser ungeschlachten Riesen ist Legion. Kein Lufthauch kann ihnen entschlüpfen. Ihre Bewegungen sind meistens komisch langweilig, gerade als wenn eine dicke alte Holländerin einen Hops machte und eine ganze Gesellschaft ihr dieselbe Bewegung nachahmte: die eine keuchend und plump, die andere lustig herum, die dritte feierlich ernst ...

Unter all den verschiedenartigen Windmühlen, welche in der holländischen Landschaft vorkommen, haben sich die niederländischen Maler immer nur eine Gattung derselben zum Vorwurf genommen, nämlich die Korn- oder Mehlmühlen *(Korenmolens)*. Wir erinnern nur an Rembrandt's berühmte Kornmühle. Wirklich liefert auch nur diese Gattung den poëtisch anregenden Stoff, dessen ein Gemälde bedarf. In den grossen Kornmühlen lassen sich die Müller zum Theil häuslich nieder, während die Schöpfmühlen vereinsamte Maschinen sind. Zur Kornmühle kommt der kleine Bauer mit seinem Freunde, dem Esel, heran, welcher den Getreidesack trägt. Der weissbestäubte Müller unterhält sich, auf einen strotzenden Mehlsack gelehnt, mit den um ihn gesellig gruppirten Bauern; kurz viele ansprechende Scenen spielen in und bei der volksthümlichen Kornmühle. Dazu kommt noch, dass die Kornmühlen meistens auf den höchsten Punkten des flachen Landes liegen, entweder auf dem Gipfel eines Sandhügels oder auf alten Bastionen und Stadtwällen, weshalb man schon der schönen Aussicht wegen die Kornmühle zum Ziele seiner Promenade wählt. Auch hat sie ein deutscher Dichter also besungen:

Vom ersten Hauch des Windes aufgebläht,
Entfaltet auch die Mühle ihre Flügel;
Dort lehnt sie mit gespreizter Majestät
Den schwanken Bau in sandiges Gehügel.
Mit feiner Kunst verleimt ist jedes Brett,
Verbunden alle Latten, Sparren, Klappen,

Mit Farben nett
Verziert die leinenen, papiernen Lappen.
Doch ist's und bleibt's — ein hölzernes Skelett,
Und hohl wie Knochenrasseln, schwirren, springen,
Des Windes Spielzeug, jene Riesenschwingen.

Landstrassen, Wägen und Eisenbahnen.

Chinesische Anklänge. — Im Ofen gebrannte Strassen. — Kosten derselben. — Eintheilung des Strassenkörpers. — Kleine Fusssteige; Kosten und Schwierigkeiten bei der Anlage. — Die Strasse frei von Staub und Bettlern. — Hundegespanne. — Lastthiere des Fischers. — Mangel an vierbeinigen Eseln. — Fuhrwerke. — Nordholländische Droschke. — Die „*Sleede*.“ — Ihre Schilderung von einem deutschen Schriftsteller. — Fahrposten. — Schnorrwägen. — Eisenbahnen. — Ueber den Bau der Amsterdam-Haarlemer Bahn.

Das Reisen in Holland macht auf den Fremden immer einen fremdartigen Eindruck, so etwas wie von China oder Japan tritt ihm entgegen, wo er geht und steht. Um nur gleich das Nächste zu nehmen — wo gibt es noch ein Land, wo die Landstrassen im Ofen gebrannt sind, wo sie sorgfältig, so reinlich prächtig wie die Alleen eines Parkes unterhalten werden? Denn die meisten Strassen in Holland sind mit „*Klinkers*“ (kleinen harten braunrothen Ziegelsteinen) gepflastert, darum eben und dauerhaft und stossen dem Fahrenden nicht die Seele aus dem Leibe. Freilich kostet die Meile einer solchen gebrannten Strasse an zwanzig bis sechsundzwanzig tausend Gulden, aber da die schweren Güter die Wasserstrassen einschlagen, so werden die Landwege von dem leichteren Fuhrwerke nicht stark abgenützt.

Auf dem Strassenkörper befindet sich gewöhnlich ein Pfad für die Schiffszieher, ein mit Sand bestreuter Pfad für Fussgänger, ferner die eigentliche mit *Klinkers* gepflasterte Strasse

für Fuhrwerke und endlich noch ein lockerer Reitpfad. Diese vortrefflichen Strassen sind hier wie anderwärts die einzig wohlthätigen Erinnerungen an Napoleons I. neues Cäsarenreich.

Allein nicht bloss die grossen Landstrassen, sondern selbst die kleinen Fusswege und Feldsteige, die in andern Ländern der Zufall gebildet hat, und von deren Entstehung und Alter Niemand etwas zu sagen weiss, selbst diese sind in den Niederlanden planmässig ausgesteckt, vermessen, mit Kieseln oder Klinkers sorgfältig gepflastert worden. Jeder dieser kleinen Fusssteige hat viel Nachdenkens, viele Kosten veranlasst, kurz jeder hat seine Geschichte. Wie viel Hindernisse waren zu überwinden, bis die Dorfbewohner über die Richtung einig waren, bis die widerspenstigen Grundeigenthümer die nöthigen Landabschnitte hergaben, bis die Ablösungssumme und Herstellungskosten beschafft waren!

Auf den Landstrassen begegnet man wenig Staub und wenig Bettlern — aber vielen Hundegespannen (besonders zwischen Haag und Scheveningen), welche an Lappland mahnen. Böse, bissige Köter, abgehungert und von schlechtem Aussehen. Sie ziehen unglaubliche Lasten von Fischen, Holz, Milch, Früchten und Gemüsen. Das wirkliche Zug- und Lastthier des Fischers ist sein Hund oder sein Weib. Selten sieht man einen vierbeinigen Esel. Oft sind zwei, drei und vier Hunde neben einander an einen schwerbeladenen zweirädrigen Karren gespannt, und noch einer oder zwei unter demselben. Ja zuweilen hocken noch drei und vier Personen nebst einem zahlreichen Kinderneste auf dem Karren.

Auch die übrigen holländischen Fuhrwerke erregen unsere Aufmerksamkeit, besonders die nordholländische Droschke. Dieselbe steht auf zwei mächtig grossen Rädern und hat nur für zwei Personen Platz. Sie ist durchgehends mit einem schimmernden Olivengrün lackirt, mit bemaltem und vergoldetem Schnitzwerk verziert. Das Ganze gleicht einer unförm-

lichen, auf grosse Räder gestellten Muschel mit einem ungeheuren, kühn geschweiften Schwanenhalse, auf dessen Ende in schwindelnder Höhe der Kutscher sitzt.

Ein anderes alterthümliches Möbel von Kutsche ist die „*Sleede*" (Schlitten), deren Kasten auf einem eisenbeschlagenen Gestelle ruht, das leicht wie ein Schlitten über das glatte, schmierige Steinpflaster wegschlüpft. Die *Sleede* ist besonders bequem für alte und kranke Leute, da man in sie hineingehen kann, ohne zu steigen. Eine Grösse unter den deutschen Autoren schildert die *Sleede* also:

„Leser, lieber, langmüthiger Leser! Der dies schreibt, kennt und kannte so ziemlich alle Gattungen Fahrzeuge in der civilisirten und uncivilisirten Welt, schwimmende und rollende, gleitende und schleichende, Karren, Schiffe und Schlitten. Ich bin als Junge auf manchem Heuwagen gefahren, von Ochsen gezogen, später mit Stellwagen, Zeiselwagen, Gesellschaftswagen, Frachtwagen, Postwagen, sogar einmal als Student mit einem Leichenwagen. Und dennoch, lieber, sehr langmüthiger Leser, fiel ich vor unauslöschlichem, unbezwingbarem Satanslachen schier auf die blanke, fremde Erde, als ich das unser harrende holländische Gefährde gewahr wurde. War's ein Gig, eine Fly, eine Droschke, ein Cab, ein Cabriolet? Nichts von dem allen. Ein Ungeheuer war es, ein Zwitterwesen, halb Wagen, halb Schlitten, oben eine dickbäuchige, ausgeschweifte, alte, zerbrechliche Superintendentenkutsche, unten zwei plumpe, breite, steife, schwere lappländische Kufen. Ich trauete meinen Augen kaum. Wirklichkeit! Bisher, ich gestehe es, hatte es mir immer eine Mythe gedäucht, die Erzählung eines Reisenden, wenn von diesen Fuhrwerken die Rede war. Und da stand nun eines in Lebensgrösse vor mir, und der Kutscher schnitt ein grimmiges Gesicht zu unserer Heiterkeit, während er unsere Effecten in die Noahs-Arche einlud.

Zehn Personen hatten bequem Platz. Dahin rutschten wir nun, über das hallende Pflaster des nordischen Venedig" . . .

Nirgends sind die Fahrgelegenheiten mannigfaltiger als in Holland. Auf allen Hauptstrassen fahren Eilpostwägen (Diligencen), die genau zur festgesetzten Zeit, meistens von Stunde zu Stunde, während des Tages abgehen. Alle Fahrposten sind im Gegensatz zu den deutschen lediglich Privatunternehmungen, doch stehen sie unter Aufsicht der Postadministration und bedürfen einer königlichen Concession. Die Diligence darf nur Personen und Packete, aber keine Briefe mitnehmen. Die Briefpost ist eine Staatsanstalt. Ausser den Diligencen gibt es sogenannte Schnorrwägen, welche für billigen Preis jeden Augenblick zum Fahren bereit sind.

In Holland sind die Entfernungen ohnehin grösstentheils gering, und der Zaubermantel des Dampfes hat noch die letzten kleinen Hindernisse bei Ausflügen weggeräumt. Zwischen den Hauptstädten besteht eine directe Eisenbahnverbindung, und über das ganze Land wird ein Eisenbahnnetz geworfen werden, dessen Maschen in die Bahnen der Grenzländer auslaufen.

Die Eisenbahn zwischen Amsterdam und Haarlem ist ein Werk von erstaunlicher Kühnheit. Zwischen dem trocken gelegten Becken des Haarlemer Meeres und den Wogen des Ij läuft sie über einen lockeren schwammigen Boden hin. Tausende und Tausende von Faschinen wurden in den Boden gelegt, dann kam eine Schicht Erde darüber, dann wieder Faschinen und endlich wieder Sand und Gerölle. Der nöthige Sand und die Erde wurden an den Dünen gegraben und in Kähnen auf dem neben der Bahnlinie laufenden Kanale herbeigeführt: kurz, die Strecke, welche die Bahn durchlaufen sollte, musste so zu sagen erst geschaffen werden. Da wo heute die Lokomotive braust, quackten ehedem die Frösche im Sumpfwasser.

Das Leben auf dem Wasser.

Erstes Capitel.

Die Menge der Wasserstrassen und der lebhafte Verkehr auf denselben. — Genrebilder. — Der Wassertransport verhindert viel Thierquälerei. — Thierschutzapostel. — Die *Trekschuit.* — Beschreibung, Grösse und Eintheilung derselben. — Ausstattung des *Roef.* — *Stoofjes.* — Trekschuiten - Bibliothek. — Der Roef im Voraus zu miethen. — Beschreibung des *Ruim.* — Trekschuitengespann. — Das *Jajertje.* — Seine Functionen. — Der Moment des Abfahrens. — Die Fahrt. — Trekschuitliche Gesellschaft. — Lamm und Tiger. — Harmonischer Gestank. — Zwischenact, in welchem der Ofen einfällt. — Schandscenen, in welchen der „süsse Pöbel" spielt.

In Holland gibt es ein Leben, das man anderswo gar nicht oder nur schlecht kennt: das Leben auf dem Wasser. Und unter allen Ländern der Welt könnte Holland am ersten die Eisenbahnen entbehren; denn neben seinen herrlichen, sorgfältig unterhaltenen Strassen hat es so viele Kanäle als andere Länder Landstrassen. Das ganze Land, aller bessere Ackerboden, alle Dörfer und Städte hängen eigentlich an den vielen Kanälen und Flussarmen, wie die Blätter und Früchte eines Baumes an seinen Aesten. Man kann sagen, das Ganze hat sich von den Kanälen und Flussadern aus erbaut und ist eigentlich ein grosses Gewebe von zahllosen Inseln und Inselchen. Das Wasser führt Jeden in seine Stadt, in sein Dorf, in sein Haus. Während die Anlage von Strassen wegen der vielen Brücken und wegen des Mangels an Steinmaterial sehr kostspielig, das Wegegeld hoch und der Transport auf der Axe theuer kam, war das Material zu den Kanälen, das Wasser, überall vorhanden, und der Boden leicht auszugraben. Das zur Seite des Kanals ausgeworfene Erdmaterial erleichterte zugleich den Bau der Strassen, indem dadurch längs der Kanalsäume Dämme gebildet werden, auf denen die Strassen und Wege hinlaufen. Darum wird selbst der

Spaziergänger und Reiter nie den Anblick des Wassers los, überall begleiten ihn Kanäle und Barken.

Wo anders konnten die Wasserwege die Concurrenz der Eisenbahnen nicht aushalten; in den Niederlanden geschieht der Transport grösstentheils noch zu Wasser. Auf dem Meere, auf den Seen und Flüssen gehen die Dampfboote oder kleinen Segelschiffe, die an bestimmten Tagen abfahren; auf den Kanälen die *Trekschuiten*. Was an andern Orten die Karren, das sind hier die „Schuiten.“ Der Gärtner zieht seine mit Gemüsen, Früchten und Blumen gefüllte Barge selbst zum Markte, und all dieses Grün, all diese Frühlingsspenden gewähren, geschmackvoll nach ihren Farben geordnet, einen heitern Anblick auf den schlafenden Wassern der Grachten. Auf den Kanälen kommen und gehen die Milchschiffe, voll von eichenen Kübeln, deren blanke kupferne Henkel und Reife wie Gold blitzen. Die Milchmädchen, derbe frische Geschöpfe, drücken und stossen sich in dem Nachen, und zuweilen sind ganz hübsche Gesichter darunter. Die Bauern bringen ihre Producte zu Wasser zu Markte — Getreide und Käse und unglaublich schöne Butter.

Wie viele Thier- und Menschenquälereien werden dadurch nicht erspart? Da braucht der Fuhrmann nicht Dutzende schweiss- und staubbedeckter Pferde seinem Lastwagen vorzuspannen; da braucht der wandernde Kleinkrämer nicht auf dem eigenen dürren Nacken seinen Kasten zu tragen — mit schlotternden Knieen, mit sorgenvollem Angesichte, als das leibhaftige Abbild der Mühsal. In Holland sind dem Lustwandler diese humorversäuernden Scenen erspart. Die grössten Lasten schlüpfen, vom Wasser getragen, vom Winde getrieben, leicht und bequem von Ort zu Ort. Die dicken, wuchtigen Waarenballen gleiten, ohne Schweissströme zu erpressen, bis vor die Thüren der Waarenhäuser. Der Bauer bringt seine Früchte nicht nur zu Wasser zu Markte, er fährt auch zu Wasser auf seine Korn- und Wiesenfel-

der, deren Segen der starke Nacken des Wassers willig heimführt. Ueberall ist die Peitsche durch das Ruder verdrängt. Sogar dem Viehe nimmt man die Mühe des Wanderns ab. Man baut ihm schwimmende Stallungen, die auf den Kanälen bis an's Schlachthaus gleiten. Daher weniger Staub auf den Landstrassen und in den Städten, daher auch weniger Thierquälerei. Herr Hofrath Dr. Perner würde in Holland nur ein beschränktes Feld für seine Thätigkeit finden.

Das volksthümlichste Beförderungsmittel für Personen sind aber und bleiben die Ziehschiffe — *Trekschuiten*. Auf den Trekschuiten schwimmt Alt-Holland mit seiner ganzen Originalität der Sprache und der Sitten. Auf den Dampfern und Eisenbahnen begegnet uns ein kosmopolitisches Publikum und weit öfter klingt uns dort das tändelnde Französisch an als die breiten, gravitätischen Gurgellaute des Holländischen. Desgleichen machen diese Bootfahrten und Kanalscenen geradezu den Hauptreiz der holländischen Landschaft aus. Kurz, ein Holland ohne Trekschuiten lässt sich gar nicht denken!

Ich glaube, die Arche Noah's ist das Vorbild der Trekschuite gewesen — halb Schiff, halb Omnibus. Gewöhnlich ist diese holländische Arche grün angestrichen, hat eine Länge von circa 30 Fuss und kann 30 bis 40 Personen fassen. Sie ist in zwei Räume abgetheilt, der vordere grössere heisst der „*Ruim*“, und dient zur Aufnahme von Personen und Gepäck; der hintere vornehmere Theil heisst der „*Roef*“, wo es mehr kostet als im Ruim. Um von einem Raume in den andern zu gelangen, muss man über das Verdeck, oder besser gesagt, über das Dach der Arche steigen; denn man darf nicht vergessen, dass diese unten Schiff, oben Omnibus ist. Von dem kleinen freien Platz am Steuer führt eine niedere Thür mit zwei Flügeln in den Roef. Dieser Raum, bestimmt für den „Rahm der trekschuitlichen Gesellschaft“, ist winzig klein, hat kaum Platz für 10 Personen,

ist aber mit einem gewissen Geschmack eingerichtet. Die vier oder fünf Fenster haben nur je eine Scheibe, und blaue oder rothe Vorhänge dämpfen das unbarmherzige Tageslicht. In der Mitte steht ein Tischchen und darauf das vestalische Feuer, oder prosaisch gesprochen, ein kupfernes oder irdenes Gefäss mit glühendem Torf und ein detto für die Tabaksasche. Beide glänzen und funkeln, so blank gescheuert, wie dies nur die holländische Reinlichkeit vermag. Eine Matte, ein Spiegel und für die Damen einige hölzerne Fussschemel *(stoofjes)*, die im Winter kleine irdene Gefässe mit etlichen glimmenden Torfstücken enthalten, vervollständigen die Einrichtung. An beiden Seiten laufen an den Wänden gepolsterte Bänke hin, auf denen die Passagiere wie in einem Stellwagen einander gegenüber sitzen. Zuweilen stehen auf einem Brette einige Bände, welche die Schiffsbibliothek bilden und dem geistigen Bedürfnisse Nahrung spenden. Ohne Scherz! Aus dieser einfachen aber bequemen Einrichtung athmet der ganze nationale Charakter der Holländer! —

Man kann den Roef einer Trekschuite sogar schon einige Tage vor der beabsichtigten Reise miethen; denn das Fahrzeug geht und kommt am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde. Die Trekschuite ist unfehlbar wie das Schicksal. Will man also einen oder mehrere Plätze im Voraus „belegen", so wendet man sich an den Agenten der Bargen, welche auf einer bestimmten Route fahren. Ist der Roef nicht im Voraus vermiethet, so kann man nach Belieben, d. h. bis er voll ist, Platz nehmen, wenn man es nicht vorzieht, auf dem Dache selbst unter freiem Himmel und bei frischer Luft Platz zu nehmen.

Der Ruim, oder die „Kammer der Gemeinen" hat drei Reihen Bänke, welche den Raum der ganzen Länge nach durchlaufen. Der kleine freie Raum am Schiffsschnabel dient als Stapelplatz der Ballen, Kisten und Tonnen. Am Hintertheile aber steht gravitätisch der Steuermann, der ohne Unterlass raucht

wie ein Dampfboot. Auf dem Vordertheil der Arche steigt eine zum Range eines Mastes erhobene Stange auf, von deren Spitze zum Ufer ein langes Seil hinausgeht, an das ein oder zwei dürre Klepper gespannt werden.

Die Stunde der Abfahrt schlägt. Eine Glocke ruft die Nachzügler an Bord, das Zugpferd langt an, und ein Junge hockt darauf, bucklig und verwachsen. Statt des Sattels hat er eine Strohdecke unter seinem spitzen „Werthesten". Mit vollen Lungenflügeln stösst er in die übelgelaunte Trompete, deren abscheuliche Quaks aus einem wohlbevölkerten Ententeste hervorzuquellen scheinen. Dieser Junge heisst „*het jagertje*" (der kleine Treiber), und seine schlechte blecherne Trompete hat ungefähr die Form eines Jagdhorns. An manchen Plätzen hängt dem „*jagertje*" auch ein Ochsenhorn über die dürren Schultern, womit er die Signale gibt zur Abfahrt der Schuit, zum Oeffnen der Schleusen, zum Aufziehen der Kanalbrücken oder um die entgegenkommenden Schuiten zu warnen. Am häufigsten zeigt er jedoch dieses Alles durch S c h r e i e n an. Endlich setzt sich der lebensmüde Gaul mit klapperndem Gebein und allzu sichtbaren Rippen in einen verzweiflungsvollen Hundetrab — der Pferdejunge würgt eine Fanfare aus der ochsenhornigen Trompete, ein gelinder Ruck, und am stramm angezogenen Stricke gleitet seine nachschwimmende Bürde dahin.

Man muss es zugeben, das Fahrzeug lässt sich keinen Excess in der Schnelligkeit zu Schulden kommen, und die reisenden Holländer würden ohne Zweifel darüber auch sehr aufgebracht werden. Es geht langsam, aber die braunen Wasser des Kanals sind so friedlich, das Fortrutschen der Schuit so sanft, dass man keine Bewegung verspürt und kein anderes Geräusch hört, als das schwach plätschernde Kielwasser unter dem Bauche der hölzernen Schildkröte.

Um ächt niederländische Genrebilder zu sehen, setzen wir

uns am Sonntag bei günstigem Wetter auf eine Trekschuit, die eine recht frequente Strecke, etwa zwischen Haag und Amsterdam befährt. Die Barge ist dicht besetzt, aber es wird sich schon noch ein Plätzchen finden.

Die noblere Abtheilung des *Roef* kennen wir schon; besehen wir uns drum die Passagiere im *Ruim.* Weil, wie schon gesagt, das Wetter gut ist, sitzt auf dem Verdecke, wer nur immer eine Ecke oder einen Fussbreit Raum gewinnen konnte — gerade so wie auf unsern Stellwägen. Wir drücken uns zum *Ruim* durch. Ungeheure Tabaksdampfwellen dringen uns entgegen, wir reiben die Augen und sehen uns um. Hier herrscht vollkommene Harmonie. Das Lamm weidet neben dem Tiger: die Dienstmagd schläft neben dem Füselier. Und zwischen den Menschen, die in den Rauchwolken hocken, die lachen, schwatzen, gaffen, schlafen oder rauchen, liegen Regenschirme, Stöcke, Taschen, Säcke, Kisten, Kasten, Körbe und Fässchen mit Thran und Theer, mit Crevetten und Käse, und das Alles stinkt so harmonisch zusammen, dass wir nach Luft schnappen wie ein Fisch am trockenen Strand.

Ein plötzlicher Ruck! Der Ofen fällt ein, die Frachtstücke kollern über die Passagiere, die Weiber schreien, die Männer lachen, der Schiffspatron flucht wie ein Landfuhrmann. Die Barge ist mit einem andern Fahrzeuge, das in entgegengesetzter Richtung herkommt, zusammengestossen! Die Schiffer tauschen in sicherer Entfernung einige Grobheiten aus, und die Schuit kriecht friedfertig weiter.

Und nun noch ein anderes Bild, auch ein Charakterbild, freilich schlimmerer Art. Die Trekschuit kehrt Abends zurück, vollgestopft mit betrunkenen Gesellen, frechen Mägden und Knechten (so nennt man allgemein die Bedienten). Die plattesten, gemeinsten Gassenhauer werden abgebrüllt, rohe Zoten fallen dicht wie Hagelkörner, und selbst der unbetheiligte Fremde

bleibt nicht verschont von den tölpelhaften Witzen. Vorüberfahrende werden angerufen und beschimpft, die Schnapsflasche kreist, die Gesichter glühen blutroth. Und dazu das fliegende zerraufte Haar der Weiber, ihr nackter Hals, ihre ekelhaft lüsternen Blicke und Geberden. . . . Ja, der „süsse Pöbel" gleicht sich in allen vier Ecken der Welt!

Zweites Capitel.

Abfahrtszeit und Fahrstrecke der Trekschuiten. — Häusliche Scenen. — Strümpfe als Zeitmesser. — Der Trekschuiten-Virtuos. — Häufiges Anhalten der Trekschuit und die Ursachen davon. — Geheimnissvolles Verschwinden des Trekschuitencapitäns. — Wiedersehen im Wirthshause. — Schnapsvorräthe. — Wachholder-Branntwein und die Augen der Wirthin. — Trekschuiten-Galopp. — Naseweisheit und ihre Strafe. — Wie der Patron der Barge aussieht. — Einsammeln des Fuhrlohns. — Landschaftsbilder. — Trekschuiten zum Uebernachten. — Die Operation der Theebereitung. — Sitteneinfalt. — Sonnenuntergang. — Das Fest der Wasserblumen. — Nachtidylle. — Odem Gottes.

Die Trekschuiten gehen täglich zu bestimmten Stunden nicht blos von allen Städten sondern selbst von mehreren Dörfern Hollands ab und kehren wieder zurück. Manche befahren regelmässig nur kurze Strecken, wie die zwischen Haag und Amsterdam; wieder andere aber vermitteln den Verkehr zwischen entfernteren Plätzen. — Dauert die Fahrt lange, so richtet sich Jedermann häuslich ein, so gut es eben geht. Man schreibt, isst, trinkt und schläft, kurz man setzt seine Geschäfte fort, wie zu Hause. Denn der Holländer geht sparsam mit dem Stoffe um, an dem das Leben zehrt, nämlich mit der Zeit. Zuweilen trifft es sich, dass plötzlich einmal das Gespräch stockt, und ein gemüthliches Schmacken wird hörbar. Diese Töne, so unartikulirt

sie sind, kommen uns just ganz bekannt vor. Richtig! dort sitzt Einer beim geöffneten Schnappsacke, mit den Kinnbacken werkend und mit verklärten Augen seine guten Bissen musternd. Die Weiber nehmen ihr Nähzeug vor, und die älteren unter ihnen den prosaischen Strickstrumpf, nach dessen Wachsen sie sogar die Entfernungen bemessen: diese Stadt ist von jener z. B. einen halben Strumpf entfernt. Zuweilen hockt vorn auf der Barge ein Orgelmann, der die langweilige Fahrt durch das Ableiern seiner Tänze und Lieder noch langweiliger macht.

Trotz ihrem Schildkrötengalopp hält die Trekschuit mit liebenswürdiger Gravität vor jeder Schleuse und jeder Brücke und jedem Wirthshause. Die Brücken sind häufig, die Schleusen zahlreich und die Wirthshäuser liegen klug in nicht zu weiten Zwischenräumen für die dürstende Seele. Der kleine Postillon stösst in die heisere Trompete, aus einem Hause kommt Jemand heraus — meistentheils eine Frau — hängt sich an die Brückenketten, die schwere Maschine richtet sich auf und die Schuit passirt ehrfurchtsvoll. Vor den Schleusen wird gehalten, bis die Thore geöffnet sind und den Durchgang gestatten.

Bei jedem Umspannorte springt der Schiffer mit einem Schritte ans Land und ist — verschwunden. Die Passagiere erwarten vergebens seine Rückkehr und, unruhig über sein Verschwinden, stellen sie Nachforschungen an. Das erste Haus, das ihnen in die Augen fällt, ist das Wirthshaus mit seinem grotesk gemalten Schilde, mit den Bänken unter der gastlichen Hagebuche. Wer kann da widerstehen? Im Vorhause liegen mehrere grün angestrichene Fässer auf einander, und viele Flaschen stehen auf Gesimsen umher, wie blank geputzte Grenadiere auf der Wachtparade. All diese Fässer und Flaschen enthalten Branntwein *(Jenever)*, und es ist nur der Vorrath einer Woche! — Wir lassen uns ein *Pijpje* (irdene Pfeife) und ein Glas „*Jenever* von Schiedam“ geben. Der Wachholder funkelt so klar,

wie die blauen Augen der Wirthin, die fast immer jung und blond und ziemlich hübsch ist. Plötzlich ist der Patron wieder da und mahnt zum Aufbruch.

Und wenn sich dieselben Scenen den langen Tag über ein Dutzendmal wiederholt haben, und wenn es endlich Abend geworden ist, so findet man dann, dass man einen Katzensprung mehr Weg hinter sich gebracht hat, als wenn man zu Fuss gegangen wäre. Eile mit Weile, mit viel Weile! Nur einem Fremden kann es einfallen, an den Schiffer die naseweise Frage zu richten: „Wann werden wir da und da ankommen?“ Aber dieser antwortet auch nur mit einem Blick voll tiefen unsäglichen Mitleids und schiebt gelassen seinen Kautabak auf die andere Backenseite.

Der Patron der Barge ist ein ächt holländisches Gewächs mit einem breiten, ehrlichen, behäbigen Gesichte. Wenn er in einen ledernen Beutel das Fahrgeld einsammelt, welches sehr billig ist und sich nach einem gedruckten, in jeder Schuit angeschlagenen Tarife regelt, unterlässt er nicht, auf seinem Rundgange noch um eine Kleinigkeit für das *Jagertje* zu ersuchen.

Wenn die Trekschuit eine Stadt passirt, so wird das Pferd losgebunden, und mit dem Fahrbaum führt man sie nun durch den Knäuel von Schiffen. Das geht Alles so glatt ab, so geschickt, ohne Schimpfen und Fluchen, dass es eine wahre Lust ist, diese holländischen Schiffer schweigend auf dem stillen Wasser manövriren zu sehen.

Auf der Eisenbahn löscht die Schnelligkeit alle Bilder aus, und die Gegenstände taumeln wie betrunken durch einander. In den Ziehschiffen aber zieht die Landschaft wie an einer sich abhaspelnden Walze vorüber. Vorbei ziehen jene weissen, rothen und sogar schwarzen Segel, welche die Einsamkeit des Kanals beleben; vorbei zieht jetzt eine andere lange, schmale, volle Trekschuit, aus deren Fensterchen frische Mädchengesichter herauslachen, im nächsten

Augenblicke eine Heerde bedächtiger Kühe auf den saftig grünen Wiesen, muntere Gäule, riesige Schafe. Vorbei ziehen Dörfer, wie kleine Städte anzusehen, und Städte wie grosse Dörfer mit den stattlichen Baumreihen an den Quais, mit den rothen Häusern, grünen Thüren und Fensterläden daran, und beschnittenen Bäumen davor. Vorbei ziehen Mastenspitzen und Kirchthurmshähne und ein Wald von Windmühlen in verträglicher Nähe bei einander. Vergnügt betrachten wir die Sumpfvögel, die man nirgends mehr so schön sieht, und die runden Frauen, die schweigend ihre Wäsche bearbeiten. Vorüber zieht ein Saum lieblicher Landhäuser und weithin streifender Gärten mit den grünen Baumparthieen und den farbenprächtigen Blumenbeeten. —

Es gibt auch *Trekschuiten*, auf denen man übernachtet. Gegen 6 Uhr Abends, wenn der Bargenpatron leutselig ist (und gewöhnlich ist er es) ladet er zum Thee ein. Aus dem Bauche eines Geschirrschrankes kommt eine irdene Zucker- und Theedose zum Vorschein. Der Kessel steht über einer Art Eimer, mit chinesischen Fratzen verziert, und darin befindet sich eine Schüssel mit glühendem Torf. Es gehört die Geduld eines Holländers dazu, um der langweiligen und complicirten Operation der Theebereitung vorstehen zu können.

Zur Nachtzeit theilt sich der *Roef* in einen Salon und eine winzige Schlafkammer. Ein gemeinschaftliches Bett, bestehend aus einer Matratze und Zudecke, nimmt die ganze Breite der Kajüte ein, und Männlein und Weiblein schlafen allhier züchtiglich neben einander. Dieweil aber schlüpft die Arche in Strumpfsocken über das Wasser hin, vorne am Buge eine silberne Furche ziehend.

Sobald die Sonnenlichter schräger fallen, und die warmen satten Töne des Abendroths über die Wiesen und Grachten sich ausgiessen, verlassen wir die schwüle Kajüte und setzen uns neben das Steuer hin. . . .

Bei der Dämmerung wird die Oberfläche der Grachten ein Spiegel, in welchem die ganze Natur ihr Bild reinigt und wäscht. Wir blicken hinaus über die vielen Wassergräben, welche in den Feldern und Wiesen die Stelle der Hecken vertreten. Eine Wasserflora macht sich dort breit, mannichfaltig und reich, und die Oberfläche dieser unbeweglichen Wasserfäden ist ganz gestickt mit weissen Blümchen. Kein Pflänzlein ist so klein in dieser frostig feuchten Pflanzenwelt, dass es nicht seinen Tag des Schmucks und der Blüthe hätte. Ist die Nacht noch tiefer gesunken, breitet sich ein Bild des tiefsten Friedens vor uns aus. Von den grünschieferigen, jetzt aber in einen dunkeln Flormantel gehüllten Kirchthürmen tändelt helles Glockenspiel herab, das Mondlicht zittert auf den stillen Wassern, die Windmühlen schlagen lautlos mit ihren Flügeln die Lüfte, kleine Landhäuser schlummern am Rande der Gracht. Da rauschen die Bäume ernsthafter, und eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zieht, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille.

Drittes Capitel.

Schwimmende Hütten. — Dörfer auf dem Wasser. — Innere Einrichtung derselben. — Ihre Bewohner. — Wassernomaden. — Abtrünnige Kinder. — Amphibische Wohnungen. — Seemannswittwen.

Unter dem Drucke vom Winde geblähter Segel streichen schwerfällige Fahrzeuge, über welche ein hölzernes Gehäuse aufgemacht ist, auf den Flüssen hin. Das sind schwimmende Hütten, wo der Mann mit Weib und Kindern lebt. Die Kinder spielen auf dem Verdeck, die Frau handhabt das Steuer, der Mann ist Matrose und Capitän zugleich. Bei Windstille, wenn die Segel schlaff und traurig am Maste herabhängen, springen Mann und

Frau ans Land, spannen sich an ein Tau und ziehen mit der Stärke ihrer Lenden und Schultern ihr eigenes Gehäuse fort. Auch marschirt da und dort am Saume des Kanals ein kräftiger Knabe, zuweilen ein gebücktes Weib, mühsam, keuchend ein Boot schleppend, das wiederum eine wandelnde Wohnung vorstellt.

In Nordholland, in einiger Entfernung von Amsterdam, findet man ganze Gruppen von zehn, zwanzig und dreissig Barken mit hölzernen Gehäusen, worin ganze Familien wohnen. Es sind Dörfer auf dem Wasser.

Im Innern der verschiedenen Arten von schwimmenden Hütten, die wir soeben erwähnt haben, sieht's gar nicht so unwohnlich aus. Eine Platte von Eisenblech dient als Feuerstelle, die kleinen Fenster sind mit Vorhängen gedämpft, und die Betten haben die Form von Schubladenkästen.

Die Bewohner sind Fischer oder Fischerswittwen mit ihren Angehörigen. Wie die Nomaden der Steppe heute hier ihre leichten Zelte aufschlagen und schon morgen wieder einen anderen Weideplatz suchen, so führen diese Wassernomaden ein unstätes Wanderleben. Auch Hausthiere wohnen auf den Schiffshütten, und es ist bemerkenswerth, sie schneiden ebenso ernsthafte Gesichter wie ihre Herren. Der Hahn lässt weit gravitätischer sein helles „Kikriki" auf der Gracht erschallen, als dies der leichtfertigere Landhahn auf seinem Misthaufen thut.

Der kleine von Brettern und Balken umschlossene Raum ist die Welt dieser Menschen, die Stätte ihres Glückes und ihres Leides. Den festen Boden betrachten sie nur als Wirthshaus. Auf dem Wasser wird ihre Wiege geschaukelt, der Wind brummt ihnen das Schlummerlied; auf dem Wasser spielen sie als Kinder, kämpfen als Männer mit der Noth des Lebens und sterben dort als lebensmüde Greise. Nur um den langen, langen Schlaf

zu halten, lassen sie sich in den Schooss der Muttererde betten, die sie im Leben als abtrünnige Kinder verleugnet hatten.

Am Saum eines Kanals gewahrt man zuweilen ein Häuschen, über dem Rumpf eines ehemaligen Bootes aus alten Brettern erbaut, mit grober Wachsleinwand oder mit theergetränktem Segeltuche überzogen zum Schutze gegen Regen und Schnee. Ein Fleckchen Land ist in ein Gärtchen verwandelt, das eine lebendige Hecke umgürtet. Dieser handbreite Fleck Erde liefert das Gemüse und einige gackernde Hennen die Eier in die magere Küche. Wieder andere zu Wohnungen eingerichtete Barken haben das Wasser nicht verlassen. Sie sind nur mit einem Stück Tau ans Land gebunden, wo sich gleichfalls ein Gemüsegärtchen befindet. Derlei amphibische Wohnungen beherbergen in der Regel einzelne Personen, Seemannsweiber, deren Männer und Söhne von der Seefahrt nicht wieder heimgekommen sind.

Natur und Kunst.

Klima. — Ost- und Weststürme. — Veränderliche Witterung. — Morgennebel. — Abendduft. — Verbesserung der klimatischen Verhältnisse. — Holländische Gartenkunst. — Der Herbst unter Glas. — Nordischer Himmel und südliche Früchte. — Bedeutende Traubenausfuhr. — Erziehung der Trauben. — Ungewöhnliche Grösse der Gartenfrüchte. — Ein Cardinalpunkt der Gartenkunst.

Das Klima ist nicht sehr streng, aber feucht und veränderlich; man darf nie vergessen, dass man am Meere wohnt. Denn die ganze Masse der holländischen Provinzen tritt nach Norden hin fast halbinselartig mit einer Ecke in die Nordsee hinaus. Die Nordoststürme, welche von Jütland und Skandinavien her kommen, bestreichen diese Ecke. Die Nord- und Nordweststürme fallen ebenso ungehindert längs der englischen Küste über

das batavische Erbe her. Auch gegen den rauhen Osten nach Deutschland zu ist das Land völlig offen. Holland ist der äusserste westliche Zipfel jener nordgermanischen Ebene, welche sich im Osten in den polnischen und russischen Steppen verliert. Die Witterung von Holland ist eigenthümlich wie seine Geschichte, wie sein Ursprung und seine Sitten.

Im Frühjahre kündigt sich sehr häufig ein schöner Tag durch einen kalten Nebel an, der in weissen Zacken und Nadeln an die Zweige der Bäume krystallinisch anschiesst. Gegen neun Uhr Morgens schmilzt die Sonne die Eiskrystalle, und nun dampfen und tropfen die kahlen Bäume, dass man glauben möchte, sie seien in Brand gestanden. Die Wolken lassen dort lieber als anderswo den Mond durchschimmern, besonders in kalten Nächten, und sie gleichen alsdann ungeheueren Glasscheiben, die vor einem Lichte vorüberziehen.

Im Sommer wechselt die Temperatur oft zwei und drei Mal des Tages. Die Feuchtigkeit hält selbst in dieser Jahreszeit noch lange nach, nachdem doch die Windmühlen-Armee bereits im April und Mai die während des Winters überschwemmten Polder ausgeschöpft hat. An recht schönen Sommertagen steigt des Abends ein weisser Dampf aus dem Boden auf und breitet einen zarten Duftschleier über die grünen Wiesenspiegel aus. Alles lässt glauben, dass sich das Klima seit den historischen Zeiten gebessert hat; denn die Trockenlegung der Sümpfe und Moräste konnte auf die klimatischen Verhältnisse nicht anders als günstig einwirken. Indem das Land das Wasser aus seinem Körper verjagte, musste dieser selbst gesünder werden.

Die Freuden des Herbstes muss Holland entbehren: es kennt nur einen nasskalten Frühling, einen launischen Sommer und einen hartnäckigen, langen Winter. Aber die Gartenkunst hat die stiefmütterliche Ungunst der Natur einigermassen ausgeglichen. Der Holländer macht sich den Herbst selbst, indem

er dessen herrlichste Früchte auf künstlichem Wege zur Reife bringt. Die holländischen Gärtner waren von Alters her in der Kunst erfahren, die Pflanzen unter Glas zu treiben. Dieser „Herbst unter Glas" ist auch reich an Früchten und Gemüsen aller Art, welche der nasskalte Boden Hollands im Freien verweigern würde.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgibt? Man versichert, dass die Traubenausfuhr aus Holland einen jährlichen Ertrag von 40,000 Gulden abwirft. Diese Trauben werden unter Glas gezogen, besonders in der Umgegend von Delft, im Westlande, in Loosduinen und Honsholredijk. Die kleinen Beeren werden sorgfältig mit der Scheere ausgeschnitten, um den kräftigeren vollen Raum zu gewähren. Desshalb sind die holländischen Trauben die grössten, ungemein süss und bilden die Zierden der königlichen Tafel im Haag und in London. Italiens Früchte werden unter dem nordischen Himmel zur Reife gelockt. Neben den Guirlanden von Weinreben in festlichen Windungen leuchten goldene Orangen wie Sterne des Tages aus dem dunkeln Grün hervor. Breit lachen die saftigen Melonen in wunderlichen Formen, und unvergleichliche Pfirsiche glühen zwischen dem Laubwerk in einer Gluth, wie man sie nur auf niederländischen Gemälden wiederfindet. Die Aepfel und Birnen, die Kirschen und ungeheueren Erdbeeren liegen da in reinlichen Körben, so lockend und appetitlich! Die gemeine Johannestraube hat Beeren wie kleine Kirschen; die Stachelbeeren sind gross wie die Pflaumen.

Ein Hauptpunkt der Kunstgärtnerei ist neben der Grösse und Güte die Frühreife. Mancher geschickte Gärtner wurde entlassen, weil er seinem Herrn die Gemüse um einige Tage später in die Küche lieferte als der Gärtner auf dem benachbarten Landsitz.

Haarlemer Blumenzucht.

Das Hoflager der Blumengöttin. — Begrüssung des Frühlings. — Tulpenwuth. — Ein Professor deren Urheber. — Tulpenzwiebel ein Speculationsartikel. — Unsinnige Preise. — *Semper Augustus.* — *Viceroi.* — *Admiral Enkhuizen.* — *Admiral Liefkenshoek.* — Für zehn Millionen Gulden Tulpenzwiebel in neun Monaten verkauft. — Enormer Gewinn eines Bürgers von Amsterdam an Tulpenzwiebeln. — Einschreiten der Staatsgewalt gegen die Tulpenzwiebelspeculation. — Merkwürdiges Verzeichniss derjenigen Gegenstände, welche für eine seltene Tulpenzwiebel gegeben wurden. — Die letzten zwei Exemplare von *Semper Augustus* und die Angebote darauf. — Frühstück eines Matrosen um 30,000 Gulden. — *Sic transit gloria mundi.* — Frauentulpen. — Madame de Pompadour. — Heutiger Stand des Blumenhandels. — Die Holländer die ersten Blumisten der Welt. — *Jenny Lind* und *Othello.* — Unterricht der Natur. — Ueber Geheimmittel.

Flora's lieblichste Kinder gedeihen unter Hollands Himmel mit den ewigen Wolken,

,,Den formlos grauen Töchtern der Luft,
Die aus dem Meer in Nebeleimern
Das Wasser schöpfen
Und es mühsam schleppen und schleppen
Und es wieder verschütten ins Meer.''

Die Hofhaltung der Blumengöttin ist aber in der Stadt und Umgegend von Haarlem. Weit hinaus trägt der Wind die würzigen Düfte und schwängert die Atmosphäre der Umgegend mit den Wohlgerüchen *„de mille fleurs“*. Ueberall Blumen in Haarlem — auf den Feldern, in den Gärten die stolze, prahlende Tulpe, die schmeichelnde Hyacinthe in einem uns unbekannten Farbenglanze, in überraschender Grösse und Ueppigkeit. Ganze Felder von Aurikeln und Nelken, in den mannichfaltigsten Farben gruppirt, sieht man südlich der Stadt. Anfangs Mai stehen die Blumenbeete im schönsten Schmuck, wenn sie den Frühling be-

grüssen. Zwar werden die Tulpen nicht mehr numerirt und registrirt wie die Schatzbons an der Börse von Amsterdam; der Handel mit Tulpenzwiebeln berechnet sich nicht mehr nach Millionen, und die „Tulpenwuth" des 17. Jahrhunderts ist abgekühlt: immerhin aber hat die Blumenzucht zu Haarlem noch eine hohe Bedeutung, und ein grosser Theil der Gärten Europa's prangt mit Haarlemer Blumen.

Es gab eine Zeit, wo man in Tulpen speculirte, wie heutzutage in „*Papierches*", indem man Zwiebeln, die man nicht besass, für fabelhafte Summen unter der Bedingung verkaufte, dieselben erst nach Verlauf einer festgesetzten Zeit zu liefern. Die Anregung zu der Tulpenwuth, welche sich 1634 zeigte, hatte ein berühmter Professor an der Universität Leiden, Justus Lipsius, gegeben.

In den Jahren 1636 und 1637 gab man für eine einzige Zwiebel von der Sorte „*Viceroi*" fünfundzwanzigtausend Gulden entweder baar oder in Landesproducten: Vieh, Butter, Käse, Wein, Hausgeräthe u. s. w. Ein einziger „*Semper Augustus*" wurde mit dreizehntausend Gulden und drei davon mit dreissigtausend Gulden, ein „*Admiral Liefkenshoek*" und ein „*Admiral Enkhuizen*" mit vier- und fünftausend Gulden bezahlt. Eine Sammlung von Tulpenzwiebeln wurde um hunderttausend Gulden verkauft, und in Amsterdam betrug damals in einem Jahre die Verkaufssumme für Tulpenzwiebeln zehn Millionen Gulden. Ein Amsterdamer soll dabei in vier Monaten fast siebzigtausend Gulden gewonnen haben. Andererseits konnte es nicht fehlen, dass die unglücklichen Speculanten auch tüchtige Ohrfeigen erhielten, und dass manche Käufer sich hinterher weigerten, ihren eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen und die vorausbedungenen unsinnigen Preise auch wirklich zu bezahlen.

Da erklärten aber die „Generalstaaten" am 27. April 1637,

dass die Schulden für Blumenzwiebel jeder anderen Schuld gleichzuachten und auf die gleiche Weise beizutreiben seien. Das war kaltes Wasser auf die zwiebeltollen Köpfe, die Preise der Tulpen stürzten kopfüber — und man machte nun wieder in „*Papierches*".

Indessen gab es auch ehrliche Tulpennarren, nicht lauter Schwindler. Es gab wirkliche, aufrichtige Liebhaber dieser angebeteten Tulpenkoketten. Für eine seltene Zwiebel gab einst Einer: 2 Fuhren Waizen, 4 Fuhren Korn, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schaafe, 2 Fuder Wein, 4 Tonnen Bier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, eine vollständige Männerkleidung und einen silbernen Becher.

Man erzählt, es habe einmal nur noch zwei Exemplare von „*Semper Augustus*" in ganz Holland gegeben; das eine befand sich in Haarlem, das andere in Amsterdam. Für die eine Zwiebel wurden ein prächtiger Wagen mit zwei geschirrten friesischen Pferden, für die andere zwölf Morgen Land vergebens geboten. Uebrigens hat man den „*Semper Augustus*" nirgends in Blüthe gesehen. ...

Einst musste ein Seemann bei seinem Rheder lange warten. Die Langeweile überkam ihn, und er beschloss ein Frühstück zu halten, weil er gerade auch einige Zwiebeln auf dem Gesimse liegen sah. Er zog also sein Stück Brod aus der Tasche und biss eine der Zwiebeln an. Sie schmeckt bitter, er wirft sie weg, nimmt eine neue und so geht's ein Dutzend Mal fort, bis der Rheder zu spät dazu kommt und den verdutzten Matrosen mit reichlichen Knüppelschlägen aus dem Hause jagt. Das einfache Mahl — trockenes Brod und bittere Tulpenzwiebel — hatte dem Kaufherrn mehr als d r e i s s i g t a u s e n d G u l d e n gekostet!

Nichts welkt indessen schneller als die Schönheit der Blumen, jener reizenden Töchter des Morgenthaues und der Sonne.

Die übermüthige Zwiebel, die sich mit dem stolzen Namen „*Admiral Enkhuizen*“ brüstet, ist jetzt aus den Palästen der Fürsten in bürgerliche Häuser herabgestiegen; der „*Admiral Liefkenshoek*“ macht heute nur gewöhnliche Ansprüche, und der Preis des weltberühmten „*Semper Augustus*“ ist von 13,000 auf 50 Gulden herabgesunken. ... Gleicht dieses Tulpenschicksal nicht dem Leben manch' schönen Weibes? Jenen flachen koketten Frauentulpen ohne Duft?

Oder ist es nicht bemerkenswerth, dass die berühmte Maitresse, Madame de Pompadour, die Tulpen zum Modeartikel am französischen Königshofe erhob und dadurch in der ganzen „civilisirten Welt“?

Der Blumenhandel bringt auch heute noch soliden Gewinn. Die Haarlemer Tulpenzwiebeln und Zierpflanzen gehen noch immer nach Nord und Süd von Europa, da diese Zwiebeln — als echte Kinder Hollands — im fremden Boden bald entarten. Millionen und Millionen Gulden sind blos durch die Blumenzucht nach Holland geflossen! Kein Volk der Welt thut es darin den Holländern zuvor. In geheimnissvoll geschlossenen Treibhäusern unterrichtet der holländische Blumist die Natur, entfaltet dort die Fülle der Nelken, verschönert die Dahlia und vollendet die Pracht der Tulpe. Der beliebten Hyacinthe weiss er alle Spielarten der Farben zu geben. Besonders gesucht sind Jenny Lind und Othello, dessen düster dunkle Farbe an den Mohr von Venedig erinnert. Ich weiss nicht, durch welche geheime Mittel die Blumisten die Natur hofmeistern und die erstaunliche Menge von Variationen hervorbringen und die seltene Grösse; sicherlich aber sind die ängstliche Pflege und sorgfältige Absonderung derselben, welcher der leichte, lockere Boden so glücklich zu Hülfe kommt, die ersten Factoren.

Sinn und Gefühl der Holländer für die Natur.

Armuth der Niederlande an natürlichen Reizen. — Die Schönheiten der Natur versteckt. — Die Entdecker derselben. — Entwicklung der Landschaftsmalerei. — Vermischung des Stadt-, Land- und Wasserlebens in Holland. — Städtische Bürger-Viehweiden. — Viehkoppeln. — Entwicklung des Sinnes für Natur.

Es gibt nur wenig Länder in Europa, die von der Mutter Natur so wenig Schmuck mitbrachten als die Niederlande. Dennoch war die Begeisterung für die Natur und die Beschäftigung mit ihr in der Republik der Künste und Wissenschaften grösser als in den reichst geschmückten Ländern.

Woher dieser Widerspruch der Dinge? Nur die Armuth ist schöpferisch. Da Niederland von Haus aus eine zweifelhafte Schöne mit wenig handgreiflichen Reizen war, so liess es in den Bewohnern die Sehnsucht nach dem Schönen entstehen. Diese Sehnsucht erzeugte ein lebendiges Streben und Suchen. Die Natur ist aber nirgends so tief versteckt, dass sie sich nicht am Ende finden liesse. Die Armen zogen auf Entdeckung aus. Es waren die Maler. Da die Schönheit der niederländischen Landschaft bescheiden ist, so war sie um so leichter auf der Leinwand zu übertreffen und lieblicher im Bilde darzustellen als in der Wirklichkeit. Der Reiche konnte nun, wenn er die Bilder kaufte, in aller Gemüthlichkeit im Zimmer die Natur betrachten, wenn sie auch draussen ihren Winterschlafrock an hatte und in dicke Nebel eingehüllt war.

Die Maler brauchen reiche Gönner, die durch das Kaufen der Bilder es ihnen möglich machen, sich ganz ihrer Kunst zu widmen. Dies war in den Niederlanden der Fall, und es reiften jene zahlreichen Früchte der Kunst im Fache der Landschaftsmalerei, die so zu sagen hier erst zu einem neuen Zweig der Malerkunst entwickelt wurde. —

Man kann ein Land in Vergleich mit einem andern arm an Naturschönheiten nennen, allein wer es sich nicht verdriessen lässt, genauer nachzuforschen, wird selbst im ärmsten Lande allmälig ungeahnte Schätze eigenthümlicher Reize finden. Die niederländische Natur glich dem Aschenbrödel, das die Maler von Rus und Schmutz gereinigt haben, und das nun, wenn auch keine imposante Schönheit, doch immerhin auf zahlreiche Liebhaber rechnen kann. Ganz gewiss, man muss die niederländische Natur nicht blos beschauen, sondern man muss längere Zeit in ihr leben, um Gefallen an ihr zu finden. Mit der Bekanntschaft kommt die Liebe!

Der eigenthümliche Charakter des Landes fesselt dessen Bewohner mit tausend Banden der Liebe. Namentlich mischt sich das Städteleben mit dem Ackerbau-, Hirten- und Fischerleben in unmerklichen Uebergängen. Fast bei jeder holländischen Stadt gibt es städtische Bürger-Viehweiden, wo Hunderte von Ochsen und Kühen grasen; denn der kleine Bürger treibt neben seiner städtischen Kunst als Schneider, Schuster u. s. w. auch noch das patriarchalische Gewerbe der Viehzucht. Wo die Thürme einer holländischen Stadt aufsteigen, da sind auch die schönen buntfleckigen Rinder nicht weit weg, die sich auf der grünen Wiese tummeln und das Gras bis hart an die Mauern der Stadt abfressen und in die Strassen derselben hineinblöken.

Das Vieh geht den grössten Theil des Jahres frei auf den fetten Weiden. Neben den grossen Triften der Stadtgemeinden hat jedes Dorf, jeder Bauernhof seine besonderen Weiden, kleine grüne Plätze, die mit Wassergräben und bebuschten Dämmen eingerahmt sind. Da drinnen in dem Rahmen gehen oder liegen, stets neue Gruppen bildend, die Schafe und Rinder Tag und Nacht. Auch die Pferde werden Abends nach des Tages Sklaverei frei und ungezäumt auf die Weide gejagt. Paul Potter

und B e r g h e m haben diese Viehkoppeln auf köstlichen Bildern verherrlicht.

Der Umgang mit weidenden Herden hat in den Menschen den Sinn für Natur von Alters her geweckt. Das Hirtenleben war stets eine Quelle, aus der die Dichter Begeisterung schöpften.

Paul Potter (aus Enkhuizen), Berghem (aus Haarlem) und andere grosse holländische Landschaftsmaler waren Söhne und Schüler solcher viehbesitzenden Stadtbürger mitten aus dem Weidelande.

In noch viel grösserem Masse als das Hirtenleben ist den Holländern aber das urwüchsige Gewerbe des Fischfanges geläufig, wie wir später hören werden.

Landhäuser (Buitenplaatsen).

Beschreibung und Lage der Landhäuser. — Stätten häuslichen Glücks. — Zärtliche Namen der *Buitenplaatsen*. — Familienscenen. — Rococogärten. — Proclamation der „Baumrechte“. — Einst und jetzt oder Najaden, Avenuen und Rübenfelder. — Eine Reformation im Innern der Landhäuser.

Das Landhaus ist die Freude und der Stolz des holländischen Kaufmanns. Am liebsten baut er es an den Saum einer belebten Landstrasse, wo es inmitten eines schönen grünen Grasplatzes, frisch und glänzend vor Reinlichkeit, in die Landschaft hineinlacht. In der Nähe der grösseren Städte, besonders an der Vecht, zwischen Amsterdam und Utrecht, bei Haarlem, bei Arnheim, überhaupt in den schöneren Gegenden liegen die „*Buitenplaatsen*“, wie Nester in üppigem Laubwerk. Sie gleichen chinesischen Pavillons, und einige dieser Sommerhäuser,

deren Dachkappen von glasirten Dachziegeln fröhlich im Sonnenschein blinken, strecken ihre Mauern ins Wasser der Grachten, wie ein munteres Bauernmädchen seine Füsse. Der wandernde Fremde betrachtet mit neidischem Auge diese niedlichen Ruhesitze, welche selbstgefällig in dem Wasserspiegel sich beäugeln. Hier nistet so recht das häusliche Glück. Der Holländer umzieht sein Lusthäuschen nicht dem Blicke des Reisenden mit einer eifersüchtigen hohen Einfriedigungsmauer — nur einen Wassergraben zieht er um seinen Liebling als einen glänzenden Brautgürtel und gibt ihm zärtliche Namen, die er mit grossen Buchstaben über den Thorweg schreibt.

Nur im Familienleben herrscht in Holland Poësie, wie dies der steifleinewandene Kaufmann durch die Namen seiner Landhäuser auch kundgibt. Da liest man:

Wel tevreden (wohl zufrieden);
Mijn genoegen (mein Genügen);
Groot genoeg (gross genug);
Wel gelegen (wohl gelegen);
Lust en rust (Lust und Rast);
Mijn lust en leven (meine Lust und mein Leben);
Net-pas (ganz angemessen);
Vriendschap en gezelschap (Freundschaft und Geselligkeit);
Vreugde bij vrede (Freude bei Frieden);
Buiten zorg (ohne Sorgen).

Hieher flüchtet sich seine Familie im Sommer vor dem Staube der Städte und ihren Ausdünstungen; hier ruht er selbst jeden Sonntag aus von den Strapazen der Woche und der Rechenstube. Hier sitzen die Frauen und Töchter am Nähzeug und mustern mit verstohlenem Augenzwinkern die passirenden Barken, Wagen und Reisenden. Die Männer aber verblasen die Stunden mit den Rauchringeln der *Pijpjes* und hüllen ihre Häupter in Wolken ein, wie die unsterblichen Götter. Hier wie in der Stadt lebt der

reiche Kaufmann nur in der Mitte der Seinigen. Die Familie über die Welt. Nur zuweilen kommen einige Freunde zu ihm, um in Gesellschaft ein Dutzend Schälchen Kaffee oder Thee zu schlürfen.

Nun einen Blick auf die Gärten der idyllischen Landsitze. Nur sehr selten trifft man noch jene Avenuen von Hagebuchen mit ihrem gleichförmigen Aussehen, mit ihren verdrehten, beschnittenen und so zusammengebogenen Zweigen, dass sie eine arkadische Schäferin oder einen holländischen Bürgermeister vorstellen. Seit einem halben Jahrhundert feiern nämlich auch die holländischen Gärten ihre „Reformation". Die schmucken Rococo-Herrlein in Biscuit (gebrannte Erde) mit ihrem Degen, dünn wie Binsenhalme; die zierlichen Dämchen mit Falbeln und Körbchen, welche die Baumgänge zierten und mit der Spitze der niedlichen Fingerchen den Lustwandelnden Blumen darboten: sie sind von ihren steinernen Sitzen gerissen und in den Hühnerhof oder auf den Speicher verbannt worden.

Während die ganze Welt von den grossen Worten: Freiheit und Gleichheit widerhallte, während bei dem ehernen Gange der französischen Revolution Völker und Könige wankten, zogen auch die Bäume der holländischen Suppenkrautgärten ihren Vortheil aus der Emancipation des Menschengeschlechtes. Lange Zeit zusammengeklemmt, verstümmelt, geschoren und jeden Augenblick von der rastlosen Hippe des Gärtners beschnitten, waren sie eines schönen Tages der peinlichen Beaufsichtigung ihres mit wichtigeren Dingen beschäftigten Herrn ledig und nahmen sich die Freiheit, zu wachsen und zu treiben nach den einfachen Gesetzen der Natur. Das war die Proclamation der „Baumrechte" in Holland! Dann ist der Krieg gekommen, der unerbittliche Krieg, der sich der bronzenen Najaden und pausbackigen Tritonen, die auf den Rändern der Springbrunnenbecken sassen, bemächtigte, um Kanonen daraus zu giessen.

Endlich ist noch die Industrie gekommen und hat die unnützen Alleen und breiten Avenuen in Rübenfelder umgeschaffen.

Auch das Innere der Landhäuser hat der moderne Geist nach seinem Geschmacke gemodelt. Die Blumenfestons machten den leichten getriebenen Verzierungen Platz, die Möbel sind einfacher und bequemer geworden. Immerhin aber bewahren die holländischen Landhäuser eine Art Luxus, die man in gleichem Grade nirgends wiederfindet. Ich meine die reichen Teppiche, die chinesischen und japanesischen Porzellangefässe und feinen Tassen, welche die Frau des Hauses eigenhändig abspült, aus Furcht, die ungeschickte Hand einer Magd könnte sie zerbrechen; und sie handelt gewiss nicht unklug! —

Harmonie zwischen Land und Volk.

Glockenspiel. — Einrichtung und allgemeine Verbreitung derselben. — Berühmte Glockenspiele in Belgien. — Poesie des Heidenthums und des Mittelalters. — Das Schwanenlied der Zeit. — Ein Sinnbild des Lebens des Holländers. — Der nationale Typus in den Kinderstuben. — *Mijnheer en miniature.* — Porträt der holländischen Männer. — Porträt der holländischen Frauen. — Junonische Gestalten und Göttinen des Porzellans. — Stille Wasser gründen tief. — Das echte Metall. — Hohes Lebensalter.

Es klingt und summt alle Viertelstunden von den Thürmen, bald in tiefen traurigen, bald in hellen freudigen Tönen. Das ist das Glockenspiel, welches den sterbenden Stunden ein Schwanenlied singt, das über die Wasser hin zittert. Keinem altholländischen Städtchen fehlt das Glockenspiel. Dessen Mechanismus ist einfach. Die Uhr hebt ein Rad aus, welches eine grosse mit eisernen Zapfen besetzte Walze dreht. Diese

Zapfen greifen nach einer melodischen Ordnung in Drähte, welche die Klöppel der Glocken und die von aussen an dieselben schlagenden eisernen Hämmer in Bewegung setzen. Die Glocken müssen selbstverständlich sehr zahlreich sein, um ein Tongewebe zu Stande zu bringen. Die berühmtesten Glockenspiele sind übrigens in den belgischen Städten Gent und Brügge. Das Glockenspiel auf dem Thurm des „*Belfried*" in Gent zählt 44 und jenes auf dem „*Tour des Halles*" (Hallenthurm) in Brügge 48 Glocken. Letzteres ist das beste in ganz Europa. Seine Walze soll mit nicht weniger als 30,000 Zapfen versehen sein. Da auf diese Weise das Glockenspiel ziemlich lange und tonreiche Musikstücke aufspielen kann und da es überdies alle Viertelstunden sich hören lässt, so musicirt der 320 Fuss hohe Hallenthurm fast ununterbrochen Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, in schlechten und guten Zeiten, als der fleissigste, älteste und „erhabenste" Musicus des Erdballs, ohne dass er jemals dem Zuhörer mit seinem Betteltellerlästig wird.

Indessen können die Walzen, wenn sie auch mit noch so vielen Zapfen versehen sind, nur auf eine beschränkte Anzahl von Arien und sonstigen Musikstücken vorgerichtet sein, deren dann die Bürger im Laufe der Jahre bald müde werden. Um nun die Musik zu variiren und namentlich um an hohen Festtagen und ausserordentlichen Gelegenheiten etwas Neues aufzuführen, sind viele Glockenspiele mit einer Art Claviatur und Pedal versehen, so dass der Thürmer aus freier Hand und nach Noten spielen kann, wie auf einer Orgel, indem die angewendete Mechanik durch das Greifen mit den Fingern und Treten mit den Füssen die Glockenschläge zu Wege bringt. Daher sind die Thürmer auf das Spiel mit freier Hand meistens auch eingeübt. In früheren Zeiten waren in Belgien sogar Preise für die besten Thurmglockenspieler (*Carilloneurs*) ausgesetzt, und es gab ganz besondere Virtuosen auf diesem monströsen Instrumente.

Die gewöhnliche Weise, die abgelaufenen Stunden durch abgerissene Glockenschläge anzuzeigen, ist so rauh, so ernst, so mahnend und unerbittlich. Drum singt auch der Dichter:

Sag' mir, wer einst die Uhren erfund,
Die Zeitabtheilung, Minuten und Stund'?
Das war ein frierend trauriger Mann.
Er sass in der Winternacht und sann,
Und zählte der Mäuschen heimliches Quicken
Und des Holzwurms ebenmässiges Picken.

Das Glockenspiel mildert den Ernst der Mahnung. Es gemahnt an den leider verstummten Gesang der alten, ehrlichen deutschen Nachtwächter. Die Alten haben die flüchtigen Stunden als anmuthige Göttinen poëtisch dargestellt und die herbe Vorstellung von der Vergänglichkeit der Zeit durch den Tanz der Horen zu verwischen gesucht; aber diesen poetischen Tanz selbst mit Musik zu begleiten, das konnte nur das Mittelalter ersinnen mit seinen ehrfurchtgebietenden, gothischen Domen, gemalten Fensterscheiben, Steinblumen und symbolischen Schnörkelverzierungen. Dazu gehörten nothwendig auch musicirende Thürme, die hoch über den im Schmutz und der Last des Lebens kriechenden Menschen die Hymnen des Glaubens erschallen liessen. Darum widerhallten ehedem die Lüfte von den frommen Melodien der Psalmen und Kirchenlieder, während heute die hundertjährigen Thurmmusikanten profane Arien aus Norma, tändelnde Walzer von Strauss und stürmische Galopaden aufspielen müssen. Das ist der Lauf der Welt! Diese Uhren aber, welche das Vorübergehen der Zeit durch Musik anzeigen, versinnbilden das Leben des Holländers. Ruhig und friedlich verfliesst es, wie die Wasser der Grachten. Eine geheime Harmonie herrscht zwischen Land und Volk. Daher fühlt sich das kleine Volk als eine Nation, als etwas Ganzes und Zusammengehöriges, ähnlich den Tulpen, die mit diesem Boden wunderbar verwebt sind und, wenn ihm entrissen, bald entarten. Schon in dem allerjüngsten Hol-

land, in den Kindern, prägt sich der nationale Typus aus. Welche Stille in den Kinderstuben! Wie behaglich strecken sich diese kleinen feisten Niederländer auf ihren blüthenweissen Linnen! Wie ernsthaft watscheln die Schulkinder im klappernden Holzschuh einher! Ein „*Pijpje*“ in ihre Hand, eine baumwollene Mütze auf ihren Kopf, und der ganze „*Mijnheer*“ leibt und lebt *en miniature*. Ja das liebe Vieh, die breitbrüstigen Pferde und die grosseuterigen Kühe legen gemächlich ihre Köpfe auf den Stummel eines Weidenbaumes und scheinen in tiefen philosophischen Gedanken versunken zu sein. —

Die Männer sind gross, robust, grobknochig und meist schwammig und breitfüssig. Der wässerige Boden hat auf den Gliederbau Einfluss, und dieselbe Analogie findet man wieder bei den einheimischen Pferden. Aber die Pfeife nicht zu vergessen! So ganz natürlich hängt das Pfeifenrohr aus dem Munde des Holländers, als wenn beide einander ergänzen müssten. Das beruht wieder auf den klimatischen Gesundheitsverhältnissen, gerade so wie der häufige Genuss des Branntweins *(Jenever)*. Unter dem neblichen Himmel Hollands fühlt man das Bedürfniss zu rauchen, viel zu rauchen. Jeder Fremde wird das an sich selbst fühlbar erfahren. Und darum rauchen die Holländer just wie die süddeutschen Bauernöfen.

Die Weiber sind rund, frisch und fett. Das feuchte Klima verleiht ihnen einen ganz klaren, silberweissen, zarten Teint, Lippen von pfirsichrother Glut, feines schlichtes Haar, scharf gezeichnete Augenbrauen, blaue Augen, lange Wimpern, einen stattlichen Wuchs — aber grosse Hände, breite Füsse und schlechte Zähne. Wie es keine Regel ohne Ausnahme gibt, so trifft man auch in Holland recht viele holde Geschöpfe mit krausem Haare, allerliebsten Händchen und Füsschen und Zähnchen und Aeuglein und weiss Gott alles was noch. Ja ganz herrliche volle Gestalten, tadellose Büsten begegnen Einem, aber auch

viele, leider sehr viele untersetzte Gestalten mit grossen runden Bäuchen und sehr kleinen runden Köpfen mit müd herabhängenden Mundwinkeln, mit überflüssigen Hängebacken, mit gewaltigen Doppelkinnen, der „Göttin des Porzellans" vergleichbar. Sonore Silberstimmen zum Singen verweigert das Klima den holländischen Schönen, aber was ihrem Kehlkopfe an Metall abgeht, das ersetzen sie durch Dukaten, durch leibhaftige geprägte goldene Dukaten. Und das gibt einen guten Klang! —

Die „schönere Hälfte" von Hollands Bewohnern ist furchtsam. Die zarten ruhigen Frauengesichter gleichen den schlafenden Grachten vor den Fenstern ihres Hauses. „Stille Wasser gründen tief" sagt ein deutsches Sprichwort, dies gilt ganz besonders von den Holländerinen, die jedoch ihre Leidenschaften tief im Innern durch die Regelmässigkeit des Lebens und die Einfachheit der Sitten vor heftigen Ausbrüchen zu bewahren wissen:

„Doch ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt"

Im Allgemeinen findet man in allen Ständen ein hohes Lebensalter, selbst unter den Gelehrten. Die kühlen fetten Leiber werden weniger von den Flammen der Leidenschaft ausgebrannt.

Kleidertrachten.

Die Heimath der Fräcke und weissen Halsbinden. — Urbild der holländischen Goldreife. — Charakteristische Verschiedenheit der nationalen Kopfbedeckung der Frauen. — Kopfputz der Nordholländerinen. — Kostbarkeit desselben. — Die Friesinen und ihr nationaler Kopfputz. — Der „*Oorijzer*". — „*Hoofdtooisel*". — Aufwand für Kopfschmuck. — Frisur à la Titus bei den Friesinen. — Bizarre Tracht der Bürgerwaisenkinder in Amsterdam. — Eine verlockende Perspective. — Stulphandschuhe. — Kokett auch in der Hanswurstentracht. — Tracht der evangelisch-lutherischen Waisenmädchen.

Holland steht im Rufe, seine alten Trachten gut bewahrt zu haben. Allein die moderne französische Kleidung gewinnt von Tag zu Tag mehr Boden. Der Städter und wer unter den Männern für etwas Reputirliches gelten will, trägt einen Frack, steckt seinen Hals hinter eine weisse Cravatte, hoch wie ein Kreidegebirge, und thürmt über seinen Kopf den unvermeidlichen schwarzen Cylinderhut. Holland ist die Heimath der Fräcke, hier wimmeln die Fräcke, namentlich in Amsterdam.

Die Bauern und Fischer folgen weniger dem Zuge der Zeit, indessen behängen auch diese allmälig ihre nationalen, ererbten Trachten mit einzelnen Lappen der neuen Mode. Bei den Frauen also muss man die Trachten von ehemals suchen.

Einst trugen die Frauen des Nordens goldene Reife auf dem goldblonden Hauptlaare. Diese Art von Diadem, das die Germanen der Würde des Weibes zuerkannten, ist das Urbild der Goldreife, welche noch heute fast als der nationale Kopfschmuck der Frauen in Städten und auf dem Lande mit wenigen Ausnahmen gelten.

Die verschiedenen Arten dieses Kopfputzes sind auch die unterscheidenden Merkmale für die Bewohner der einzelnen Pro-

vinzen, und ganz gewiss spiegelt sich das Gefühl eines Volkes für's Schöne in der Wahl der nationalen Tracht. In Nordholland sind die Goldbleche länglich und flach; in Groningen laufen sie in Form einer Blume oder einer Vase mit Blumen aus; in Over-Ijssel in einen spiralförmig gewundenen Kegel; in Friesland in eine mit Zierrathen versehene Art von Knopf.

Ganz besonders zeichnen sich die Friesinen und Nordholländerinen durch ihren Kopfputz aus. Letztere tragen eine Art Kapuze aus feinem weissen durchsichtigen Gaze oder Flor, reich mit Spitzen besetzt und bis auf den Nacken hinabhangend. Quer über die Stirn geht eine ungefähr zwei Finger breite goldene Spange mit Perlen und edlem Gestein besetzt. Dieses Stirnband endigt an den beiden Augenwinkeln und Schläfen in je eine ovale, glatte, nach Aussen gebogene Platte, doppelt so gross als ein preussischer Thaler, und macht ganz den Eindruck der Scheuleder bei einem Einspänner — Kutschengaule. Die Haare sind ganz von der Kapuze bedeckt, und nur zu beiden Seiten an der Stirne oder der Spange und dem goldenen Scheuleder quillt ein Büschel Haare in Form einer Locke, sogenannter Schnecke, neugierig hervor, an welche die Kapuze mit je einer grossen goldenen Nadel befestigt ist. In den Ohrläppchen goldene Ohrgehänge von beträchtlicher Grösse, mit edlen Steinen besetzt. So ein Kopfputz macht ein ohnedem liebliches Gesicht geradezu reizend, und selbst unter den ärmeren Klassen ist er stets von purem Golde. Als Familienstück vererbt er sich von Geschlecht zu Geschlecht.

Das Kleid schliesst eng am Halse mit einem untadelhaft weissen Chemisettchen, und um den Hals selbst ringelt sich eine hochrothe Korallenschnur mit breiter goldener Schliesse. Häufig wird über dem gewöhnlichen Kopfputz noch eine lange schwarze Kapuze, weiss gefüttert und bis über die Schultern reichend, getragen.

Eine liebliche Erscheinung sind die Friesinen. Von Natur durch schönen Wuchs und angenehme Gesichtsbildung besonders reich bedacht, wissen sie ihre natürliche Schönheit noch zu erhöhen durch ihren originellen Kopfputz.

Dieser besteht aus dem *„Oorijzer“* — zwei breite goldene Platten, welche von beiden Schläfen über den Hinterkopf laufen und eine schwarzseidene Mütze bedecken, unter der das Kopfhaar ganz verborgen ist. Ueber diese Goldplatten tragen die Friesinen noch eine kleine durchsichtige Kapuze von Gaze oder feinen kostbaren weissen Spitzen, und reiche Falten wirft das niedliche Häubchen rückwärts auf den junonischen Nacken. An den beiden Schläfen in der Gegend der Augenwinkel befindet sich je eine Rosette mit einer Nadel, beide mit Juwelen und Diamanten besetzt. Ein kostbares Ohrengehänge und eine goldene Kette mit reicher Schliesse vervollständigen den Schmuck der Friesin. So ein Kopfputz *(Hoofdtooisel)* gewöhnlicher Art kommt nicht unter tausend Gulden zu stehen. Meistentheils tragen angesehene Frauen einen Kopfputz von mehreren tausend Gulden Werth, und einer von fünfzehntausend Gulden ist noch nicht der theuerste. Ich habe einen friesischen Haarschmuck gesehen, der vierzigtausend Gulden gekostet hat. Ist wohl da ein Vater zu beneiden, der ein halbes Dützend heirathslustige Töchter hat?

So gut nun auch dieser Kopfschmuck zu Gesichte steht, so ist es doch ein unbarmherziges Unrecht der alten Tracht, dass sie das Haar, den natürlichsten und schönsten Schmuck des Weibes, verstecken heisst. Die Friesinen tragen das Haar à la Titus gestutzt, und dies mag wohl mit ihrer täglichen Beschäftigung der Butter- und Käsebereitung im Einklange stehen.

Eine auffallende, ja bizarre Tracht haben die Bürgerwaisenkinder in Amsterdam. Die Mädchen tragen ein langes Kleid mit kurzen Aermeln. Die eine Hälfte des Kleides ist

schwarz, die andere roth. Sonderbarer Weise ist das Kleid mehr als nothwendig ausgeschnitten, Hals und Busen wird mit einem weissen battistenen Halstuch bedeckt, ohne jedoch einem scharfen Auge nicht hie und da eine verlockende Fernsicht zu eröffnen. Denn man muss wissen, dass diese Mädchen bis zum zwanzigsten Lebensjahre im Waisenhause bleiben, ebenso die männlichen Waisen, deren roth-schwarze Uniform sich nur auf Mütze und Jacke erstreckt.

Die Toilette der Mädchen vervollständigt ein glatt über den Kopf gehendes, eng anliegendes Häubchen, in dessen hinterem Theile das ganz aus dem Gesichte nach rückwärts gestrichene Haar in einen Knoten fest gebunden ist. Ausserdem sind sie mit gewaltigen Lederhandschuhen ausstaffirt, die Hand und Vorderarm bedecken und mit ihren Stulpen bis an die Ellenbogen reichen, ähnlich denen der Reiter im dreissigjährigen Kriege. Es ist eine Hanswurstentracht, aber die Mädchen wissen mit ihr nichts desto weniger Koketterie zu treiben. Als König Ludwig diese scheckige Kleidung abschaffte, waren die Bürgerwaisen sehr gekränkt und nach 1814 baten sie wieder um ihre Uniform.

Die evangelisch-lutherischen Waisenmädchen sind, mit Ausnahme der weissen Schürzen und Busentücher, ganz in schwarz gekleidet und tragen bei den kurzen Kleiderärmeln ebenfalls die langen Reiterhandschuhe von sämischem Leder. Sie unterscheiden sich vor Allem durch ihre Frisur, da die Haare von den beiden Augenwinkeln an über den ganzen obern Theil des Kopfes zurückgestreift sind und in einem glatt anliegenden schwarzen Käppchen auslaufen, das mit einer langen Reihe Nadeln verziert ist. Die Ohren sind ganz bedeckt, die Haare stehen an beiden Seiten derselben etwas in das Gesicht hinein. Die Kleider sind bedeutend weit ausgeschnitten, und die Brusttücher schliessen auch nicht hermetisch an. —

Physiognomie des holländischen Hauses.

Kleine Häuser. — Jede Familie ihr eigenes Haus. — Farbe der Häuser. — Thürklopfer. — Ketten längs der Hausfaçaden. — Das „*Horritje*“. — Der „Spion“. — Das Bauernhaus. — Reinlichkeit desselben. — Der Kuhstall. — „Altbacheln“. — Storchsnester. — Der Storch ein heiliger Vogel in den Niederlanden. — Heimath der Störche. — Störche im Haag. — Der Storch als Staffage der niederländischen Landschaft.

Die Städte und Dörfer berühren sich, so zu sagen, in Holland wegen der geringen Flächenausdehnung des Landes. Die Häuser sind klein, bescheiden, vorsichtig. An ihnen erkennt man sogleich den mässigen Charakter ihrer Bewohner in ihrem Geschmacke, ihren Ansprüchen und Wünschen. Aber sein eigenes Haus, für sich und seine Familie allein, will der Holländer haben, darum ist jedes Haus nur für eine Familie eingerichtet. Darin gleicht er dem Engländer, der sagt: „*my house is my castle.*“ Die Holländer sind ein häusliches, kein geselliges Volk. Es fehlt ihnen, wie der germanischen Race überhaupt, jenes Talent des leichten Umganges, des Lebens auf der Strasse, wie es die champagnerblütigen Romanen charakterisirt. Das kräftige Bürgerthum individualisirte sich von jeher; das zeigen uns die ehemaligen deutschen Reichsstädte, das zeigen sämmtliche Städte Hollands, wo die Kaserne nicht in das bürgerliche Leben, nicht einmal in den Baustyl hereinragt.

In Holland hat sich die Baukunst mehr darauf verlegt, nette, wohnliche Häuser zu machen, als grossartige öffentliche Gebäude oder viereckige ungeheuere Kästen, wie es die unbequemen Miethwohnungen der Neuzeit in Deutschland sind.

Wie der Vogel in seinem Neste, so der Holländer in seinen vier Pfählen. Er hat seinem Häuschen die lustige Farbe der

braunrothen glatten Ziegelsteine, mit weissen, scharf gezogenen Linien eingefasst, gelassen und es nicht mit einem Mantel von Mörtel angethan. Ein rothes oder blaues Dach, eine Menge heller Fensteraugen mit hellgrünen Jalousieläden, die bunt angestrichene, stets hermetisch geschlossene Hausthür mit dem grossen messingenen Klopfer vollenden das freundliche Bild der holländischen Häuser. Die meisten derselben sind mit Ketten garnirt, die längs der Façade hinlaufen und die Fussgänger drei Schritte vom Hause entfernt halten. Das Roth der Häuser zwischen dem Grün der Bäume mischt sich mit dem dunkeln Blau der Kanäle und dem Goldglanze der Sonne, was den Städten und Dörfern ein ganz festtägliches Aussehen verleiht.

Die Frauen Hollands sind neugierig wie alle Töchter Eva's, aber sie wissen ihre Neugierde zu verstecken. Schwere weisse Linnenvorhänge verhüllen im Innern die Fenster in ihrer ganzen Breite bis auf $1^1/_2$ Fuss Höhe ungefähr, wo ein siebartiges feines Geflecht von grüner oder violetter Farbe gegen zudringliche Blicke von Aussen schützt, während man unbeobachtet von Innen hinausschauen kann. Draussen vor dem Fenster nun sind in entsprechender Winkelstellung mehrere Spiegel angebracht, welche die Strasse beherrschen und Alles verrathen, was darin vorgeht. Bezeichnend heissen sie deshalb auch Spione. Da sitzt nun die holländische Schöne volle Stunden lang auf ihrem gepolsterten Sessel ungesehen hinter dem *Horritje* (Fenstergitter) und einem herrlichen Blumenflor und schaut in die Strassen und Grachten, was da geht, fährt oder schwimmt, „kreucht und fleucht“. Diese stillen holländischen Häuschen umschliessen eine Welt für sich. Nur selten hebt eine leichte Hand die geheimnissvollen Leinenvorhänge an den Fenstern auf, und es erscheint ein blonder Kopf (manchmal auch ein schwarzer) hinter den klaren Scheiben. Dieser blonde oder schwarze Kopf gehört gewöhnlich einem Mädchen oder einer Frau an, aber schnell fällt

der Vorhang nieder, und das Haus scheint wieder im verzauberten Schlafe zu liegen.

Ein gar nettes Ding ist aber so ein holländisches Bauernhäuschen mit seinen dunkelrothen weissgestreiften Ziegelsteinwänden, mit seiner Einfriedigung, seinen Baumgruppen, seinem Kanale, an dessen Ufer ein Kahn angebunden liegt. Durchweg sind die Häuser auf dem Lande einstöckig. Menschen und Vieh wohnen fast überall unter demselben Strohdache. Vor dem Eingange zum Stalle liegen nicht ganze Hügelreihen von Misthaufen und grosse Lachen und Pfützen von Jauche. Man sinkt nicht bis über die Knöchel in den Koth; denn der ganze Vorplatz ist mit gelben Klinkers gepflastert. Im Stalle ist vom Mai bis November kein Vieh; dieses ist draussen auf den Weidekoppeln. Die Menschen vertauschen dann häufig ihre Wohnung mit dem Viehstalle und finden dort Kühlung im Sommer. Freilich darf man sich keinen deutschen Kuhstall vorstellen, sondern ein helles, reinliches, schön angestrichenes Gemach, mit Hausgeräth versehen, wo selbst das Gesangbuch und die Bibel mit silbernen Krampen auf dem Brettgesimse nicht fehlen. Alles im holländischen Bauernhause ist sorgfältig geordnet. Jedes Ding hat seinen Platz. Die Reinlichkeit herrscht mit Allgewalt. Die Fenster werden alle acht Tage gewaschen, die Hausgeräthe jeden Tag abgewischt und gescheuert. Der grösseren Reinlichkeit willen befindet sich die Küche gewöhnlich in einem vom allgemeinen Wohnhause abgesonderten ganz kleinen Gebäude. Wie die Wohnung, so auch die Menschen und Thiere. Namentlich duftet die holländische Bäuerin nicht mit jenem unaussprechlichen Geruche, den man in München mit „altbacheln" bezeichnet. Auf dem Dach des Hauses steht wie eine Krone ein grosses Nest von Stroh und Zweigen, wo jedes junge Jahr der Storch als willkommener Herold des Frühlings absteigt.

Der Storch ist in Holland so eine Art heiliger Thiere.

Niemand wird es wagen, ihn zu tödten, und glücklich das Dach, auf dessen First er sein gewaltiges Nest gebaut. Dieser edle Vogel, der sich den Menschen so freundlich anschliesst, ist in dem Rheindelta ausserordentlich häufig. Hier hat er seine zweite Heimath, von wo er in grossen Schaaren im Herbste nach dem Nildelta über die Alpen zieht. Nicht blos in den Dörfern wohnt fast auf jedem Dache, neben jedem Schornsteine eine klappernde Storchenfamilie, sondern man sieht sie auch zuweilen auf Häusern in Städten.

Die Stadt Haag führt einen Storch im Wappen. An den öffentlichen Gebäuden und Brunnen daselbst paradirt der Storch, gemalt oder gemeisselt, und auf dem Fischmarkte stelzen immer ganz ruhig im Gedränge der Marktleute drei bis vier zahme Störche umher, welche die Stadt Haag unterhält, wie Bern seine Bären im Stadtgraben. Nur sind sie unschädlicher als diese, indem sie keine Engländer fressen.

Die Störche gehören wieder zu den Dingen, welche nicht nur die holländische Landschaft beleben, sondern auch bei dem Stadtkinde von Jugend auf den Sinn für die Natur erwecken. In der That bringt der Storch mehr Reiz und anmuthige Stimmung und Figur in die niederländische Landschaft, als sonst irgend ein Vogel. Darum haben ihn die holländischen Maler auch häufig auf ihren Bildern dargestellt.

Holländische Reinlichkeit.

Schoonmaking. — Bacchantinen der Reinlichkeit. — Homöopathie. — Die Welt des Weibes. — Ein Pendant. — Die Salons der nordholländischen Kühe. — Kuhschwänze. — *Probatum est.* — Reinlichkeit der Schiffe. — Eine Ausnahme im allgemeinen Reinlichkeitsgesetze. — Militärische Malpropreté und ihre Ursache.

In die Strassen leuchten die kupfernen Thürklöpfel und Nägel hinein, wie ein Planetensystem am dunkeln Himmelsgewölbe. Die äussern und innern Wände der Häuser alle gewaschen, gerieben, gescheuert mit unerbittlicher Sorgfalt. Man bürstet in Holland die Wände, wie man anderswo seinen Rock ausbürstet.

Mittwochs, Freitags und Samstags ist „*Schoonmaking*". An diesen Tagen gehört die Strasse den Mägden. Das ganze Haus, innen und aussen, und alle Hausgeräthe werden mit wollenen Tüchern, mit Bürsten und Besen bearbeitet. Die Wassereimer fliegen, Handspritzen bombardiren das Haus von der Strasse aus, und in den obern Stockwerken stehen die Mägde auf den Fenstergesimsen und übergiessen die Wände und Fenster mit wahrhaften Sturzwellen, wie bei einer Feuersbrunst. Eine Art von Begeisterung oder Raserei hat die sonst so ruhigen kühlen Mädchen erfasst: es sind die Bacchantinen der Reinlichkeit in klappernden Holzschuhen und gefältelten Häubchen.

Die sprichwörtlich gewordene holländische Reinlichkeit ist grossentheils in den geographischen und klimatischen Verhältnissen des Landes begründet. Das Metall beschlägt sich oder oxydirt fast jeden Tag. Das Holz muss mit echten Metallfarben angestrichen werden, um der feuchten Luft widerstehen zu können. Gegen die Küste hin nimmt auch das Scheuern und Waschen zu. Es ist gleichsam ein homöopathisches Heilver-

fahren, die verderblichen Wirkungen der Nässe durch Nässe zu lähmen.

Andererseits hat die Reinlichkeit viel zur Entfaltung des Familienlebens in Holland beigetragen, sie hat dieses liebgewinnen lassen. Das Haus ist die „Welt der Weiber“ (*mundus muliebris*, sagten die Alten), und um sich in dieser kleinen Welt gerne aufzuhalten, ist es nothwendig, dass sie ein Abbild der Ordnung sei, welche das Weltall beherrscht. Da wo der Mann nach des Tages Last und Sorgen am Abend auf die Bierbank schleicht und die Frau unterdessen mit den Kindern und Mägden keift, da scheint mehr der Komet oder das Chaos als Urbild des Familienlebens proclamirt zu sein!

Die Reinlichkeit erstreckt sich in nie geahntem Grade auch auf die Viehställe. Namentlich in Nordholland findet man wahre Salons für die Kühe. Der mit *Klinkers* gepflasterte Fussboden glänzt vor Sauberkeit. Die Kühe stehen neben einander auf einer erhöhten Bettung, die sauber gehalten und mit Sand bestreut ist. Den Unflath nimmt eine Gosse auf. Die Schwänze der Kühe sind mit einer Schnur an der Decke des Stallsalons aufgehängt, jedoch in der Weise, dass die Kuh ihren Schwanz frei bewegen und sich die Fliegen abwehren kann, so lange sie aufrecht steht. Wenn sich die Kuh aber niederlegt, ist ihr Schwanz straffer aufgebunden, und sie kann folglich weder den Unrath peitschen, noch sich selbst dadurch beschmutzen.

Das ist doch gewiss sehr geistreich ausgedacht, sehr einfach und sehr probat!

Dieselbe Reinlichkeit findet man auf den Schiffen wieder. Die holländischen Matrosen fegen ihr Schiff mit derselben Leidenschaft, wie die Hausfrau ihre Wohnung, und ein holländisches Schiff unterscheidet sich allein schon durch seine wohlthuende Ordnung und Sauberkeit im Innern vor denen aller übrigen see-

fahrenden Nationen, den klassischen Schmutz der Italiener und Griechen gar nicht mit inbegriffen.

Nur eine Ausnahme gibt es im allgemeinen Reinlichkeitsgesetz und gerade da, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Die Blechmusikinstrumente des Militärs werden so wenig geputzt, dass sie vor Scham nicht nur erröthen, sondern erblinden! Woher nur diese *Malpropreté* oder, wie unsere Soldaten sagen, „Maulpropertät"? Wer löst dieses Räthsel? Eine Verordnung des Kriegsministeriums, welches verbot, dass irgend ein Musikinstrument geputzt werde, selbst die Clarinette nicht ausgenommen. Die putzwüthigen Soldaten hatten nämlich ihre Blechinstrumente vor diesem Verbote so lange gefegt und polirt, bis dieselben so dünn wurden wie Zwiebelschalen, unbrauchbar zu fernerem Dienste.

Hauseinrichtung.

Bestimmung des Hauses. — Pflanzenschmuck des Hauses. — Behaglichkeit in demselben. — Ausstattung der Hausflur. — Die Hausuhr und ihre Bedeutung. — Bel étage. — Wohnzimmer. — Der Salon. — Gediegenheit und Pracht der Möbel und Geräthe. — Die geheimnissvolle Urne des *Quispeldoortje*. — *Stoofjes* und ihr schlimmer Einfluss auf die Gesundheit. — Fenster und Vorhänge. — Die Möbel als geschichtliche Denkmäler. — Haussstiegen. — Comfort der Fremdenzimmer. — Bett. — Leinwand. — Plätt- und Bügelkammer. — Der Speicher. — Die Küche und Vorrathskammer. — Bibliothek. — Der Keller. — Der holländische Abtritt ein Boudoir. — Ende gut, Alles gut.

Das Haus soll ein Tempel des Familienglücks und der Herd ein Altar der Gatten- und Elternliebe sein. Dazu ist aber vor Allem nothwendig, dass Strassenschmutz und Strassenlärm nicht

die Heiligkeit und Ruhe des Hauses stören. Dies geschieht, wenn die Familie ihr eigenes ganzes Haus bewohnt, wie der Vogel sein Nest. Der kleine Bürger in den holländischen Städten lebt äusserst sparsam: Kartoffeln und Pökelfleisch sind seine treuesten Begleiter in diesem Leben. Aber er besitzt wie der Reiche sein eigenes kleines Haus, das er sich nach Bequemlichkeit, nach seinem Geschmacke, nach seinen Bedürfnissen gebaut und eingerichtet hat. Darum sperrt der Niederländer sein Haus ab. Es ist sein Schloss, worin er als König im Reiche der Familie herrscht. Er vererbt es auf seine Kinder und Kindeskinder. Betritt man ein reiches niederländisches Bürgerhaus, so weht Einem schon auf der Schwelle der Geist der Behaglichkeit entgegen. Jeder Winkel ist ausgeschmückt. In den kleinen freien Plätzen zwischen den Nachbarshäusern und in den Höfen grünen an den Mauern Aprikosenbäume und Weinstöcke und Mandelbäume wie in einer Idylle. Nirgends Haufen von Kehricht und Schmutz.

Die Hausflur ist meistens gross und geräumig, ein Spielplatz der Kinder des Hauses. Gewöhnlich ist sie mit Marmor oder schönen bunten Flusssteinen gepflastert und an den Wänden mehrere Fuss hoch mit geädertem Marmor eingefasst. Durch die ganze Flur läuft ein Teppich, um den Lärm des Gehens zu dämpfen, damit nicht die Hausgötter aus ihrer Ruhe aufschrecken.

Von der Mitte der Decke hängt die Hauslaterne herab, zuweilen ein uraltes Stück, dessen traute Oelflamme schon die Kindersprünge des Urgrossvaters gesehen hat. Ringsherum stehen Statuen und Büsten, und bunte alte Oelgemälde, gewöhnlich Porträts der früheren Familienhäupter, hängen an den Wänden. Der Hausthüre gegenüber, auf der hinteren Wand der Flur, blickt ernst die ehrwürdige Hausuhr aus grossem blinkenden Mahagonigehäuse. Sie ist das Sinnbild der Ordnung, die in

dieser Welt für sich herrscht, und sie mahnt unablässig daran mit gleichmässigem Ticktack.

Nicht selten drängen sich saftige Gewächse und duftende Blumen in diesem Vorhofe der Häuslichkeit. Die Familie wohnt im Erdgeschosse, dies gilt als die *bel étage* in Holland. Nur Miethleute wohnen über einer Treppe. Zum Empfange der Fremden ist gewöhnlich gleich neben der Hausthüre ein Seitenzimmer, dann folgen sich Wohnstube, Speisezimmer und ein Salon für geladene Gesellschaft. In breiten goldenen Rahmen hängen Oelgemälde von vaterländischen Künstlern an den Wänden. Kleine erbärmliche Lithographien und Bilderchen, Kupferstiche und aller wohlfeile Schnack sind verbannt. Dagegen fehlen chinesische Fratzenbilder nicht. In jedem reichen Hause gibt es tausenderlei chinesische und japanische Püppchen, elfenbeingeschnitzte Lappalien, Colibris. Ein prächtiger Teppich von Smyrna über dem Fussboden, Kron-. und Armleuchter von Bronze an der Decke und den Wänden. Sopha und Sessel weich und kostbar. In allen Zimmern ehrwürdige Kamine mit Marmor eingefasst und darüber ein breiter Spiegel. Reiches, geschmackvolles, zweckmässiges, bequemes Mobiliar von Mahagoniholz, einfach und kostbar. Die geheimnissvolle Urne, das verrufene „*Quispeldoortje*“ (Spucknäpfchen) steht in verborgener Ecke. Seine bauchige Form und enge Oeffnung verhindern seinen Inhalt zu erkennen. Es dient fast blos zum Ausklopfen der Pfeife; denn der Holländer wirft beim Rauchen nicht aus. Doch ist nicht zu leugnen, dass an manchen Orten die schlechte Sitte herrscht, dieses liebenswürdige Möbel zugleich mit dem Thee- und Kaffeegeschirr zu serviren. In den modernen eleganten Häusern, wo auch nicht geraucht wird, ist es verschwunden. Ein den Frauen ganz unentbehrliches Möbel sind die *Stoofjes*, die Fusswärmer oder Feuerstübchen, die sie zur Winterszeit gar überall — im Hause, in der Kirche, in öffentlichen Lokalen — beim Sitzen

unter dem Kleide stehen haben. Es sind Fussschemel mit einem irdenen Gefässe, das mit glühenden Torfstücken gefüllt ist. Diese Unsitte scheint der Gesundheit sehr schädlich zu sein; da bekanntlich das Torffeuer einen starken betäubenden Schwefeldampf aushaucht, der in geschlossenen Lokalen die Gesichter der Menschen erdfahl bleicht. Auch findet man häufig bei noch jungen Weibern eine welke bleifarbige Haut.

Die Schränke sind in der Wand verborgen, ebenso die inneren Fensterläden, welche bei Tage in die Wand zurückgeschoben sind. Die Fenster werden beim Oeffnen nicht gedreht, sondern in die Höhe geschoben und sind klösterlich mit dichten, zwei- und dreifachen Gardinen und Vorhängen von dicker bunter Seide verschleiert und dämpfen das grelle Tageslicht zum heimlichen Halbdunkel. Draussen vor den Fenstern lauscht der „Spion“ auf die Begebenheiten der Aussenwelt. Da zu den Möbeln die solidesten Holzarten aller fünf Welttheile verwendet werden, so überdauern sie Generationen und Jahrhunderte. Es sind Denkmäler der flüchtigen Zeit, und dieser Schrank da weist auf die burgundische, jener Grossvaterstuhl auf die spanische und der Tisch dort auf die lustige Zeit der Pompadour zurück.

Da wo es der Raum gestattet, sind die Treppen prachtvoll und bequem, schneckenförmig gewunden; zuweilen aber auch eng, dunkel und steil. Der Teppich fehlt nirgends, und er erstickt jeden Fusstritt. In den obern Stockwerken befinden sich die Zimmer für die einzelnen Familienglieder und für Gäste. Sie sind mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet: weiche Betten und Matratzen, dickseidene Vorhänge, seidene Decken, feine Leinwand, marmorner Waschtisch. Dort liegen auch die Bett- und Leinwand-, Plätt- und Bügelkammern; denn die Wäsche wird in reichen Häusern zum Reinigen aus dem Hause gegeben. Nur das Glätten und Bügeln steht unter *Mevrouw's* Beaufsichtigung. Alle Zimmer tapezirt, alle mit Teppichen belegt. Der

Speicher ist mit Holz ausgezimmert, das Gebälk massiv und glatt gehobelt.

Das Allerheiligste der Hausfrau ist die Küche. Sie gleicht der elegantesten Apotheke in Deutschland. Ein ganzes Sternensystem von kupfernen und zinnernen Gefässen blitzt von den Gesimsen. In dem Bauche der Schränke sind schwere silberne Gefässe und das kostbarste chinesische und japanische Porzellan verwahrt. Es gibt keine so arme Familie in der Stadt und auf dem Lande, die nicht einige chinesische Tassen besässe. Spiegelklar schimmert der marmorne Fussboden. Nebenan in der hellen Vorrathskammer sind die blechernen Büchsen, die gläsernen Flaschen, die mannichfaltigsten Kacheln mit Vorräthen aufmarschirt. Aber der wohlhabende Holländer sorgt nicht blos für den Bauch, auch die geistige Nahrung wird nicht vernachlässigt, die eine reichversehene Bibliothek liefert.

Steigen wir nun in den Keller hinab. Trotz des feuchten Grundes, in dem eingerammte Pfähle die Fundamente der Häuser bilden, ist alles trocken und hell wie in der Wohnstube. Nirgends ein Spinngewebe; denn die Holländerinen machen eine schonungslose Jagd auf die Spinnen. Die Wände sind mit Cement verkittet und mit Porzellanfliesen überkleidet. Da hat jeder Gegenstand seinen eigenen Bretterverschlag, der vor Sauberkeit glänzt. Wein, Essig, Oel u. dergl. sind vorräthig. Fleisch, Gemüse, Butter, Obst werden täglich frisch auf dem Markte gekauft.

Sowohl in der äussern Architektur als in der innern Einrichtung herrscht ein sehr verschiedener Geschmack, eine grosse Freiheit und nichts weniger als Einförmigkeit. Bequemlichkeit und Zweckmässigkeit sind die obersten Gesetze. Eben daraus entspringt das Malerische und Gemüthliche der niederländischen Städte, Häuser und Zimmer.

Fast hätten wir die Hauptsache übersehen, durch dessen

schlechte Beschaffenheit sich die deutschen Städte unvortheilhaft auszeichnen. Ich meine den Abtritt, in Holland euphemistisch „beste Kammer" genannt. Wahrlich! in Holland ist der Abtritt ein Boudoir mit Fussteppichen und Tapeten. In der einen Ecke ein Waschbecken, Handtuch und Spiegel, in der andern auf einem erhöhten Brette ein kleines Nachtgeschirr. Kein übler Geruch beleidigt die Nase des Hausgottes. *Finis coronat opus!*

Hauswirthschaft.

Erstes Frühstück. — Seine Bestandtheile. — Bibellesen. — Jedes Familienglied geht an seine Beschäftigung. — Wirkungskreis der Hausfrau, der Köchin. — Der kleine Bürger geht selbst zu Markte. — Wie seine Ehehälfte diesen Eingriff in ihre Rechte aufnimmt. — Die „*Werkmeid*." — Der „*Kruier*." — Die „*Linnenmeid*." — Dienstbotenlöhne. — Haushalt einer reichen Familie. — Der Kutscher. — Wagen und Pferde gehalten, aber nicht benützt. — Bälle und Diners. — Wie man sich einschmeichelt. — Zweites Frühstück und seine Beschaffenheit. — Hauptmahlzeit. — Am Abend. — Das Familienhaupt in der Nachtmütze. — „*Ons begnoegen*."

Belauschen wir nun das Leben in dem wohlgeordneten Hause. Morgens um sieben oder acht Uhr versammeln sich alle Familienglieder in sauberer Morgenkleidung zum Frühstück. Die Kinder sind völlig angekleidet und fertig für die Schule. Der Hausvater zählt die Häupter seiner Lieben, und wenn kein theures Haupt fehlt, so erhebt er seine Stimme zum Gebet, wornach man den Gaben der Hausfrau mit Gemüthsruhe zuspricht. Diese bestehen aus Thee, Brod, Zwieback, Butter, Käse und kaltem Fleische von allerlei Gethier und Vögel. Nach Tische wird ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, und dann geht Jedes

seiner Beschäftigung nach. Die Kinder in die Schule, der Mann und die erwachsenen Söhne ins „*Cantoor*“ in oder ausser dem Wohnhause, die Hausfrau *(Mevrouw)* in die Küche und Vorrathskammer, wo die Köchin die Vorräthe für den laufenden Tag empfängt. Die Hausfrau legt in der Küche nicht selbst Hand an, sondern sie überwacht nur den Geschäftsgang der Köchin. Ausserhalb der Küche hört der Wirkungskreis der Köchin auf und sie hat nur die Gänge auf den Markt zu machen. Das Meiste jedoch wird in's Haus gebracht: der Fleischer, der Bäcker, die Fischfrau, die Gemüse- und Obsthändlerinen liefern den täglichen Bedarf in die Küche.

Der kleine Bürger geht wohl selbst zu Markte, feilscht mit Kennermiene um einen zappelnden Fisch, trägt ihn nach Hause, lässt ihn unter seinen Augen ausnehmen und putzen, thut mit eigener Hand das nöthige Salz — kein Körnchen zu viel, keines zu wenig — in das siedende Wasser, und dann erst geht er getrost an sein Tagewerk. Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, wird der Fisch vortrefflich. Die Frau findet dieses Eingreifen in ihre göttlichen und menschlichen Befugnisse ganz in der Ordnung; denn das Geschäft des Einkaufens wird als so wichtig angesehen, dass es nur des Hauses Haupt auf eine würdige und befriedigende Weise vollziehen kann. Neben der Köchin dient die *Werkmeid*. Ihr steht die Reinhaltung des Hauses und die Bedienung bei Tische zu, wenn kein Bedienter vorhanden ist.

Die niedrigeren Arbeiten, wie z. B. Ausstauben der Kleider, Reinigen der Stiefel und Schuhe werden von einem, jeden Morgen ins Haus kommenden Burschen verrichtet, einem „Von- und Zugeher“, wie man in München sagt. Die Bestellungen in der Stadt macht der „*Kruier*“, so ein dienstbarer Geist, der in der Nähe wohnt. Die von ihm zu machenden Gänge werden entweder einzeln jeder mit 10 Cents (6 Kreuzer) honorirt, oder man abonnirt ihn auf Wochen und Monate, in welchem Falle er

natürlich einen angemessenen Rabatt gewährt. Die holländische Familie ist kostspielig. Erwägt man, dass der *Kruier* und der Schuhputzer jährlich 150 bis 200 Gulden kosten; dass die *Werkmeid* gegen 50, die Köchin 80 bis 100 Gulden Jahrlohn erhält; dass in einem behäbigen Hause auch noch eine *Linnenmeid* für Flicken und Bügeln erforderlich ist und, da sie an Rang der *Werkmeid* vorangeht, einen Lohn von 60 Gulden jährlich bezieht, so leuchtet es ein, dass der Erwerb des Hausvaters ein ergiebiger sein muss. Lebt die Familie auf einem noch höhern Fusse, hält sie Pferde und Wagen, Kutscher und Stallknecht, so muss das Geschäft schon ins Grosse gehen, um die Kosten zu bestreiten; zumal ein guter holländischer Kutscher ebensoviel Jahrgehalt bezieht, als mancher süddeutsche Professor.

Hat aber auch der holländische Kaufherr im Stalle prächtige Pferde und einen schönen Wagen im Schuppen seines Sommersitzes, dennoch geht er zu Fusse in die Stadt, und die Frau nimmt eine Lohnkutsche. Pferde und Geschirre sind nicht zur Bequemlichkeit des Besitzers angeschafft, da könnten sie ja abgenützt werden. Sie dienen nur zur prunkenden Auffahrt am Sonntag vor die Kirche, oder bei Bällen, Volksversammlungen und dergleichen seltenen Gelegenheiten. — In der Regel gibt der reiche Grundbesitzer, der grosse Banquier zwei oder drei grosse Bälle oder Diners im Jahre. An diesem Tage springen alle Riegel, alle Staatsgemächer stehen offen, alle seit Jahrhunderten in der Familie aufgehäuften Herrlichkeiten sind aus den Schränken ans Tageslicht hervorgeholt. Schwere, gewaltige Silber- und Goldpokale von uralter Form blitzen vor den Augen der Gäste, und in ihnen funkelt ebenso alter, ebenso köstlicher Rheinwein. Andern Tags aber zieht die Hausfrau den seiden- und damastgepolsterten Möbeln eine Kappe über, die prahlenden Geschirre in Gold, Silber, Porzellan und Krystall verschwinden hinter der Kerkerthür ihres Schrankes, die Thüren der Staats-

zimmer fallen ins Schloss, und die Familie steigt wieder in die kleinen heimlichen Zimmer des Erdgeschosses hinab — in ihre unnahbare Ruhe und Häuslichkeit.

Das holländische Haus öffnet sich nur den Freunden. Bist du aber wohl empfohlen, dann nimmt dich, auch als Fremden, die Familie mit Herzlichkeit auf. Willst du dich einschmeicheln, so rauche dein *Pijpje* bis zum letzten Korn, trinke dein Schnapsglas bis auf den Boden aus, lasse nie etwas auf deinem Teller liegen. Sei ernsthaft wie ein Quäker, binde alle Tage ein tadellos weisses Halstuch um, trage einen Frack und spucke vor allen Dingen in die Urne des Hausgottes, in das *Quispeldoortje*. Kehren wir wieder zur Darstellung der Hausordnung zurück.

Mittlerweile ist es nun Zeit zum zweiten Frühstück — gegen 1 Uhr — geworden. Man nimmt Kaffee oder Jenever und Liqueurs mit etwas Kaltem. Erst gegen 4 Uhr ist die Hauptmahlzeit, wobei sich der Holländer nicht stören lässt ohne die dringendsten Gründe. Denn Alles hat seine Zeit.

Am Abend versammelt sich die ganze Familie patriarchalisch um ihr Haupt, das unter einer weissen baumwollenen Nachtmütze ernst aus blauen Tabakswolken heraussieht*). Alle übrigen untergeordneten Häupter, sogar die der Säuglinge, sind mit spitzen weissen Baumwollmützen bedeckt. Die niedrige Hausthür ist fest verrammelt, die Fenster klösterlich verhängt, der grüne Laden geschlossen. Kaum ein Lichtstrahl stiehlt sich hinaus auf die stille Gasse. Drinnen aber haben sich die Familienglieder um den Theekessel geschaart und sie sitzen um den Tisch, der mit makellosem Weisszeug gedeckt, mit blauen Käsetellern und Butterdosen und Trinknäpfchen und Kohlennäpfchen bestellt ist. Ein eigener Friede liegt über solchen Familienscenen, für den

*) Natürlich bezieht sich dies nur auf die mittleren und unteren Schichten der holländischen Gesellschaft. In den höheren Regionen herrscht französischer Ton, nur etwas langweiliger.

die Holländer auch ein besonderes Wort gefunden haben: „*Ons begnoegen*“ sagen sie. Das häusliche Leben ist in Holland ein Gedicht und man sucht es auf jede Weise zu idealisiren, und so ein üppiger Rosenstock hinter den klaren Fenstern erscheint als das duftende Sinnbild davon. Der Geschmack für Blumen ist darum besonders bei den Frauen sehr ausgeprägt, und die Hausgärtchen sind zuweilen wahre Treibhäuser.

Holländische Küche.

Ihr Charakter und ihre Vorzüge. — Keine Suppe. — Alles Fleisch gebraten. — Gemüse. — Dünenkartoffeln. — Liebenswürdigkeit der Fischzubereitung. — Mit Käse kommt der Tag, mit Käse schliesst der Tag. — *Waterzoodje.* — Nationalgetränke. — Vortreffliche Schnäpse. — „*Advocatenborrel.*“ — Weine. — Biere. — Thee selbst bereiten. — Kaffee. — Irdene Pfeifen.

Zwei wesentliche Vorzüge hat die holländische Küche vor der deutschen: erstens Reinlichkeit, zweitens Leckerkeit. Sie hat kein eigentlich nationales Gepräge, es ist eine Compilation von englischem Rostbeaf, französischen Cotelettes und deutschem Sauerkraut, Obstcompot, Eierspeisen und tugendhaften Hausklösen; aber Alles holländisirt. Suppe — die Sehnsucht des Süddeutschen — kennen sie in Holland nicht; denn jenes Gebräu, das die Holländer mit dem Titel Suppe beehren, schmeckt wie lauwarmes Seifenwasser. Rindfleisch kocht man nicht, sondern alles Fleisch wird gebraten, und die sogenannte Suppe ist nur ein Absud von Kalbsknochen und dergleichen. Gemüse spielt gleichfalls eine untergeordnete Rolle. Colossal ist der Blumenkohl, vortrefflich die geschmorten kleinen Dünenkartoffeln, welche auf keiner Tafel fehlen. Verehrungswürdig die Fische, ihre Zubereitung unbeschreiblich liebenswürdig. „Rührend inni-

ger, und doch zugleich tiefsinnlicher Sellerieduft. Selbstbewusste Naivetät und Knoblauch." Hieher gehört das *Waterzoodje*, ein in Petersil- und Salzwasserbrühe gekochter Barsch, der mit dieser Brühe so heiss als möglich nebst Butterbrod aufgetragen wird. Süsse Butter und Käse fehlen bei keiner Mahlzeit; mit Käse beginnt man den Tag, mit Käse schliesst man den Tag, aber mit unglaublichem Käse, dessen Rinde schön roth gefärbt ist, wie die frischeste schwellendste Mädchenlippe.

Das Nationalgetränke der Holländer ist der *Jenever* und die vielen Sorten *Maagbitter*, von denen sie den Tag über grosse Massen verschlingen *). Das feuchte rauhe Klima verlangt indessen solchen Brennstoff. Die Liqueurs sind ausgesucht fein und werden in Holland mit besonderer Sorgfalt fabrizirt. Ein beliebtes Getränke ist der „*Advocatenborrel*" (Advokatenschnaps), bestehend aus Rum, Eidotter und Zucker. Die Weine, namentlich rothe, liefert Frankreich; auch trinkt man für theures Geld prächtige Rheinweine und sogar die Moselrebe sendet ihr kühlsaures Nass. Das bessere Bier kommt aus Bayern, besonders aus Kitzingen in Unterfranken, aus Nürnberg und Erlangen in Mittelfranken, und aus England. Der Thee ist bitter und grossblätterig. Selbst im Gasthofe wird kein in der Küche bereiteter Thee angeboten, man macht ihn selbst, indem „*Jan*" eine Portion Theeblätter, heisses Wasser, glühenden Torf, einen grossen Theekessel, überhaupt alle nöthigen Materiale auf das Zimmer des Fremden bringt, dem es dann frei steht, aus seiner Theeportion ein Dutzend Schälchen oder nur zwei zu brauen. Dabei vergisst er die irdenen Pfeifen nicht. Der Zucker zum Kaffee ist gestossen. *Jenever*, Thee und Kaffee (zuweilen recht dünner) ist die herrschende heilige Trias, denen man fast stündliche Trankopfer darbringt.

*) Es besteht zwar in den Niederlanden eine Gesellschaft „zur Abschaffung der geistigen Getränke" von bereits 12,000 Mitgliedern, allein ihr Programm wird sie wohl niemals verwirklicht sehen.

Familienleben.

Erstes Capitel.

Poesie und Prosa oder Brautstand und Ehe. — *Acces vragen.* — *Geëngageerd.* — *Felicitatie.* — *Bruidstranen* und *Bruidsuiker.* — Hochzeitsschmäuse. — Die drei wichtigsten Momente im Leben des Bauern. — Regulirung der Bauernhochzeiten durch das Gesetz. — Das Freien einer Bäuerin. — Bauernadel. — Stumme Brautwerbung in Friesland. — „Heirathsbänder" und „Heirathsknoten" mit sinnreichen Sprüchlein. — Die Bauern-Vehme in Groningen. — Ein probates Mittel zur Abkühlung.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wusst's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Also lautet ein deutsches Volkslied. Glücklicher Weise wollen wir die Verlobungen der Holländer betrachten und desshalb werden wir keinen so herzbrechenden Dingen begegnen. Wenn der junge Niederländer irgend einer Schönen so tief in die Augen gesehen hat, dass der Perpendikel seines Herzens ein rascheres Tempo annimmt, so schneidet er nicht lange um, sondern bittet bei den Eltern des Mädchens um Zutritt ins Haus — *„acces vragen"*. Wird dies genehmigt, dann leben sie als Braut und Bräutigam, sie sind *„geëngageerd"*. Während dieses Verhältnisses darf der Bräutigam bei Leibe nicht im Hause der Braut übernachten. Ein Dach, eine Decke: diese Begriffe sind untrennbar. So ein Engagement wird leicht geschlossen, es löst sich auch leicht wieder auf. Acht Tage vor der Hochzeit ist *„felicitatie"*, wo alle Basen und Gevatterinen bis zum siebzehnten Gliede dem Brautpaare im Hause der Braut ihre Glück-

wünsche ablagern. Statt der Einladungskarten werden der „*Bruidstranen*“ (eine Art würziger Wein) und der „*Bruidsuiker*“ (verschiedenerlei Zuckergebäck) in hübsch verzierten Düten umhergeschickt. Wenn der Ehevertrag vor der bürgerlichen Obrigkeit abgeschlossen ist, so ist die Ehe gesetzgiltig vollzogen. Ob sich ein Pärchen den kirchlichen Segen erholen will oder nicht, bleibt seinem Gewissen überlassen.

Wo man dem alten Herkommen treu geblieben ist, da wird ein derber Hochzeitsschmaus im elterlichen Hause der Braut ausgerichtet und männiglich dabei getrunken.

Die Landbevölkerung lebt sehr einfach und mässig, aber die Familienfeste werden mit grossem Gepränge begangen. Viele Bauernhäuser haben neben der gewöhnlichen Eingangsthür noch eine andere, die sich nur bei drei Feierlichkeiten öffnet: dem Neugeborenen, wenn er zur Taufe getragen wird; dem jungen Manne, wenn er mit seiner Braut zur Trauung schreitet; dem Lebensmüden, wenn er zur ewigen Ruhestätte abgeholt wird.

Da in früheren Zeiten bei den Hochzeitsschmäusen der Bauern oft des Guten zu viel gethan wurde, so schlug sich das Gesetz ins Mittel, und es wurde genau bestimmt, wie viele Geiger aufspielen, wie hoch sich der Werth der Hochzeitsgeschenke belaufen, wie viele Schüsseln aufgetragen werden durften.

Wird die Bäuerin Wittwe, so heirathet sie gewöhnlich ihren Oberknecht, wenn sie vermöge ihres Alters noch capabel dazu ist. Die Heirath macht sich folgender Weise. An dem Tage, wo die Dienstboten abgelohnt werden, ruft die Bäuerin den fraglichen Knecht bei Seite und gibt ihm seinen Lohn. Der Knecht weigert sich ihn anzunehmen, sie will ihm denselben aufdringen, lässt es zuletzt aber bei seiner Weigerung bewenden, und — der Knecht avancirt zum Herrn. Besteht sie aber durchaus auf der

Annahme des Lohnes, so ist das ein verblümter Korb, und der Knecht verlässt das Haus und den Dienst.

Uebrigens gibt es auch sehr viele Bauerngeschlechter, die einen ebenso langen Stammbaum als manche Adelsfamilie oder eine arabische Vollblutstute aufweisen. Diese verbinden sich nur wieder mit alten, makellosen Bauernfamilien.

In Friesland spielt der goldene Kopfschmuck eine wichtige Rolle bei der Brautwerbung. Wie die feurigen Töchter des Südens die Blumen zu schmeichelnden Dolmetscherinen ihrer zärtlichen Gefühle machen, so reden die kühleren Frisinen durch das kalte Metall ihres Stirnbandes. Wenn nämlich ein Freier in einem Hause erschienen ist, so weiss er bald, wie seine Herzensangelegenheit behandelt werden wird, ohne dass er ein Sterbenswörtchen spricht. Zieht sich das Mädchen seiner Wünsche zurück und erscheint dann wieder mit ihrem Diadem, strahlend wie der junge Tag, so heisst das auf friesisch: der Bräutigam wird angenommen. Bleibt sie aber steif vor ihm sitzen ohne diesen goldenen Schmuck, so bedeutet das einen friesischen Korb. Der Kopfschmuck ist also das Zifferblatt, worauf der Freier die Stunde seines Glücks oder Missgeschicks abliest.

Die glücklichen Liebhaber pflegen ihren Verlobten seidene Strumpfbänder, worauf allerlei sinnige Sprüchlein zu lesen sind, zum Geschenke zu machen. Zum Beispiel: „O du Eheband (oder Heirathsbund)! Deine süsse Freude macht Alles gemeinschaftlich zwischen Ihm und Ihr. Der Tod allein kann dich auflösen. Vereinigt also euere zwei Herzen!“ Auch die sogenannten Heirathsknoten sind im Gebrauch. Der Verliebte knüpft eine Silbermünze in ein Taschentuch ein und überreicht es dem geliebten Gegenstande. Knüpft das Mädchen den Knoten im Taschentuche auf, so willigt sie ein, seine Frau zu werden. Diese Taschentücher enthalten gleichfalls Inschriften: „Leicht trägt die Liebe, wenn sie in der Liebe ihren Lohn findet, aber

wo die Liebe verschwunden, ist jede Mühe vergebens. — Preiset Gott!“

In einer Gegend im Groning'schen üben die Bauern eine Art Vehme gegen solche Liebhaber, die ungebührlich lange bei ihren Flammen sich aufhalten. Sie legen sich auf die Lauer, wenn der Hans zur Gretel schleicht. Bleibt er länger als zwölf Uhr Nachts (und den Glücklichen schlägt bekanntlich keine Stunde), so ist er vervehmt. Sobald er kommt, wird er überrumpelt und ein tüchtiges Hanfseil um seinen Leib geschlungen. Alsdann ziehen sie ihn zur Abkühlung einigemal durch das nächste beste Wasser. Ist dies zugefroren, so wird das Opfer der beleidigten Moral mit Wasserkübeln nachdrücklichst begossen. So ist es Landessitte, und der Delinquent führt niemals Klage vor Gericht.

Zweites Capitel.

Nach der Hochzeit. — Weitschweifige Zurüstungen für das Wochenbett. — *Muisjes*, *Kandeel* und *Kaneelkoekjes*. — Die Symbolik der *Muisjes* mit und ohne Schwänzchen. — Die *Beschuitjes* von s'Gravenhage; ihre grosse Bedeutung in der Feinbäckerei. — Recept dazu. — Das Wochenbett. — Die *Kraamvisiten*. — Bulletin über das Befinden der Wöchnerin und ihres Kindes. — Der *Kraamklopper* in Haarlem. — Gestalt, Aussehen, Beschaffenheit und Bedeutung desselben. — Luxus. — Frühzeitige Anfertigung des Kloppers. — Kloppers für Zwillinge und todte Kinder. — Kloppers in Trauer. — Ueber ihren Ursprung. — Ehemalige Macht derselben. — Die holländischen Frauen reichen ihren Kindern die Brust. — Anblick des Säuglings in der Schaukelwiege.

Die Hochzeit ist vorbei und die Honigmonate (wenn's solche waren) beginnen kaum einem geregelten nüchternen Ehestands-

leben Platz zu machen, da veranstaltet schon die Mutter der jungen Frau ausserordentliche Zurüstungen für die Aufnahme eines zu erwartenden neuen Familiengliedes. Wiege und Wärmkorb, eine Menge Tücher und Wäsche, ein reiches Taufkleid, Waschgeschirre, allerlei Instrumente zur Nothhülfe, Arzneien, Rhabarbersäftchen, Fenchelwasser, eine Wärterin, bei Kränklichen und Schwächlichen eine Schenkamme — all dieser lebende und leblose Apparat wird schon vor der Ankunft des Kindes ins Haus geschafft. Desgleichen werden mit Zucker überzogene Aniskörner *(muisjes)*, Eierglühwein *(kandeel)* und feines Gebäck mit Zimmet *(kaneelkoekjes)* für bedeutende Summen zugerichtet, welche Süssigkeiten bei den Wochenbesuchen *(kraamvisiten)* den Frauen vorgesetzt werden. Wehe dem Hause, wo gegen diese Sitte nur der leiseste Verstoss geschehe! Die Mäuler aller Besucherinen würden zu ebensoviel Guillotinen für die Reputation der Familie werden, welche den Frevel zu begehen gewagt hätte.

Eine zarte tiefe Symbolik liegt übrigens in den *Muisjes.* Wenn nämlich den besuchenden Verwandten und Bekannten *Muisjes* *) mit Schwänzchen vorgesetzt werden, d. i. überzuckerte Aniskörner, an denen sich noch ein kleines Endchen des Stengels befindet, so wissen diese gleich, dass die „*Kraamvrouw*“ (Wöchnerin) von einem Knaben entbunden wurde. Sind

*) Die *Muisjes* werden in folgender Weise verspeist. Man nimmt ein *Beschuitje*, welches eine Art feinen Zwiebacks von der Grösse und Gestalt eines preussischen Doppelthalers ist, bestreicht es mit Butter und streut die *Muisjes* dick darauf. Das Ganze dient als Begleitung des Thee. Es gibt verschiedene Arten von *Beschuitjes;* die s'Gravenhagenschen aber spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte holländischer Feinbäckerei. Die Bereitung derselben ist ein Geheimniss, das heisst, sie wird Niemanden mitgetheilt. Nur mit mannichfaltigen Intriguen und auf Umwegen kam ich in den Besitz des Receptes, das ich zu Nutz und Frommen aller wissbegierigen Damen mittheile.

dagegen die Aniskörner ganz rund, so verkünden sie die Geburt eines Mägdeleins.

Gewöhnlich wird an den Hausthüren der Vornehmen acht Tage hintereinander jeden Morgen ein vom Arzte unterschriebener Zettel über die Gesundheitsverhältnisse von Mutter und Kind an die Thür geheftet, zum Beispiel so lautend:

„*De kraamvrouw en het kind zijn naar omstandigheden welvarende*“ oder „*de kraamvrouw en het kind hebben dezen nagt redelijk wel doorgebragt.*“

Ein eigenthümlicher Gebrauch herrscht in Haarlem. Sobald ein Kind geboren, wird der „*Kraamklopper*“ mit einem Stifte an der Hausthür befestigt. Dieses Symbol der Freuden und Schmerzen einer Mutter besteht aus einem Täfelchen, dessen vier Ecken abgerundet sind. Es ist ganz mit rosarother Seide

Recept zu den s'Gravenhagenschen *Beschuitjes:*

Man nehme:

1 Pfund Teig von feinem Weissbrod, das gegohren hat (gegangen ist);

1 Ei;

4½ Loth Hefe (auch etwas weniger oder mehr, je nach der Qualität der Hefe);

5 Loth Weizenblume (feinstes Weizenmehl).

Dieses mischt man untereinander, bis es so ziemlich trocken ist, dann nimmt man

12 Loth Butter und

7 Loth Farinzucker (Thomaszucker),

stösst den Zucker sehr fein, mischt ihn mit der Butter und rührt dieses tüchtig durcheinander, dann wird es mit dem Teig vermengt und mit einem hölzernen Löffel gut abgerührt und abgeknetet. Hierauf lässt man es wieder gähren (holländisch ein paar Mal gehen); dann walzt man den Teig sehr dünn aus, etwa halb so dick als ein Thaler ist, und macht in der Grösse eines Zweithalerstückes Kuchen daraus. Einige mischen ein wenig Potasche dazu. Das hier zu Grunde gelegte Gewicht ist das Zollgewicht.

und diese wieder mit Spitzen überzogen, welche an den vier Enden des Täfelchens in Falten gelegt werden und den Rosagrund durchschimmern lassen. Ist das Kind ein „*Meisje*“ (Mädchen), so wird unter die Spitze bis zur Hälfte ein weisses Papier gelegt, so dass der Grund halb rosaroth und halb weiss erscheint. Ist es aber ein „*Jongetje*“ (Knabe), dann bleibt das Papier weg und der ganze Grund des „*Klopper*“ blinkt im strahlenden Rosa durch den feinen Spitzenschleier. Mit diesem Klopper wird grosser Luxus getrieben. Vermögende Leute verwenden hiezu kostbare Spitzen und selbst die Armen schonen ihre Sparpfennige nicht, wenn es einen Klopper gilt. Das ist eine Ehrensache. Häufig wird der Klopper gleich in den ersten Zeiten nach der Trauung hergerichtet, wenn nämlich das junge Paar dessen baldigen Gebrauch mit Grund hoffen kann, was doch das Pärchen selbst am besten wissen muss.

Sind Zwillinge oder gar Drillinge geboren worden, dann verkünden zwei oder drei Kloppers der staunenden Strassenwelt die Ueberfülle des Segens.

Ein todtgeborenes oder gleich nach der Geburt gestorbenes Kind macht hievon keine Ausnahme, weil man um solche „*jonge wichten*“ nicht trauert.

Sind die Eltern in Trauer, so trauern auch die *Kloppers*. Bei leichter Trauer ist der Grund des Klopper von schwarzer Seide, bei grosser Trauer gleichfalls, nur wird statt der Spitzen ein Ueberzug von Kammertuch gewählt.

Der Klopper figurirt an der Hausthür, bis die Wöchnerin ihren Kirchgang hält. Alle Abend wird er weggenommen und hat er durch das Wetter gelitten, so kommt ein neuer an seine Stelle.

Die allgemeine Tradition leitet den Gebrauch des *Kraamklopper* von der Einnahme der Stadt Haarlem durch die Spanier im Jahre 1573 her. Der spanische Befehlshaber soll näm-

lich seinen Soldaten Schonung gegen die Häuser der Wöchnerinen anempfohlen haben, zu welchem Zwecke die betreffenden Häuser durch ein Zeichen an der Hausthüre kenntlich gemacht worden seien. Allein einerseits erwähnt kein einziger der zeitgenössischen Geschichtschreiber etwas von einem solchen Zuge spanischer Menschlichkeit, andererseits aber stimmen sie alle überein in der Schilderung der Gräuel- und Schandthaten der Spanier.

Mag der Ursprung des Kloppers sein, welcher er wolle, gewiss ist, dass die Spitzenrose ehedem selbst den Arm des Gesetzes lähmte. Weder Richter noch Häscher durften in ein Haus eindringen, dessen Thüre jenes Zeichen trug. Auch wurde ein solches Haus von Einquartierungen verschont. Heute wohnt der Spitzenrose nicht mehr diese Macht inne, aber sie verkündigt dem Vorübergehenden ein Ereigniss, das die ganze Familie lebhaft beschäftigt, und ermahnt ihn, nicht durch rohes Geräusch die Ruhe der Wöchnerin zu stören.

Und nun noch einen Blick auf den Säugling. Einer rühmlichen Sitte zufolge reichen die holländischen Mütter ihren Kleinen die eigene Brust, und Mutter und Kind befinden sich wohl dabei. Nur schwache und kranke Mütter ziehen ihre Lieblinge künstlich auf. Darum liegen sie aber auch, die kleinen Niederländer, so feist, vollbackig, mit silberweisser Haut, mit blauen Augen, mit blonden Härchen in der Schaukelwiege, die fleissig angestossen wird. Reinlich und „*gemakelijk*“ liegen sie darin, gedeihen und gehen auf, wie eine Wolke.

Drittes Capitel.

Gebräuche bei Erkrankung und Tod eines Familiengliedes. — Der *Aanspreker*. — Sein Aussehen und seine Verrichtungen. — Rabe und Storch in einer Person. — Schwierigkeiten bei zweiten Ehen. — Geld und Gefühl im Streit. — Leichenbegängniss und Todtenschmaus.

Das ist ein altes Stück: krank werden und sterben. Wenn in der holländischen Familie ein Glied erkrankt, so ist die Wohnung unzugänglich. Die Thürglocke verstummt. An die Thüre heftet man in einigen Städten das ärztliche Bulletin, wodurch man ungelegene Besucher fern hält, ohne ihre Besuche selbst zurückzuweisen. Stirbt Jemand, so wird sein Tod durch den „*Aanspreker*" (Leichenbitter) den Nachbarn, Verwandten und Freunden verkündet. Dieser lebendige Todtenzettel ist ganz schwarz gekleidet, im unvermeidlichen Frack, mit breiten Aufschlägen, kurzen Hosen, langen Strümpfen und Schnallenschuhen, vorn im Halstuche einige Läppchen, sogenannte Mosestafeln, wie sie die protestantischen Geistlichen tragen, mit einem runden breitkrämpigen Hut, von dem ein Trauerflor, lang wie ein Schiffswimpel, weht.

Wenn er so von Haus zu Haus schleicht und mit langgezogener eintöniger Stimme die Anrede krächzt: „*Ik maakje bekend dat overleden is de Wel Edele Heer N. N. op de Doelenstraat u. s. w.*", dann erscheint er wie das Gespenst der alten Gebräuche Hollands.

Dieser Rabe ist zugleich Storch, denn er kündigt auch die Kindtaufen an. Er ist gleichsam die Schildwache am Hauptportale des Lebens: Niemand kann sich aus der Welt stehlen, Keiner sich hereinschleichen, ohne das „passirt!" des *Aansprekers*.

Zerreisst der Tod das eheliche Gespann, so werden lange Zeit hindurch Trauerkleider in verschiedenen Abstufungen ge-

tragen. Eine neue Ehe binnen Jahresfrist ist sehr anstössig, und sind Kinder vorhanden, so wagt es der Wittwer oder die Wittwe kaum, neuerdings an Hymens Wagen zu ziehen. Ist es doch der Fall, so geschieht es gewiss nicht, ohne dass die Familie in grosse Verwirrung geräth, ohne dass die Liebe aus dem Hause flieht. Denn auch in den Herzensangelegenheiten spielt das Geld eine ungebührlich hervorragende Rolle, und leider muss vor dem Klange des Goldes und der engherzigen Berechnung die Stimme des Gefühls nur zu oft in Holland verstummen.

Die Begräbnisse geschehen Morgens ernst und stille. Die Freunde, welche dem Sarge folgten, fahren nach der Einsenkung desselben in das Sterbehaus zurück, wo der Leichentrunk und ein Imbiss genommen wird.

Vergnügungen.

Naturgenuss. — Holländische Lustgärtchen. — „*Wandeling*“ am Abend. — Sonntagspromenade mit Regenschirm. — In einem öffentlichen Garten. — Kolf- und Kegelbahn. — Hasen- und Vogeljagd. — Wildenten in Menge. — Die Wasservögel als landschaftliche Staffage. — Die Holländer leidenschaftliche Fischer. — Pferderennen. — Eigenthümlichkeiten desselben. — Rennpreise. — Schlittenrennen im Winter. — Eleganz der Schlitten und Pferdegeschirre. — Schlittschuhlaufen ein Bedürfniss. — Die Anfänge des Schlittschuhs. — Das Schlittschuhlaufen in Friesland. — Gewandtheit der Friesinen im Schlittschuhlaufen. — Märchengestalten. — Ein Ritterdienst und seine Belohnung. — Eisschlitten - Luxus. — Appetitliches. — Volksfeste auf dem Eise. — *Eisschuiten.* — Segelwagen des Prinzen Moritz von Oranien und Schnelligkeit desselben. — Eisschuit desselben Prinzen.

Wer ein Landhaus hat, der bringt dort den Sommer zu. Wer keines hat, besitzt vielleicht einen Garten in schöner Lage

nahe bei der Stadt. In diesem Garten sind viereckige und dreieckige Beete, symmetrisch mit Goldsand, rother Farbe und kleinen glänzenden Muscheln bestreut. Manchmal die Baumstämme hübsch roth und blau angestrichen. Der Taxus zu allerlei Figuren künstlich verschnitten: zu Obelisken, Pyramiden, Vasen, selbst Thiergestalten. Tulpenbeete in grosser Farbenpracht; die kostbareren Zwiebelgewächse in bunt bemalten glasirten Töpfen. Kupferne Käfige voll Kanarienvögel. Wer einen solchen Garten*) besitzt, der bringt dort mit seiner Familie den Nachmittag zu oder macht Abends seine „*Wandeling*" dahin und trinkt Thee oder Kaffee aus echt chinesischen Porzellantassen. Das *Pijpje* oder die Cigarre wird niemals dabei fehlen.

Wer aber weder ein Landhaus noch einen Garten besitzt, der nimmt einen patriarchalischen Regenschirm unter den Arm und geht zum mindesten am Sonntag Nachmittag mit Weib und Kind, mit Dienstbote und Hund in einen öffentlichen Garten und lässt seiner Familie Thee, Wein oder auch Bier vorsetzen. Denn am Sonntag ruhen alle Geschäfte mit Ausnahme jener der Venus und des Bacchus. Da sitzen, da stehen, da wandeln sie: weisse Hauben, weisse Halsbinden, weisse Pfeifen. Ungeheuere Feuerbecken als Tabakzünder. Tassen und Flaschen kreisen. „*Kopje koffi*" hier, „*kopje thee*" dort. Stille Beschaulichkeit und vernünftiges Familiengespräch. —

Auch die Bauern vergnügen sich am Sonntage. Gehen sie nicht in die Vergnügungsplätze der nahen Städte, so reiten sie ihre Gäule spazieren oder erlustigen sich auf der *Kolfbahn*, wo man lederne Bälle mit Kolben nach einem Ziele schlägt, oder auf der Kegelbahn bei der Schenke.

Mit der Jagd hat es in Holland begreiflicher Weise nicht viel auf sich, da es keine Wälder, sondern nur Gehölze gibt.

*) Solche Gärtchen („*Buitens*") sind überall in der Nähe der Städte in grosser Zahl, gewöhnlich an einen Kanal stossend.

Ausser Hasen findet man kein Wild. Dennoch gibt es einen Zweig der Jagd, der weit ergiebiger ist, als in anderen Ländern, nämlich die Vogeljagd. Für die wilden Gänse, Enten, Bekassinen, Schnepfen, Seemöven, Strand- und Wasservögel sind die Sümpfe, die Wiesen, Niederungen und Meeresinseln Hollands die natürlichsten Aufenthaltsorte. Diese Vögel beleben die einförmigen Marschen. Wenn im Frühling neugierige Grasspitzen aus dem Boden hervorlugen und ihm das Ansehen eines grünen schwellenden Teppichs verleihen, dann tummeln sich Schaaren von Kibitzen und andere Vögel auf den nassen Angern, laut schreiend wie die Jungen, die aus einer deutschen Dorfschule kommen. Die Vögel sind die heiterste Staffage der niederländischen Landschaft, und Möven aller Art und Grösse flattern kreischend in grossen Gesellschaften über dem Meere an den Küsten und Landseen, schweifen selbst bis ins Innere der holländischen Städte. Zahllose Wandervögel ziehen wie durchbrochene schwarze Schleier am wolkigen Himmel hin, in den Lüften flattert's, im Schilfrohr schnattert's von wilden Enten und Schwänen, die sich graziös auf dem Wasser fortrudern. In den Sümpfen stelzen langbeinige Strandvögel umher und verspeisen gravitätisch das niedere Froschgesindel, und die Kraniche schwingen sich im gewaltigen Fluge dicht über den Wiesen dahin. Das sind die Jagdgründe der Holländer, und wer je in einem Schilfdickicht wilde Enten belauschte, der wird diese Art von Jagdvergnügen zu schätzen wissen.

Die reichste Ausbeute des Vergnügens in freier Natur gewährt aber die Fischerei. Das ganze Land ist von vielen fischreichen Gewässern durchkreuzt und vom Meere wie ein ungeheurer Gürtel umschlossen. In Kanälen, Flüssen und Meeresarmen drängen sich die fischreichen flüssigen Jagdgründe bis an und in die holländischen Städte und Dörfer, und fast jeder Bauer und mancher Bürger hat seinen Kanal- oder Fischernachen beim

Hause. Drum sind die Holländer leidenschaftliche Fischer mit der Leine und mit dem Netze. Selbst die untern Volksschichten geben sich diesem Vergnügen hin.

In den nationalen Belustigungen tritt das Pferderennen voran. Die „*Harddraverij*“ übt auf alle Volksklassen, namentlich in Friesland, der Heimath der edlen Pferde, einen unwiderstehlichen Reiz aus. Wie eine Völkerwanderung ergiessen sich die Menschenwogen zur Rennbahn, wo für Geld Sitze auf Bänken und Stühlen oder in Wagen zu haben sind.

Die Rennpferde werden paarweise aufgestellt. Auf jedem Pferde sitzt ein kurzjackiger Reiter, der blos eine mit dem Gurt befestigte Decke unter seinem Unaussprechlichen hat. Nur zwei Reiter traben zusammen, und jeder sucht durch möglichst grässliches Schreien seinen Concurrenten aus der Fassung und sein eigenes Pferd in Feuer zu bringen. Die Peitsche ist verboten. Kommt ein Traber in Galopp, so ist er von der ferneren Preisbewerbung ausgeschlossen. Desgleichen derjenige, welcher zuletzt das Ziel erreicht. So traben Paar um Paar, bis die Reihe der ursprünglichen Bewerber erschöpft ist. Nun tritt das Rennen in eine neue Phase. Die Sieger aus dem ersten Umlaufe traben wieder paarweise. Die Hintenbleibenden werden abermals ausgeschieden, und wieder traben die Sieger des zweiten Umlaufs, und so geht es zum dritten Male, bis endlich diese letzten Sieger alle zusammen reiten, nach welchem Ergebnisse die Preise gewonnen werden. Da also die drei- und viermalige Umreitung der Bahn in grösseren Zwischenräumen geschieht, so werden die Thiere und Reiter möglichst geschont.

Ein Beispiel wird den Verlauf des Rennens deutlicher machen. Nehmen wir an, es seien 24 Pferde zum Rennen angemeldet. Das gibt 12 Paare. Wenn kein Pferd ausspringt oder in Galopp geräth, so werden nach dem ersten paarweisen Wettlaufe zwölf Sieger vorhanden sein, was nun sechs Paar Bewerber für den

zweiten Umritt gibt. Davon siegen sechs Pferde und diese rennen zum dritten Male paarweise, so dass schliesslich nur drei Preisträger übrigbleiben. Diese traben nun zusammen um den ersten, zweiten und dritten Preis. Gewöhnlich sind ein silberner Becher, eine goldene Peitsche, ein Paar silberne Sporen die Trophäen des Tages. Dass die Sieger und ihre Freunde nach den Anstrengungen sich gütlich, ja des Guten zu viel thun, finden wir Deutsche gewiss ganz in der Ordnung.

Im Winter, wenn's eine Schneedecke hat, dann klingeln die Schlitten, und förmliche Schlittenrennen werden veranstaltet, wo man an Eleganz der Schlitten und Reichthum des Pferdegeschirres einander zu überbieten wetteifert. Die Schlitten sind mit einem oder auch zwei Pferden bespannt, die mit Schellen bedeckt sind. Oft finden Schlittenrennen selbst auf dem Eise statt.

In einem Lande, wo es im Winter so viele unermessliche Eisflächen auf den Flüssen, Seen und überschwemmten Polders gibt, hat sich das Bedürfniss über das Eis zu gehen und zu laufen, frühe fühlbar machen müssen. Die Kunst des Schlittschuhlaufens *(schaatsrijden* oder *op schaatsen rijden)* datirt also weit zurück. In den Erdhöhungen *(Terpen)*, auf welchen die friesischen Dörfer erbaut sind, wurden uralte Schlittschuhe, aus Knochen verfertigt, aufgefunden. Sie hatten Löcher, durch welche Riemen gezogen wurden, um die Schlittschuhe an die Füsse fest zu binden. Das sind die ersten Anfänge des Schlittschuhes *(schaats)*, der heute die unentbehrliche Fussbekleidung der Landleute ist. Auch die Stadtbevölkerung, alle Schichten des Volkes überlassen sich dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens, besonders in Friesland, wo es Schlittschuhläufer-Clubs gibt, wie in Amsterdam und Rotterdam Schiffer-Clubs. Die schönen Friesinen besitzen im Schlittschuhlaufen eine erstaunliche Gewandtheit und Schnelligkeit, selbst wenn sie Milcheimer und Körbe auf dem Kopfe nach der Stadt tragen. Wie Gestalten eines Mär-

chens huschen diese Mädchen des Nordens, schön, kühn, ernst über die blitzenden Krystallspiegel, und wie Irrlichter zucken die Lichter des goldenen Haarschmucks durch die neblige Luft. Den Schlittschuh aber am Fusse einer ländlichen Juno befestigen, ist eine Ehre, nach welcher die jungen Burschen lechzen. Der Ritterdienst wird nämlich mit einem herzhaften Kuss vergolten. Das Leben im Winter spielt eine grosse Rolle in der Geschichte der friesischen Sitten. Besonders werden grosse Stücke auf die Eisschlitten gehalten, mit denen man sich mittels zweier Stöcke rasch fortbewegen kann. Manche sind alt und wahre Meisterstücke an Arbeit, mit Malereien und Vergoldung reich geschmückt. Wenn in so einer kleinen, rothen, vergoldeten, mit Schnitzwerk im chinesischen Geschmacke verzierten Muschel ein frisches Mädchen sitzt, die sich mit der Anmuth und Beweglichkeit eines Schwans über die Eisfläche rudert — es ist wahrlich ein appetitlicher Anblick.

An Sonn- und Feiertagen gewährt das Eis in ganz Holland ein äusserst belebtes Schauspiel. Dauert der Winter lange, so werden auf dem Eise Zelte und Buden aufgeschlagen, worin Kaffee, Thee, Wein und Punsch geschenkt, Waffeln und Kuchen gebacken werden, und worin selbst zum Tanze aufgespielt wird. Ein solches echt niederländisches Volksfest, wo Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge, Schlitten von Pferden gezogen und von Menschen geschoben, im dichten Knäuel durcheinander schiessen, sich kreuzen und so geschickt ausweichen, dass kein Unglück entsteht, ein solcher Anblick ist wohlthuend und herzerwärmend.

Früher waren auch sogenannte Eisschuiten im Gebrauch, welche mittels Segel und durch untergelegte Eisen mit grosser Schnelligkeit über das Eis liefen.

Zu Schevcningen wurde ehedem ein „Segelwagen“ aufbewahrt, welcher von dem Hofmeister des Prinzen Moritz

von Oranien, dem Ingenieur Simon Stevin, construirt worden war. Dieser Wagen hatte die Gestalt eines Schiffes und konnte 28 Personen fassen. Er war mit Segeln versehen und fuhr längs des Strandes in zwei Stunden eine Strecke von beinahe neun Stunden. Prinz Moritz soll auch eine nach demselben Modelle verfertigte Eisschuit besessen haben, mit der er im Jahre 1610 bei starkem Froste die ganze Strecke des Strandes von Scheveningen bis hinauf nach Petten in anderthalb Stunden zurückgelegt habe.

Die Kirmess.

Die holländischen Kirmessen von Altersher berühmt. — Die Bauernkirmess; ihre Dauer und ihre Herrlichkeiten. — Bauernströmung. — Das Fahren allgemein. — Die Kirmess-Künstler. — Waffel- und Schnapsboutiken. — Wirthshausscenen. — Ein weises aber nie beherzigtes Sprichwort. — Gehobene Stimmung. — Die Kirmessen von Rotterdam und Amsterdam. — Ihre Dauer und Bedeutung. — Moderne Scythen. — *Broedertjeskramen*. — Elegante Einrichtung derselben. — Die Waffelbäckerin. — *Broedertjes* mit oder ohne. — Die Königinen des Festes. — Buden mit Eingemachtem in Essig. — Liebhaberei der Holländer hiefür. — Der Kirmess-Samstag. — Betrunkene Freude. — Zoten. — Priesterinen der *Venus volgivaga*. — Das „*Nachthuis*". — Die Kirmessfeier bildet eine Clausel im Dienstboten-Vertrage. — Die liebhaberlose Magd. — Der Liebhaber „zur Aushülfe". — Wie er gemiethet wird. — Darnach der Preis, darnach der Liebhaber. — Ein Liebhaber von mehreren Mädchen zusammen gepachtet. — Der Schein trügt. — Leidenschaftlichkeit der Holländerinen. — Nächtliche Mysterien. — Die Liebhaberwahl im Groningerlande während der Kirmess. — Verschiedener Anfang, aber gleiches Ende,

Die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse schaffen, unterhalten und bewahren die Eigenthümlichkeit der nationalen

Sitten und Gebräuche. Italien hat seinen Carneval und Holland seine „*Kermis*“. Die holländischen Kirmessen sind von Altersher berühmt. Jede Stadt, jedes Dorf feiert seine Kirmess, die gewöhnlich, wie auch in Deutschland, in den Sommer fällt. Die Kirmessen sind die eigentlichen Bauernfeste und dauern eine ganze Woche. Da die Kirmess mit einem Jahrmarkte verbunden ist, so wird die Bauernströmung eine besonders starke. Zu Wagen und zu Wasser kommen sie herbei, weit und breit, nur nicht zu Fuss. Der Holländer kann sich kein Vergnügen denken, das er mit seinen Füssen erlaufen müsste. Sie ziehen herbei in Familien, in Rotten, in Schaaren, zwanzig auf einen Wagen gequetscht. Die Mädchen stolziren mit ihren ungeheuren Blechhauben, ungeheuren Ohrringen und Brochen, die jungen Bursche in weiten Sammethosen und mit funkelnden Schnallen auf den Schuhen. Alles im Sonntagsstaat. Gravitätisch spaziert der Bauer mit seiner Braut oder Frau von Bude zu Bude; er ist ganz Auge, ganz Genuss. Alle „Kunstzweige“ haben ihre Vertreter geschickt: Seiltänzer „arbeiten“ auf dem Seile, Hanswurste schlagen ihre Purzelbäume, Kunstreiter, seltene wunderbare Thiere, Riesen und Zwerge, Wachsfiguren, Guckkästen, dumpfer Trommelschlag, verzweiflungsvolle Trompetenstösse — Herz, was verlangst du? Dazwischen mischt sich der Brodem der Waffelbäckeröfen und der scharfe Geruch der kleinen ambulanten Schnapsboutiken ...

Wenn all diese Herrlichkeiten besehen und wieder besehen und verkostet sind: dann tritt der Bauer in die Schenke, zündet sich sein *Pijpje* an, langt seinen gedörrten Fisch aus der Tasche, bestellt Bier oder *Jenever* für sich, dünnen Kaffee oder Thee für seine „Hälfte“. Ist er reich, wohl auch eine Flasche Wein. Dann wenn der Platz ihm behagt, oder wenn er gute Nachbarn trifft, oder wenn sein Weib nicht allzu sehr zum Aufbruche treibt, oder ... oder ... ja dann ist er geneigt, das altherkömm-

liche Sprichwort zu vergessen, das ihm sein Vater gelehrt hat, und das er ohne Zweifel seinen Kindern einprägen wird:

Als de wyn is in den man,
Dan is de wysheid in de kan.

(Wann der Wein ist in dem Mann,
Dann ist die Weisheit in der Kann.)

Glühende Gesichter, wohin man blickt, Tanz und Musik und Gesang! Alle Pfeifen qualmen, alle Herzen glühen — Dampf und Dunst hüllen das niederländische Gemälde in Wolken ein. Die Tische erdröhnen von kräftigen Faustschlägen und dazwischen pipsen schrille Weiberstimmen.

Die berühmtesten Kirmessen sind jene von Rotterdam und Amsterdam, wo sie vierzehn Tage dauern. Während derselben werden sogar die Eisenbahnfahrpreise für Hin- und Rückfahrt auf die Hälfte herabgesetzt.

Die Kirmessen von Amsterdam und Rotterdam offenbaren eine dunkle Seite im Volksleben. Die „Künstler"-Vagabunden sind natürlich noch weit zahlreicher als auf den Dörfern. Die Kirmess ist ihre Ernte. Sie ziehen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt und schlafen, wie einst die Scythen, in rollenden Häusern. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend brodelt auf allen öffentlichen Plätzen die Schmalzpfanne, und die Waffelbuden und „*Broedertjeskramen*" senden ihre Düfte aus, welche wie Opferduft in die holländische Nase steigen und ihren Besitzer unwiderstehlich anlocken. Sie sind aber auch verführerisch, appetitlich — die kleinen netten Häuschen auf Rädern, in einem gewissen theatralischen Geschmack aufgeputzt, mit Kronleuchtern, Spiegeln, Porzellangeschirren, Goldleisten, zierlich bemalten Möbels. In einer Abtheilung sind auf mächtigen, goldfunkelnden kupfernen Platten blendend weisse Teigberge aufgethürmt, und vor einer Riesenpfanne mit vielen runden Vertiefungen thront eine stattliche Frau auf erhöhtem Sessel. Weit-

hin funkelt im Glanze der abendlichen Beleuchtung ihr goldener Kopfschmuck, während sie mit geschickter Hand graziös den Teig in die Vertiefungen der Pfanne wirft, der alsbald in Gestalt der „*Broedertjes*“ herausgenommen und verkauft wird. In den Waffelbuden und wandelnden Häuschen gibt es auch kleine, durch rothe oder weisse Vorhänge abgeschlossene Zellen, wo man das gekräuselte Gebäck pfannenwarm mit Wein oder Schnäpsen und mit oder ohne Gesellschaft gleich verspeisen kann.

Die Königinen des Festes aber sind die schönen Friesinen in ihrer reizenden Tracht. Sie backen prächtige Waffeln, die sie in Körbchen durch die Stadt hin feil tragen.

Die Holländer sind grosse Liebhaber von Eingemachtem in Essig. Schöne Buden stellen einen grossen Luxus in pokalförmigen Gefässen zur Schau, die geschmackvoll geordnet sind, und in deren Bauchhöhlen Zwiebeln, Gurken, Citronen schwimmen. Dergleichen Früchte werden mit Eiern verspeist.

Gewöhnlich ist es der Samstag, wo man der Freude die Zügel schiessen lässt. Da tritt sie derb und toll auf, die niederländische Freude. Die Menschen wogen rauschend durch die Strassen und ziehen alle Klassen der Bevölkerung in ihre schäumenden Strudel. Lärmen und Toben auf erschreckliche Art. Die Polizei hält sich ferne und begnügt sich den Pulsschlag der betrunkenen Lust zu überwachen. Junge heirathslustige Mädchen drücken sich hier verstohlen in ein Leinwandzelt, welches die verschwiegene, geheimnissvolle Grotte einer fremden Wahrsagerin vorstellt. Dort durchziehen von Branntwein glühende Matrosenschaaren mit den „Priesterinen der schaumentstiegenen Göttin“ bei hellem Tage die Strassen, unter wüstem Geschrei ihre Zotenlieder brüllend. Aus allen Schenken schreit dazwischen in herzzerreissenden Tönen die Geige.

Glücklich! dreimal glücklich die Magd, welche in der Stadt einen Vetter oder Geliebten besitzt, an dessen Arm sie wonne-

und branntweinathmend die Strassen durchtaumelt — vorüber an den Herrlichkeiten der *Kalverstraat*, vorbei an den Leckerbissen des Buttermarktes, bis der Abend herabsinkt, auf dessen Schwingen die Düfte des Rostbeafs zum Eintritt in das „*Nachthuis*“ einladen, welches sich erst um 10 Uhr Abends öffnet und vor Morgens fünf Uhr nicht schliesst.

Ja! die Dienstmägde bedingen sich gleich beim „Einstehen“ einige freie Tage und Nächte zur Kirmessfeier aus. Hat Eine keinen Vetter oder ist sie so hässlich und täppisch, dass sie sich nicht bei Zeiten mit einem „Geliebten“ vorgesehen hat, so muss sie sich einen solchen „zur Aushülfe“ miethen — nach Tag und Stunden, wie dies bei einer Droschke geschieht. Wenn dieser Mensch sauber von Gesicht, wenn seine Kleidung elegant ist, wenn eine goldene Brustnadel auf weissem Hemde blitzt, wenn die Hände in tadellosen Handschuhen stecken, wenn der Filz auf dem Kopfe nicht schäbig, wenn der „Miethliebhaber“ noch überdies glücklicher Besitzer eines Regenschirms ist: dann borgt er seinen Arm und sein Ansehen nur um enorme Preise aus, und das arme Mädchen muss den Sparpfennig eines vollen Jahres für einige Promenaden an seiner Seite daransetzen. Zuweilen pachten mehrere Mädchen zusammen einen Galan, wenn dieser für Eine allein zu theuer kommt.

Wer sollte es doch den kalten Holländerinen mit den scheinstillen Heiligengesichtern, den blauen verschämten Augen wohl ansehen, welche innere Gluth in ihnen verschlossen brennt, die bacchantisch in der Kirmess emporlodert und den Zecher unwiderstehlich berauscht? — Wahrlich! diese nächtlichen Tänze, diese Züge auf den Strassen, diese Freiheit des Festes, welche alle Klassenunterschiede verwischt, diese Erregung der Frauen, die gegen ihre gewöhnliche Ruhe so seltsam absticht, diese Mysterien, welche die Nacht voll Scham mit ihrem dunkeln Schleier zudeckt: Alles erinnert an die Bilder der alten Meister, welche

die Bacchanalien des Nordens auf der Leinwand verewigt haben.

Im Groningerlande ist den Bauernmädchen an den Kirmesstagen das Freien erlaubt. Jedes Mädchen wählt sich einen Liebhaber, geht mit ihm Arm in Arm den ganzen Tag herum, lässt sich vor Aller Augen von ihm herzen und küssen und nimmt ihn schliesslich des Abends in ihre Kammer mit, wo sie ihn — nach Gutdünken — endlich entlässt. Nach Belieben wählt sie sich am nächsten Morgen einen anderen Freier, der ebenso wieder entlassen wird.

„Es gleicht ihr Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch' von beiden
Das allerbeste Futter sei."

Gefällt ihr Einer, so spinnt sich ein dauerndes Liebesverhältniss an. Die Eltern werden nun offiziell in Kenntniss gesetzt, und die Ehe ist das prosaische Ende der *„entente cordiale."*

Geldmachen.

Holländischer Adel. — „Ein kahler Baron." — *Van* und *de*. — Aristokratie. — Missbrauch des Prädicats „gnädiger Herr." — Alle Erwerbsarten gleich ehrenvoll. — Wichtiger Posten eines Todtengräbers. — Vornehme Damen und Herren als Todtengräber, Strassenreiniger u. s. w. — Abtrittsräumung von einem Arzte übernommen. — Nachtvögel ohne Flügel. — Wozu ihr Gefieder verwendet wird. — Erwerbsarten in einer holländischen Familie.

„Wie schwer ist der Mann?" das heisst: wie viel Geld hat er? Darnach wird der Mensch geschätzt. Es ist nun einmal wahr: der Holländer betet das goldene Kalb an. Was Adel,

Rang und Geburt? Taube Nüsse! — Holland besitzt nur sehr wenig Geburtsadel. Die Aristokratie hat dort keinen Boden mehr, die Republik hat sie untergepflügt. Das einzige Gediegene an dem Adel, welches der Bürger respectirt, ist das Geld, wenn er welches besitzt. „Ein kahler Baron" ist die Bezeichnung für einen geldlosen Prahlhans. Die Holländer lachen, wenn fremde Unwissenheit ihr *„van"* oder *„de"* als vorauslaufende Trabanten eines adeligen Namens begrüsst. Sie weisen dann auf dem nächsten besten Ladenschilde die wahre Bedeutung nach. Die einzige als solche anerkannte Aristokratie ist Grundbesitz und Capital. Das ist eine politische Macht, welche besteht und wirkt, bald nach einem festen System, bald nach individuellen Stellungen. Staatspapiere, wohlverzinste Staatspapiere, das sind die einzigen Diplome, welche der holländische Kaufherr achtet; eine alte unbescholtene Firma das einzige Wappenschild, welches er anerkennt.

Das Prädicat „gnädiger Herr", „gnädige Frau", das in Deutschland die Dienstboten jeder ihrer Brodherrschaft beilegen müssen, wenn es keine gewerbtreibende Familie ist, würde in Holland als Hohn aufgenommen werden.

Aus einer solchen Denkungsweise folgt von selbst, dass, weil der Erwerb des Geldes Hauptsache, die Erwerbsarten gleich ehrenvoll sind. Stellen, die in Deutschland als erniedrigende betrachtet werden, sind in Holland von männlichen und weiblichen Gliedern der angesehensten Familien besetzt.

Ein sehr wichtiger Posten ist der eines Todtengräbers. Angesehene Patrizier bekleiden ihn und ziehen Tausende von Gulden daraus, während sie ihn für ein Geringes von Andern thatsächlich versehen lassen. Vornehme Herren und Damen sind Küster, Feuerschemelvermiether in den Kirchen, Todtengräber, Wagenmeister, Strassenreiniger und — Abtrittsräumer.

Lauter einträgliche Posten. Letzterer Unternehmung zur Bereitung künstlichen Guano's steht gegenwärtig in Amsterdam, wenn ich recht unterrichtet bin, mit viel Glück ein renommirter Arzt vor!

Alles weiss der Holländer zu verwerthen und aus dem Unscheinbarsten Nutzen zu ziehen. So werden zum Beispiel den liederlichen Dirnen beim Eintritt in das „*Werkhuis*" (Arbeitshaus) zu Amsterdam die Haare abgeschoren, um zu verhindern, dass sie die „Gesellschaft" alldort mit Ungeziefer bereichern. Diese Haare kommen gereinigt in den Handel, und manche vornehme Dame mag sich ihren kahlen Schädel mit dem Gefieder solcher holländischen Nachtvögel schmücken.

In einer holländischen Bürgerfamilie von gewöhnlichem Schlage verdient jedes Glied seinen Antheil zur Wirthschaft und legt sich ein Capitälchen bei Seite. Der Mann ist Schiffsmakler oder treibt ein Gewerbe; die Frau führt das Hauswesen und hat nebenbei einen Leinwandkram; die Töchter halten Nähschulen oder sind Haubenmacherinen; der Sohn arbeitet auf dem „*Cantoor*".

Es ist auch gar nicht auffallend, wenn die Frauen von Mennoniten-Predigern, wie dies häufig der Fall ist, zu Hause einen Detailhandel treiben.

Für den Faulen gibt es in Holland keinen Raum. Alles erwirbt hier, geniesst und spart. Drum athmet auch Alles Wohlstand und Behäbigkeit; drum ist Holland das Land der Häringe, der Käse und — Ducaten!

Oeffentliches und religiöses Leben.

Zwangloses Benehmen der Holländer. — Grund davon. — Phantasie-Uniformen. — Der König ist Eigenthum des ganzen Volkes. — Der König in Wahrheit ein Vater seines Volkes. — Mündigkeit des Volkes. — Keine Pöbelexcesse bei öffentlichen Aufzügen. Abwesenheit des Polizeistocks. — Ueber Religionsfreiheit. — Einfluss der Geistlichen. — Religiöse Vereine. — Trotz der Religionsfreiheit hat Holland ein protestantisches Gepräge. — Ursachen davon. — Die Katholiken Hollands. — Unduldsamkeit und Vorurtheile gegen dieselben. — Emancipation. — Urtheil Montalembert's. — Pietismus. — Secten. — Viele gehören gar keinem Glaubensbekenntnisse an. — Starker Kirchenbesuch. — Sitzplätze in den protestantischen Kirchen bezahlt. — Unerquicklicher Anblick. — Man behält den Hut in den reformirten Kirchen auf dem Kopfe. — Kirchenzettel im Wirthshause. — Almosen.

Der Holländer bewegt sich im öffentlichen Leben natürlich, offen und zwanglos. Ebenso ist auch seine Sprache im Umgange zuweilen sogar derb. Das liegt in der republikanischen Gesinnung des Volkes, in der rückhaltlosen Freiheit der Gewissen, in der thatsächlichen politischen Freiheit des Landes, in dem Mangel eines privilegirten Geburtsadels und in dem allgemeinen Wohlstande. Alle Lebensverhältnisse sind bürgerlich massiv — massive Freiheit, massiver Wohlstand, massives Kaufmannsthum. Von eigentlicher Etikette ist selbst bei Hofe nicht die Rede. Die Königin muss die Gemahlinen der bürgerlichen Minister empfangen, welche statt der Namen ihrer Ahnen die Verdienste ihrer Männer als Eintrittskarten abgeben. Wer in den Colonien gewesen, kann sich obendrein in einer Phantasie-Uniform bei Hofe vorstellen lassen, und im Punkte der Phantasie-Uniform leistet der Holländer das Ungeheuerlichste.

In Holland ist der König Eigenthum des ganzen Volkes, emancipirt von selbstsüchtigem Adel und darum — frei! Fest steht

der Thron auf der demokratischen Grundlage, auf dem freien Willen, auf der freien Liebe des Volkes, ohne dass ein ehrsüchtiger Adel oder eine fuchsschwänzelnde Büreaukratie von Beamten mit steinernen Gesetztafelgesichtern sich zwischen den König und seine Unterthanen drängt. Im schlichten einfachen Frack hört der König an bestimmten Audienztagen jeden seiner Unterthanen an.

Dieser Umgang des Königs mit seinem Volke ist ihm und den Unterthanen eine unversiegliche Quelle der Liebe. Es entsteht dadurch eine Art Familienverbindung, und der König wird in Wahrheit der Vater und das Haupt der ganzen holländischen Landesfamilie, da er mit eigenen Augen ihre Bedrängnisse sieht, mit eigenen Ohren ihre Klagen hört, mit eigenem Munde Worte des Trostes spricht. Und — der König raucht auf offener Strasse, ohne dass seine Unterthanen vor Erstaunen versteinern. ...

Besonders bemerkenswerth ist die Abwesenheit der polizeilichen Organe bei öffentlichen Festen und Aufzügen. Dies ist ein Zeichen, dass das Volk nicht blos frei, dass es, was mehr ist, der Freiheit würdig ist und auf seinen eigenen Füssen stehen kann. Man hört niemals von Unordnung und Pöbelexcessen bei solchen Gelegenheiten; denn die Ordnung erzeugt sich aus der vollkommenen Harmonie zwischen den politischen Institutionen und den Sitten. Es ist, namentlich für den Deutschen, ein behagliches Gefühl, nicht immer den Polizeistock hinter, neben, über, vor und um sich zu sehen. In Holland fühlt man die Hand des Staates nur bei der Erhebung der Steuern.

Eine andere Seite des gesellschaftlichen Lebens in Holland stellt das religiöse Element dar. Trotz oder vielmehr gerade wegen der völligen Freiheit des religiösen Bekenntnisses, ragt die Kirche in allen Ständen weit in das Haus hinein, und die protestantischen Prediger (*Domines*) und die katholischen Geist-

lichen *(Pastoors)* geniessen einen grossen Einfluss in den Familien. Das religiöse Gefühl ist ein tiefes und inniges, und die religiöse Erziehung genauer als bei uns. Aus allen Fenstern schallt Morgens und Abends auf dem Lande das gemeinsame laute Gebet, und das Tischgebet, meist ein stilles, wird selbst an öffentlichen Tafeln geübt. Der Katholik schämt sich des Kreuzzeichens nicht und weist unbedenklich an Fasttagen die Fleischspeisen zurück, ohne dass Andersgläubige dies auffallend finden — kurz Jedermann bekennt seinen Glauben eben auch im Aeussern.

Durch die Freiheit des Religionsbekenntnisses treten die Gegensätze schärfer hervor, während in einer monopolisirten Kirche der religiöse Sinn erschlafft und leicht in Gleichgültigkeit, Heuchelei und leeres Formenwesen ausartet. Anders in Holland. In grösseren und kleineren Städten gibt es religiöse Gesellschaften und Vereine aller Art zu frommen Zwecken. Vorlesungen über theologische Fragen vor einem gemischten Publikum sind so häufig, wie bei uns etwa schöngeistige.

Allein trotz der unbedingten Religionsfreiheit hat das ganze Land ein protestantisches Gepräge. Der Calvinismus spricht aus den öffentlichen Denkmälern, aus der sichtbaren Geschichte des Landes. Das Nationalgefühl ist protestantisch geblieben und wird es wohl bleiben; denn die politische Geschichte Hollands ist zugleich auch die seines Glaubensbekenntnisses; sie bildet gleichsam das protestantische Martyrologium. Die Geschichte des Kampfes gegen Spanien — ist sie nicht die Kirchengeschichte Hollands? Ihre mit Blut geschriebenen Blätter lässt man in den Schulen des Landes lesen, und die Kinder prägen sich die Verehrung gegen jene, welche für die Unabhängigkeit starben, mit unauslöschlichen Zügen in das bildsame weiche Gedächtniss. So verkörpert sich der Patriotismus in dem Protestantismus. Ein ausschliesslich katholisches Holland ist undenkbar. Was

sollte das eherne Standbild des Schweigers, dieses Helden der niederländischen Reformationsgeschichte, was sollte es in einem katholischen Lande? An dem Tage, wo das katholische Bekenntniss das reformirte verdrängte, stürzte mit dem Protestantismus auch die ruhmreiche Vergangenheit der holländischen Nation, und diese selbst würde vollständig umgeprägt werden. Holland hat gewissermassen — zum Fortbestande, zum Schutze seiner Selbständigkeit gegenüber den es umlagernden und beengenden grossen Staaten — einen nationalen Gott nöthig, wie einst die Juden ihren Jehova. Den starren Calvinisten vom alten Schlage sind die holländischen Katholiken noch heute verdächtig: „Ihre Füsse, sagen sie, sind auf dem Boden Hollands, aber ihr Herz ist in Rom.“ Das sind Vorurtheile, leider jedoch in der Geschichte wurzelnde Vorurtheile, denen die Losreissung Belgiens neue Nahrung zutrug. Holland erkannte die Hand des katholischen Clerus in jener Revolution, und man klagte sogar die holländischen Katholiken an, die Anstrengungen der Belgier, wenn nicht mit offenen Sympathien, doch mit einer unthätigen Fassung aufgenommen zu haben. Nur dieser Argwohn erklärt die Unduldsamkeit gegen die Katholiken, zu einer Zeit, da die Niederlande ein Asyl für alle Opfer religiöser Verfolgung waren, die schäbigen portugiesischen und spanischen Juden nicht ausgenommen. Es ist noch nicht lange her, dass die holländischen Katholiken genöthigt waren, ihren Bethäusern Wirthshausschilde zu geben. Jetzt aber haben sie sich bereits eine geachtete Stellung errungen und Montalembert rühmt von ihnen: „*La gravité de leurs moeurs, le ferveur de leur foi, leur pieuse munificence.*“

Der holländische Protestantismus neigt sich vielfach zum Pietismus und Mysticismus. Neue Secten entstehen und vergehen. Auch gibt es eine erkleckliche Anzahl Solcher, welche selbst im höheren Alter nicht getauft sind, in der Ehe leben

und Aemter im Staate bekleiden. Trotzdem aber die Religion vom Staate als eine Privatsache zwischen Gott und dem Menschen betrachtet wird, ist Holland doch ein sehr religiöses Land, und bei all den verschiedenen Glaubensgenossen offenbart sich ein fleissiger Kirchenbesuch, besonders da, wo ein tüchtiger Kanzelredner auftritt. Schon eine Stunde vor der Predigt wallen sie hin, ernst und feierlich mit gold- und silberbeschlagenen gewichtigen Bibeln und wohlbeleibten Gesangbüchern unter dem Arm, so dass es demjenigen, der später kommt, schwer hält, für Geld einen Sitzplatz in den Stühlen zu bekommen. Die Predigt aber dauert zwei geschlagene Stunden. Darum ist die Küsterei in Holland so einträglich, weil die Plätze in den Stühlen wie in einer Schaubude bezahlt werden, und weil die Küster an die Frauenwelt die Fusswärmer oder Feuerstübchen *(Stoofjes)* vermiethen, die man oft in den Kirchen zu Hunderten neben einander aufgepflanzt sieht.

Einen eigenthümlichen, ja unerquicklichen Eindruck macht es, dass die Männer in den reformirten Kirchen während der Predigt die Hüte auf den Köpfen sitzen lassen. Nur beim Lesen des Textes, während des Gesanges und des Gebetes nimmt man die Kopfbedeckung ab. Beim Anblick einer solchen Versammlung in der Kirche bedarf es einer grossen Portion Phantasie und innerer Erbauung, um sich stets zu erinnern, dass man sich in einer Kirche beim Gottesdienste befinde!

In einigen Städten hängen am Sonntag die Kirchenzettel, wie bei uns die Theaterzettel, in den Wirthshäusern. Da sucht sich jeder seinen Mann gleich aus.

Beim Herausgehen aus der Kirche wird das Almosen gespendet, und je besser es dem Prediger gelungen ist, die Herzen der Zuhörer zu rühren, desto tiefer greifen sie in den Geldbeutel.

Einst und Jetzt.

Der holländischen Nation war es gelungen, obwohl mit aller Welt in Berührung — in freundlicher und feindlicher —, ihren nationalen Typus mit einem Damm zu umgeben, den sie aus Zähigkeit, Besonnenheit und Entschiedenheit aufbauten. An diesem Damme haben sich lange die Holland umfluthenden Völkerwogen der Franzosen, Deutschen und Engländer gebrochen, und es ist denselben lange nicht gelungen, die holländischen Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen wegzuspülen, bis die Neuzeit sich den Dampf dienstbar machte. Dieser dämonische Sohn der zwei mächtigsten Elemente, des Feuers und des Wassers, reisst alle Schranken nieder, welche die Völker trennen, jede Individualität der Völker hebt er zuletzt noch auf und lässt sie in Massen zusammengehen, mögen die Völker sich sträuben oder nicht. Erstaunt und unwillig bemerken auch die alten Holländer, wie das neue fremde Element schäumend auf sie einbricht und einen Stein um den andern aus dem Gebäude ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten herauslöst; wie das neue fremde Element ihnen die weisse Nachtmütze vom Kopfe reisst, die Thonpfeife aus dem Munde, die Bibel aus der Hand schlägt; wie es ihre Tulpenbeete und Taxuswände niedertritt und in den reinlichen Hausgang den Koth der Strasse hereinschleppt. —

Schon ist das Tischgebet von den vornehmen Tafeln an die kleinen Tische in den kleinen Häusern geflohen. Der goldene Schild um die jungfräuliche Stirn des Weibes und die feine weisse keusche Spitze drum herum weichen dem leichtfertigen Brüsseler Strohhute und dem modernen koketten Morgenhäubchen. Die Neuen fragen nicht mehr wie die Alten, wenn sie ehrbar langsamen Schrittes auf den Strassen dahinschritten: „Wie fahren Sie?" *(„hoe vaart gij?")*, sondern sie haben das unbequeme:

„Wie geht es?“ vom Auslande angenommen. So wird von Tag zu Tag die Bresche in jenem schützenden Damme um den nationalen Typus weiter und es wird bald an der Zeit sein, — so prophezeihet Dingelstedt in muthwilliger Laune — dass der letzte Holländer, den fliegenden ausgenommen, sich mit seiner Thonpfeife im altrespectablen Feuerbecken wie eine indische Wittib verbrennt, oder in einer noch nationaleren Urne, dem berüchtigten *Quispeldoortje*, ertränkt.

Zweiter Theil.

Holländische Städtebilder.

'S Gravenhage.

Voltaire's Urtheil über die Stadt und Umgebung. — Entstehung der Stadt und ihres Namens. — Charakteristische Schönheiten des Haags. — Der Binnenhof, seine Entstehung und historische Bedeutung. — *Tempora mutantur.* — Der Buitenhof. — Die *Gevangenpoort* und ihre düsteren Erinnerungen. — Das Museum im *Prins Mauritshuis.* — Allgemeine Bemerkung über holländische Sammlungen und Sehenswürdigkeiten. — Der moderne Proteus. — Ueber die Kirchen im Haag. — Der Thurm der Hauptkirche, sein Glockenspiel, die Aussicht auf die Stadt und Umgebung. — Das französische Element im Haag. — Die Haagschen Schönen. — Vögel der Nacht. — *Het Bosch*, der schönste Park der Welt. — Seine Rolle im öffentlichen Leben der Stadt. — Das „Haus im Busch".

„*Il n'y a rien de plus agréable que La Haye quand le soleil daigne s'y montrer. On ne voit ici que des prairies, des canaux, des arbres verts; c'est un paradis terrestre depuis La Haye jusqu'à Rotterdam.*" Dieses schmeichelhafte Urtheil fällt ein grosser Mann, nämlich Voltaire, in einem Briefe vom 7. October 1722 über die holländische Residenzstadt. Aber damals war es noch gar keine Stadt; denn

„Het Vlek, dat meer Paleizen telt
Dan Huizen menig Stad,"

wurde erst von dem Napoleoniden zu einer Stadt erhoben und zum Sammelplatz der vornehmen Welt gemacht.

'S Gravenhage (wörtlich: des Grafen Geheege) oder (abgekürzt) der Haag ist unter den holländischen Städten eine Treibhauspflanze, aufgeblüht unter der Sonne der Fürstenhuld. Wie schon sein Name anzeigt, war er ein Jagdsitz der Grafen von Holland und an dem Fürstenhofe emporrankend hat er sich zu seiner Bedeutung erhoben. Ohne eigene Quellen innern Reichthums, trägt der Haag das Gepräge des Künstlichen, des Gemachten, kurz es ist die einzige holländische Stadt von modernem und monarchischem Zuschnitte.

Die Stadt liegt in der heitersten und trockensten Gegend Südhollands. Sie ist von einem Kranze schöner Dörfer und Landgüter eingefasst und beinahe von allen Seiten von reizenden Parken umgeben. Der Baumwuchs ist in dem dürren Boden durch menschlichen Fleiss zum üppigsten Triebe gebracht, und in dem Haag'schen Walde *(het Bosch)*, dem schönsten Parke Europa's, stehen fünfhundertjährige Eichen. Die langen breiten Strassen der Stadt mit den vielen Palästen, die geräumigen Plätze, die schattigen Baumgänge, das grosse klare, von alten Alleen eingesäumte Wasserbecken des „*Vijver*“ (Weiher) mit seinem Inselchen und den graziösen Schwänen mitten in der Stadt, die freie Aussicht auf Rasenplätze und Wiesen und auf den herrlichen Wald machten den Haag zu einem vollendeten Versailles. Dennoch behält die Stadt auch den holländischen Charakter bei. Den meisten Gebäuden ist die rothe Farbe des Ziegelsteins geblieben; tiefe, breite, dunkelleuchtende Kanäle, von Barken belebt, von Bäumen eingefasst, durchziehen die Stadt, und das fröhlich reinliche Aussehen der Wohnungen und das rege Treiben einer emsigen Bevölkerung kennzeichnen den holländischen Städtetypus. Leider hat das Wasser kein Gefälle, träge, wie flüssiges Blei, steht es in den Grachten. Um seine Fäulniss zu verhindern, verschafft ihm eine Dampfmaschine in den Dünen künstlichen Abfluss. Diese pumpt nämlich dort frisches Wasser und

drängt es in den *Vijver* und in die Grachten, wodurch das träge Wasser fortgeschoben wird. Der *Vijver* ist der Kern des Haag. Um ihn gruppiren sich die schönsten Parthien der Stadt. Hier ist auch der an grossen geschichtlichen Erinnerungen reiche Binnenhof (innerer Hof), so genannt, weil dieser Platz den inneren Hof des alten Palastes der Grafen von Holland bildete.

Um das Jahr 1250 verwandelte nämlich Wilhelm II., Graf von Holland und deutscher Kaiser, den alten Jagdsitz, welcher mitten in einem grossen Walde lag, in einen Palast, welcher jedoch erst unter seinem Sohne Floris V. vollendet wurde. Es war eine Art Burg, mit Wassergräben umgeben, zu der man über drei Brücken und durch ebensoviele Thore gelangte. Nach und nach setzten sich andere Gebäude krystallinisch um diesen Kern an, und es entstand jene unregelmässige Masse älterer und neuerer Gebäude, welche man unter dem Namen Binnenhof begreift, um den sich im Laufe der Zeit Gebäude um Gebäude, Strasse um Strasse herumlagerte und das bildete, was man jetzt die Stadt Haag nennt.

Es ist keine grossartige Architektur, kein Kunststyl an den Gebäuden des Binnenhofes, wie denn in den holländischen Denkmälern und Palästen solche eher vermisst als gefunden werden. Aber interessant ist das Gesicht dieses Binnenhofes, wenn nicht schön mit seinen Höfen, Thürmen, Gallerien, Gängen, Stöcken, Erkern, Winkeln, festungsartig von Gräben umschlossen. Auf der einen Seite reicht er durch kleine dunkle Pforten in die innere alte Stadt, auf der anderen ist er von dem stillen Vijver mit hübsch geschwungenen Brückenbögen und noch hübscher gezogenen „Wandelgängen“ umschlungen.

Die architektonische Physiognomie verräth seine Geschichte. In seinen Räumen wuchs die Statthalterschaft, und aus ihr das erbliche Königthum hervor. Hier im Binnenhofe steht die

Wiege des oranischen Herrscherhauses. Heute ist dort ein Theil der Staatsmaschine untergebracht, und die Generalstaaten tagen darin. Aber, o Ironie des Schicksals! der ehemalige fürstliche Tanzsaal ist jetzt der Sitzungssaal für die Abgeordneten der zweiten Kammer, und der altgothische ehrwürdige Rittersaal, in welchem der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen Spanien und der Republik der vereinigten Niederlande unterhandelt und vor welchem des Landes Advokat, der edle Oldenbarneveld, enthauptet wurde: dieser Saal diente in der neueren Zeit für die Lotterieziehungen! *Tempora mutantur* ...

Geschichtlich merkwürdig ist auch der Platz des Buitenhofes (äusserer Hof), wo sich das Ministerium des Aeussern befindet. Wenn man vom Buitenhofe nach dem Vijverberg (der Allee am Vijver) geht, passirt man unter einem Thorthurm durch mit stark vergitterten kleinen Fenstern und schmalen eisenbeschlagenen Thüren. Hässliche Risse wie Runzeln und Falten durchfurchen sein Gesicht, und Moos, das graue Haar der Gebäude, wuchert auf dem plumpen, eckigen Kopfe. Es ist die „*Gevangenpoort*", das ehemalige Staatsgefängniss des Haags. Zwischen den Eisenstangen der kleinen Fenster hat schon manches bleiche, hohläugige, bärtige Antlitz durchgeschaut, an den schweren Riegeln der Eisenthüren hat oftmals die Verzweiflung und Todesangst gerüttelt, und hier zwischen der Pforte und dem Vijverberg sehen wir noch die alte Decoration zu jenem grässlichen Schauspiele, als entmenschte Pöbelbestien die Brüder de Witt zerfleischten.

Eine schöne breite Strasse, gleichsam die Verlängerung des Vijverbergs, heisst der „*Plaats*". In der Nähe der Bäume fällt das in Dreiecken gelegte Pflaster und ein röthlicher Stein auf, der grösser als die anderen ist. Nach der Ueberlieferung soll dieses Pflaster die Stelle anzeigen, wo Adelheid von Poelgeest,

die Geliebte des Grafen Albrecht, am 22. September 1390 von den Hoeks ermordet worden ist.

Das Merkwürdigste, was man im Haag sehen kann, sind die Sammlungen von Gemälden und Curiositäten des Museums im sogenannten „*Prins Mauritshuis*“. Da ich aber keinen „Führer“ zu schreiben beabsichtige, so wird mir der Leser um so lieber eine Beschreibung dieser Sammlungen erlassen, als selbst die trefflichste Schilderung eines Gemäldes ohne lebendige Anschauung stets langweilig wird. Nur einige allgemeine Bemerkungen über den Reichthum Hollands an Sammlungen jeder Art mögen hier am Platze sein.

Holland ist das Land der Sammlungen. Es gibt wenig wohlhabende Familien, bei welchen man nicht einen Vorrath von Hausgeräthen, Gemälden, Pretiosen findet, die vom Vater auf den Sohn vererbt, zeitweilig vermehrt und als Familienstücke hoch in Ehren gehalten werden. Die berühmtesten Sammlungen des Staates und der Städte verdanken ihren Grundstock den Privatsammlungen. Ich erinnere nur an das berühmte Siebold'sche Museum in Leiden, an die Vögelsammlung des Herrn Temmink ebendaselbst, die jetzt eine Hauptzierde des naturhistorischen Museums bildet, und an das Museum van der Hoop in Amsterdam, ein Vermächtniss des Banquiers gleichen Namens.

Uebrigens ist es zu bedauern, dass alle diese Sammlungen, die aus edelmüthigen Geschenken entstanden, dem Publikum nicht unentgeltlich zugänglich sind. Kein Museum, kein merkwürdiges Gebäude öffnet sich in Holland ohne Zoll, das heisst ohne Trinkgeld. Willst du auf die Börse gehen, am Thor fordert man Eintrittsgeld. Willst du eine Kirche besuchen und ist die Stunde des Gottesdienstes schon vorüber, so musst du dem Küster ein Trinkgeld geben. Willst du einen Thurm besteigen, so musst du den Beutel ziehen. Die Geldfrage mischt sich in

alle Lebensverhältnisse und wie Proteus erscheint sie unter tausenderlei Gestalten. Bald auf der Strasse als altes Judenweib, die Einen am Rock erwischt und ihren Obst- oder Geschirrkram zu mustern und etwas zu kaufen zwingt; bald als ein Lotto-Colporteur, der seinem Opfer ein Loos aufzwingen will; bald zeigt sich die Geldfrage als ein zudringlicher Commissionär, der höflich und unterwürfig sich erbietet, dir den Deich zu zeigen und dich in die Strasse zu führen, die du suchst; bald steckt sie sich in eine Livree und steht mit einem Lichte in der Hand auf der Treppe des Hauses, wo du zum Soupé geladen warst, um dir zu leuchten und einen Gulden für diesen Liebesdienst erwartend.

Nun wollen wir uns noch ein wenig im Haag umsehen. Die Staats- und Residenzgebäude sind nicht grossartig und ebensowenig die Kirchen. Selbst die Hauptkirche zeigt den nüchternen plumpen Typus aller holländischen Kirchen und ist noch obendrein rundum mit kleinen Gebäuden und Boutiken beklebt. Auf ihrem sechseckigen stumpfen Thurme, der 100 Mètres (342 bayer. Fuss) hoch und von allen Seiten der Stadt her sichtbar ist, befindet sich ein schönes Glockenspiel von achtunddreissig Glocken. Die Thurmuhr hat sechs Zifferblätter. Lass dich nicht gereuen, die 360 Stufen der steilen ausgetretenen Stiege hinauf zu steigen. Mit einem Blicke erfasst man auf dem Thurme das Bild der Stadt und Umgegend, vorausgesetzt dass die Atmosphäre klar und durchsichtig ist. Die Stadt erscheint von oben klein, wie ein Mosaïkboden aus rothen Dächern zusammengesetzt, so sauber, als würden sie alle Morgen gewaschen. Paläste, die kleinen Kasernen gleichen, hie und da einige Glockenthürme, grosse baumgrüne Plätze und ringsherum die grüne, von Kanälen geäderte flache Landschaft, wo die Viehherden weiden, wo die Windmühlen ihre Fledermausflügel drehen und dann — das Meer, das seine Wogen an den weissen Dünen bricht!

Auf den öffentlichen Plätzen stehen drei Erzstatuen, von denen zwei Wilhelm den Schweiger darstellen. Abgesehen davon, dass ein Standbild des Schweigers, des Begründers der glorreichen Republik, eher in jede andere Stadt Hollands als in die Empore des Königthums zu gehören scheint, sind alle drei Erzbilder mittelmässig in Bezug auf künstlerische Ausführung.

Was das öffentliche Leben im Haag betrifft, so ist der Einfluss des französischen Elementes unverkennbar. Die geläufigste Sprache ist das Französische. Das Holländische gleitet affectirt von der Zungenspitze, es hat nicht mehr die breiten urholländischen Laute. Am schlechtesten kommt, wie gewöhnlich, das Deutsche weg: man spricht es mit einem gewissen jüdelnden Accente, der unserm Ohre höchst widerlich klingt.

Der französische Einfluss äussert sich auch im Privatleben. Die Vermischung des Blutes hat hier einen viel schöneren Menschenschlag zu Wege gebracht, als man ihn sonst in den naturwüchsigen holländischen Städten findet. Diese Bemerkung wird sich jedem Fremden aufdrängen, der im Haagschen Busch am Sonntage die lustwandelnde Bevölkerung mustert oder an einem schönen Mittwochsnachmittag der Musikproduction in der „Societät“ beiwohnt. Die Damen der gebildeten Stände sind allerliebst und lassen einen bleibenden Eindruck zurück. Gross, schlank, anmuthig in ihren Bewegungen, liebenswürdig in ihrem Benehmen, reizend in der Unterhaltung, elegant einfach in der Kleidung, das Alles macht sie interessant und anziehend. Die holländische derbe Materie hat in der französischen Form einen mehr idealen Anstrich bekommen, der ihr sehr gut zu Gesichte steht. —

Es gibt auch im Haag eine grosse Menge elegant gekleideter Damen, die sich so emancipirt haben, dass sie des Abends ohne alle männliche Begleitung promeniren, und in lauen Sommernächten herrscht in den Laubgängen und Alleen eine auffallende

Bewegung von freundlichen Frauenzimmern. — Lass sie flattern, wenn dir zu rathen ist, es sind Vögel der Nacht.

Der Stolz von Haag ist der „Busch" *(het bosch)*. Es ist kein Park im gewöhnlichen Sinne des Wortes; denn der „Busch" ist kein Product der modernen Gartenkunst, sondern der Rest eines grossen Waldes. Hundertjährige Buchen und Eichenriesen werfen auf ein neues Geschlecht ihre melancholischen Schatten. In dem waldlosen Holland liegt der Busch wie eine grüne Oase in der Sandwüste, und die alten Stämme mit ihren majestätischen Kronen, ihrem herrlichen Laubdache stehen da als die letzten Stammhalter eines untergegangenen herrlichen Baumgeschlechtes. Die Kunst hat den Wald mit geschlängelten Bächen und Fahrstrassen und „Wandelgängen" durchzogen, hat grüne Grasflecke und Wasserbassins dazwischen geworfen und überraschende Fernsichten ausgehauen. Die liebe Natur that wie überall das Beste, sie liess lustig wachsen und gedeihen. Die Nordseite des Busches hat man zu einem Hirschpark gemacht. Wenn die Hirsche die klugen Köpfe heben und die salzigen Lüfte schnüffeln, welche der Ocean auf das Land jagt, scheint ihr Blick so melancholisch, so traurig, als dächten sie an die verlorene Freiheit, als erinnerten sie sich inmitten des Ueberflusses der Gefangenschaft an die tiefen Forste und rauschenden Flüsse Deutschlands, von denen ihnen ihre Väter erzählt haben mochten.

Am Sonntag Nachmittag und am Mittwoch Abend versammelt sich die vornehme Welt in und um das *„Societeitstent"* (Gesellschaftszelt, ein hölzerner Pavillon der literarischen Gesellschaft) und schlürfen ihren Thee oder Wein unter dem kühlen Schatten, während vor dem „Zelte" auf einer Halbinsel *(Schiereiland)* die Militärmusik spielt. Dem grossen Publikum oder dem kleinen Bürgerthum ist der *„Paviljoen"* geöffnet, und dort

sitzen die Haager „Spiesse", trinken zwanzig *„Koffibakjes"* und rauchen zwanzig *„Pijpjes"* dazu.

Tief versteckt im „Busch", vom Glanze der *„Societeit"*, vom Qualm des *„Paviljoens"*, vom Lärm der Stadt entfernt, liegt ein Sommerhaus des Königs der Niederlande, einfach wie sein Name *„het huis ten Bosch"* (das Haus im Busch), einfach wie alle Wohnungen der Herrscher unter diesem bürgerlichen Volke. Den Glanzpunkt darin bildet der *„Oranjezaal"*, ein Octogon mit Bildern von berühmten Meistern aus der Rubens'schen Schule, Scenen aus dem Leben des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien darstellend, zu dessen Gedächtniss das Sommerhaus von seiner Wittwe, der Prinzessin Amalie von Solms (1647) erbaut wurde.

Umgebung des Haag.

Rijswijk. — Loosduinen. — Die Sage von einer ungeheueren Entbindung einer Gräfin von Hennenberg. — Nach Scheveningen. — Landschaft. — Das Meer in seiner Grösse. — Anschwemmen von Seethieren. — Die Grabdenkmäler der Dünen.

In der Nähe der Stadt Haag liegt eine Menge merkwürdiger Ortschaften in fruchtbarer Gegend, darunter das freundliche, stadtähnliche Dorf Rijswijk, bekannt durch den Friedensschluss von 1697 zwischen Frankreich und Holland. Das Schloss Nieuwburg, in dem der Friede geschlossen wurde, ist verschwunden, aber eine etwa siebzig Fuss hohe Spitzsäule von grauem Stein, welche an seiner Stelle errichtet wurde, bewahrt das Andenken jenes Ereignisses. Seitwärts liegt das Dorf Loosduinen, bekannt wegen seiner trefflichen, von der Beschaffen-

heit des Bodens unterstützten Gartencultur und wegen einer sonderbaren Sage.

Margaretha, Tochter des Grafen Floris IV. von Holland, Gräfin von Hennenberg, soll auf einmal *(ter eener dragt)* 365 Kinder geboren haben, welche von Otto, Bischof von Utrecht, in zwei kupfernen Taufbecken in der Dorfkirche getauft worden. Durch die holländische und lateinische Inschrift auf den beiden Taufbecken jener Kirche wird die ungeheuerliche Entbindung als Thatsache bekräftigt. Die Knaben wurden alle Johann, die Mädchen Elisabeth genannt. Aber Mutter und Kinder starben alle am nämlichen Tage und kamen in ein gemeinschaftliches Grab. Die Sage meldet, dass jene Fürstin einem Weibe, das zwei Säuglinge trug, ein Almosen verweigert und ihr zugleich den Vorwurf gemacht habe, dass beide Kinder nicht von einem einzigen Manne herrührten. Das arme Weib, sich beschimpft und gekränkt fühlend, wünschte ihr eine Schwangerschaft mit so viel Kindern als es Tage im Jahre gibt. ...

Eine besonders liebliche „Wandeling" gewährt eine dichte Allee, die Carl V. noch angelegt haben soll. Sie führt in einer halben Stunde von dem Haag an die Dünen und zu dem Fischerdorfe Scheveningen.

Diese Allee oder vielmehr dieser etwas über zweihundert Fuss breite Waldstreifen, wovon ungefähr zwanzig Fuss zu einer gepflasterten Strasse verwendet sind, besteht aus vier Reihen hoher Ulmen, Eichen und Linden. Welch reizender Weg, wenn die Sonne durch das dichte Laubdach in gebrochenen Strahlen spielt, wo ein Chor von Vögeln seine Weisen singt! Wie wohl thut dieser frische, grüne, kühle, hohe Wald nach Weidengestrüpp und Wiesengras dem Auge, der Stirne und den Lungen! Da macht der Bürger im Sonntagsstaat, mit seiner geputzten „Hälfte" am Arm, gravitätisch seine „Wandeling", und alle Minuten rollen menschengefüllte Fuhrwerke von allen Sorten

unter den Bäumen hin, von der Staatskarosse mit ihren betressten Bedienten hinten auf bis zu den elenden Karren, an denen schmutzige, bemaulkorbte, ausgehungerte Hunde ziehen. Alle Nationen haben ihre Vertreter in diesen Laubgang gesendet, und ein Gewirr von Sprachen schlägt ans Ohr, wie beim berühmten Thurmbau zu Babel. Nach einer Viertelstunde präsentirt sich links das königliche Lustschloss Zorgvliet, wo der Dichter und Staatsmann Jakob Cats eine Zeit lang seinen Aufenthalt gehabt. Wir gehen weiter und mustern die uns begegnenden stämmigen Bauern- und Fischerweiber, die ländliche Producte und die Beute des Meeres nach der Stadt tragen, oder mit ihren eingekauften Waaren von dort auf dem Heimwege sind.

Ohne es zu ahnen, ist man in der schönsten Säulenhalle von Bäumen längst schon zwischen den dürren Dünen gewandelt, durch welche die Strasse gehauen ist. Jetzt tritt man aus dem Schatten, jetzt erscheint die reinliche lange Hauptstrasse von Scheveningen, am Ende derselben die reformirte Kirche und dahinter winkt die lange Hügelreihe der Dünen, weiss versandet, wie Silberstaub im Sonnenlichte auffunkelnd, bewachsen von hohem Riedgras, dem rauhen Dünenhaar. Wir hören schon die Stimme des Meeres, wir vernehmen sein brausendes Athmen — aber sehen es noch nicht.

Vor dem Meere, durch die Düne geschützt, liegt Scheveningen, das grosse Dorf. Die Häuschen seiner Hauptstrasse sind niedlich und reinlich. Mauern, Thüren und Fenster zierlich bemalt, polirt und mit schneeweissen Gardinen behängt. Nun noch höher den Sand hinauf, näher und lauter braust das Meer in das aufhorchende furchtsame Land hinein, wir öffnen die Augen, — und da rollt sie die ewig veränderliche und doch ewig sich gleichbleibende See ...

Und das braust und schmettert mächtig,
Meer und Himmel hör' ich singen,

Und ich fühle Riesenlüste
Stürmisch in mein Herze dringen.

In Scheveningen sieht man das Meer in seiner Einsamkeit, in seiner nackten Grösse. Keine dunklen Linien von Hafenbauten und Dammwerken, kein Gewimmel von Kähnen, Schiffen, Masten, Segeln, rauchenden Schlöten befleckt hier das jungfräuliche Meer. Eine lange Reihe Fischerbarken, stark gebaut, als sollten die Klippen an ihnen zerschellen, sind auf den Strand gezogen und liegen auf dem Sande neben einander, wie einst die Schiffe der Hellenen am Strande von Ilion. Andere Fischerboote suchen die hohe See, oder kehren von da zurück, oder schwanken draussen an den äussersten Grenzen des Horizonts — den Gedanken im Gehirne des Meeres vergleichbar.

So weit das Auge reicht, ist ein breiter Strand blosgelegt, und dahinter erheben sich die einsamen Dünen. Da der Strand nur mässig ansteigt, wälzt die See, wenn sie hoch geht, jede Woge weit herein, die eine Menge lebender Wesen auf den Sand spült, diese wieder zurückschlingt oder im Sande liegen lässt: namentlich Muscheln, in denen noch das Thier einsiedlerisch wohnt, und unförmliche Quallen, seltsam gestaltete gallertartige Korallen, Seesterne und langbeinige Seekrebse. Das Krebsvolk zappelt tüchtig und wehrt sich seines Lebens, während das übrige Gethier hülf- und regungslos verendet. Der Neuling trennt sich nur schwer von diesem Schauspiel, wo Leben und Tod im ewigen Wechsel sich mengen.

Um einen Ueberblick zu gewinnen, steigen wir höher das weiche Gebirge der Dünen hinauf und achten es nicht, wenn wir fusstief in die ungeheueren Sandhaufen einbrechen, die jeder Wind aufwühlt. Oft hemmen wir den eiligen Fuss, um vor einem Grabsteine sinnend stehen zu bleiben. Grabsteine in dieser öden zusammengeschwemmten Sandwüste, wo nicht ein winziges Steinchen, keine noch so kleine Erdscholle zu sehen ist? —

Aus jenem Sandhügel dort reckt ein eiserner Anker den einen Arm oder gleich den halben Leib heraus, und dort steckt ein zerbrochener Mast und hier ein zersplittertes Ruder. Braucht es da noch einen geschwätzigen Stein mit Vor- und Zunamen, mit den Jahreszahlen der Geburt und des Sterbetages, um unsere Gedanken auf jene Armen zu lenken, die im Angesichte des sicheren Landes mit dem zürnenden Meere kämpften und erlegen sind? Die Dünen sind ein Gottesacker, und jene schweigenden Schiffstrümmer verkünden sie nicht den Herrn?

„Und ich sah die Todten, die Grossen und die Kleinen, vor dem Throne stehen ... Und das Meer gab seine Todten wieder, und der Tod und der Abgrund gaben ihre Todten wieder." (Offenb. 20.)

Holz ist für den armen Fischer ein Schatz, aber diese Trümmer gestrandeter Schiffe hält er heilig und lässt sie unverrückt an ihrer Stelle — denn vielleicht setzt auch ihm das Meer einst ein ähnliches namenloses Denkmal.

Das Seebad in Scheveningen.

Das *Badhuis*. — Vorzüge des Scheveninger Seebades. — Die Badekutschen. — Im Bade. — Badescenen. — Gesellschaftlicher Ton in Scheveningen. — Sonntagsfreuden.

Weiter rechts von Scheveningen, einsam auf der Höhe der Dünen, steht das „*Badhuis*" und noch einige andere Gebäude, darunter der Pavillon der Königin. Das Badehaus ist ein grosses stattliches Gebäude, Eigenthum der Stadt Haag. Vor ihm auf der Höhe der Dünen dehnt sich eine schöne Terrasse aus, die theils mit Klinkers gepflastert, theils mit kleinen Muschelschalen bestreut ist. Ein schöner Weg mit breiten Stufen führt

von der Landseite hinauf, und eine schmale Treppe leitet von der mit grünen Tischen und Bänken überreich besetzten Terrasse an den Strand hinunter. Unten sind die Badewagen aufgefahren, und die niederländische Tricolore rauscht dort im Luftstrom. Nirgends ist der Strand so sanft, so einladend, so vortrefflich für ein Seebad geeignet als in Scheveningen. Hier kann man bei jedem Wind und bei jedem Wetter baden, ohne auf hohes Wasser warten und nach dessen Wechsel seine Tagesordnung fortwährend ändern zu müssen. Freilich ist es etwas theuerer als in anderen Seebädern, aber die weit grössere Bequemlichkeit wiegt die Mehrkosten auf. Namentlich ist hier Raum genug, dass beide Geschlechter, wie es zweckmässig und schicklich ist, getrennt baden können. Dadurch wird man der lästigen und die Wirkung des Bades abschwächenden Jacke und der Hosen überhoben, und die Frauen können gleichfalls den langen wollenen Mantel zu ihrer Bedeckung weglassen. Alle diese Vortheile vermisst man in dem nahen Ostende, wo beide Geschlechter zusammen baden, begafft von den Spaziergängern auf dem Hafendamme, abgesehen davon, dass man dort selten ohne blutige Sohlen aus dem Wasser steigt, und dass dort der Badeplatz durch die unreinen Ausflüsse des Hafens und der Stadt eben nicht an natürlichen Reizen gewinnt. Die Badekutschen sind reinlicher, geräumiger und bequemer als in jedem andern Seebade. In dem grossen Wagen *(groote koets)* befinden sich Spiegel, Tisch, Schemel, zwei Bänke, und die Ausgangsthür ist mit einem Treppchen versehen, das in das Meer leitet. Der Badegast kleidet sich in dem Wagen aus, ein Pferdeknecht zwängt einen Gaul in die Gabel, und nun schwankt der zweirädrige Karren dem salzigen Elemente entgegen. Jetzt plätschert schon der Huf der Rozinante im Wasser, ein Ruck, ein Aechzen der Karre, die Treppe sinkt, die Thür fliegt auf, und der Schaum und Gischt der Wellen spritzen herein. Ueber der Ausgangsthür ist ein lein-

wandenes grosses Zelt, das in Reifen auf- und niedergezogen werden kann und das, von flatternden Wänden geschützt, in das Meer hinausreicht. Wer sich vor den Menschen scheut oder vor dem freien Meere fürchtet, kann innerhalb dieses Zeltes baden; Luftstrom und Wellenschlag treffen ihn doch vollkräftig, ja noch verstärkt durch die flatternden Wände. Von der Decke des Zeltes herab hängt ein Seil. Daran klammere dich und nun lass dich schaukeln und schlagen und überstürzen von den heranhüpfenden Wogen. Einige Schritte weiter, und du bist in offener stiller See, die wimmelt von kahlen und haarigen Köpfen, feisten und klapperdürren Gestalten, runden und spitzigen Knien. Hier herrscht kein Zwang in der Toilette, nur der Zustand paradiesischer Unschuld. Dazwischen schreitet der „Baigneur", wie ein Hausbeamter des Neptun, hier abmahnend vor Wagehalsigkeit und dort vor Feigheit. Bei den Damen versehen robuste Badeweiber, ein buntes Tuch um den Kopf gewunden, die blauen Wollkleider unbedenklich aufgeschürzt, unter den Karren hin- und herspringend, die Dienste als Zofen der Thetis.

Wenn man im Freien badet, so muss man die anrollenden Wellen mit dem Rücken auffangen, weil die von vorne anprallende Welle leicht den Badenden umwerfen und ihn, da sich Welle auf Welle folgt, bevor er sich recht erholt hat, in eine höchst unbehagliche, wenn nicht gefährliche Lage versetzen kann. Die Dauer des Bades ist je nach der Körperconstitution der Badegäste zehn bis fünfzehn Minuten. Wellenschlag wird als ein Haupterforderniss zur heilsamen Wirkung des Seebades betrachtet; in Ermangelung desselben lässt man sich von dem Badewärter tüchtig *„sleepen"*.

Viele Badegäste quartieren sich im Dorfe oder auch im Haag ein. Manchem ist es im grossen Badehause oder in dem nebenan errichteten Hôtel garni zu theuer; mancher mag das gemeinschaftliche, kasernenartige Leben nicht mit seinen indis-

creten Zimmern, deren Wände hören; mit seinen Fenstern, die neugierigen Blicken den Zugang verstatten; mit seinen Echo's, welche die Worte nachhallen. In solchen Wirthshaus-Kasernen herrscht gewöhnlich weder Freiheit, noch Ungenirtheit, noch Achtung.

Uebrigens muss man gestehen, dass in Scheveningen nicht eine parfümirte, untadelhaft behandschuhte Coterie den „Ton" vorschreibt, sondern dass Jedermann nach seiner Façon sich vergnügen kann.

Besonders lebendig geht es am Sonntag in Scheveningen zu. Wie eine Völkerwanderung ergiessen sich die Bewohner von Haag und die Bauern der Umgegend dahin. Jung-Holland stutzert mit der Lorgnette am Auge um die Schönen von Stadt und Land, und ganze Bäche von Kaffee und Thee, und ganze Kisten von irdenen Pfeifen werden an solchen Tagen dort vertilgt.

Das Fischerdorf Scheveningen.

Allgemeine Charakteristik der Strandbewohner. — Fruchtbarkeit der Weiber. — Der Fischer am Werktag und am Sonntag. — Kleidertracht. — Eigenthümliche Sprache der Fischer. — Ihr Unabhängigkeitssinn. — Familienleben. — Die Heimkehr der Fischerpinken ein Fest. — Fischversteigerung. — Die Nahrung des Fischers und seines Hundes. — Scheveninger Fischweiber im Haag. — Geldgierde der Scheveninger. — Ein bezeichnendes Sprichwort. — Moralische Anmerkung.

Das vornehme *Badhuis*, die Villa's und Hotels und die grosse Hauptstrasse, das Alles ist nicht Scheveningen, das arme Fischerdorf. Dieses verbirgt sich in schmalen Gässchen hinter den eleganten Häusern, und in ärmlichen Hütten musst du suchen,

um das eigenthümliche Volk der holländischen Strandbewohner in ihrem Leben und Weben zu belauschen.

Die Fischer längs der holländischen Küsten haben den Typus der alten Bataver am besten unverfälscht bewahrt. Als die Repräsentanten dieser merkwürdigen Race stellen sich uns die Scheveninger dar; was wir von diesen sagen, lässt sich, wenige locale Nuancirungen abgerechnet, auf alle Strandbewohner vom Hoek van Holland bis zum Helder anwenden.

Die Männer sind meistens gedrungene, breitschulterige Gestalten, die jene Muskelkraft errathen lassen, welche ihr rauhes Gewerbe erfordert. Auch die Weiber sind durchgehends gut gewachsen, gross und stämmig. Mit der Zartheit freilich hat es gute Wege bei ihnen; denn sie sind die treuesten Gefährten des Mannes — in der Arbeit. Aber fruchtbar sind sie, vielleicht für ihre Armuth zu fruchtbar. Vor jeder Hütte spielen und wälzen sich zum allerwenigsten ein halbes Dutzend Kinder im Sande. Und in der Regel bringt ein Weib aus dem Fischervolke schon vier Kinder mit in die Ehe. Die Fruchtbarkeit der Fische, ihrer täglichen Nahrung, scheint sich auf die Weiber der Fischer überzutragen! Du würdest sicher gerührt sein, geehrter Leser, wenn du diese Küstenbewohner in ihrer schweren Arbeit sähest, wie sie, mit schlechten Kleidungsstücken bedeckt, vom Kopf bis zu den Füssen von Salzwasser triefen; wie sie keuchend unter der Last ihrer Netze zu ihren schlechten Hütten heimkehren, die sie Wohnungen und Häuser nennen, wo sie am flackernden Herdfeuer ein halbes oder ganzes Dutzend zerlumpter Kinder empfängt, die mit gierigen Blicken den Fortschritt des Kochens eines Topfes voll Dünenkartoffeln überwachen!

Aber wie hat sich der Mann am Sonntag geändert, wenn er in der Tracht seiner Väter vor vierhundert Jahren sich zeigt! Der Fischer trägt noch immer das graue Matrosenwamms *(buis)* mit kurzen Aermeln und darunter ein rothes, seltener ein blaues

Hemd aus Boi, das bis an die Hand schliesst und wegen der kurzen Aermel des Wammses am Vorderarme sichtbar ist. Dazu trägt er ein braunes, unterhalb der Kniee umgestülptes Beinkleid, rothe Strümpfe und Holzschuhe. Auf seinem Kopfe hat er einen Wetterhut *(Zuidwester)*, dessen Krämpe vorn an der Stirn schmal ist und nach rückwärts breit ausläuft, so dass er wie ein Wetterdach das Genick vor Regen schützt. Um den gebräunten Hals schlingt sich eine, vorne nachlässig geknüpfte, farbige Halsbinde, und im Munde hängt die kurze irdene *Pijp*. Jetzt ist es nicht mehr derselbe Mann von gestern: jetzt ist es der freie Abkömmling der stolzen Batаver, jetzt ist es der republikanische Sohn der Meere.

Die Frauenkleidung besteht aus einer tief ausgeschnittenen kattunenen Jacke mit kurzen Aermeln, aus einem gestreiften Rock von Boi, einer detto roth oder blau besetzten Schürze; auf dem Kopfe eine mit Goldblech und Spitzen verzierte Haube und darüber einen vorn in die Höhe gebogenen, mit Kattun gefütterten Strohhut. An den Füssen klappern die Holzschuhe; lederne Fussbekleidung ist selten. Das Hemd und die Strümpfe haben sich leider meiner Beobachtung entzogen.

Die Fischer, obwohl holländisch sprechend, schwatzen unter sich eine Sprache, wovon kaum begreiflich scheint, wie es ihnen selber möglich ist, sie zu verstehen. Selbst Holländer aus dem Haag versicherten mir, dass sie die Scheveninger zum grössten Theile nicht verstehen. Dennoch wissen sie sich Fremden gegenüber in deutscher und englischer Sprache, namentlich in letzterer, verständlich zu machen, da sie wegen des Häringsfanges sehr häufig mit englischen Fischern in Berührung kommen.

Es ist ein charakteristischer Zug der holländischen Fischer, dass sie nicht dienen wollen, sie wollen keinen Herrn. Obgleich arme Teufel, raufen sie sich lieber mit den Stürmen des Meeres um ihren kärglichen Unterhalt und setzen stündlich ihr Leben

ein, als dass sie als Dienstknechte in Sicherheit das reichliche Brod eines Herrn ässen. Dasselbe Unabhängigkeitsgefühl beseelt auch das weibliche Geschlecht. Alle Fischer verabscheuen den Militärdienst und entziehen sich auf jede Weise der Conscription; aber sie hassen nicht das Waffenhandwerk als solches, sie fürchten nicht die Gefahren des Krieges, nur die Disciplin, der blinde Gehorsam ist ihrem unabhängigen Sinne ein Greuel.

Der Fischer heirathet frühe und frühe führt er seine Söhne hinaus auf das Feld ihres Erwerbes, auf den Ocean. Die Söhne werden Fischer, wie es der Vater ist, und sie leben so und kleiden sich so und denken und handeln so, wie es ihre Voreltern thaten. Fremd allen gesellschaftlichen Beziehungen wollen sie von den Satzungen der Gesellschaft weder gemeistert noch beschützt werden. Frei und offen ist das Gesicht des Fischers ein Spiegel seiner unabhängigen Denkungsart, und hoch trägt er den Kopf in seinen Lumpen vor den Vornehmen und Gewaltigen der Erde. Er ist muthig, ohne etwas von seinem Muthe zu ahnen; denn die Stürme sind ihm alte Bekannte, seit seiner Kindheit hat er mit ihnen gelebt. Man möchte fast sagen, er verachte sie, weil er sie zu oft besiegt.

Ihr rauhes Gewerbe hindert die Entfaltung der zarteren Gefühle der Freundschaft, der Bruder- und Gattenliebe. Die Weiber und Männer kennen sich seit ihrer Kindheit, sie sind mit einander aufgewachsen, sie haben sich Jahre lang in demselben Sande gewälzt. Die Gewohnheit hat die zärtlichen Ecken abgeschliffen und die Sorge des Tages lässt keinen Raum für häusliche Idyllen. Darum ist auch der Ehebruch etwas seltenes. Allein wie es auf den starren Dünen, auf dem fast nackten Sande dennoch nicht schwer ist, hie und da ein zartes Blümchen zu finden, das der Wind gesät hat, so keimt auch im Herzen der Fischer und Matrosen ein Blümchen: die Vaterlands- und Familienliebe. Das Seefahren hat für diese Menschen einen

grossen Reiz, und dennoch glaube ich, sagt Heine, daheim ist ihnen allen am wohlsten zu Muthe. Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen südlichen Ländern gekommen, wo die Sonne glühender und der Mond romantischer leuchtet, so können doch nicht alle Blumen dort den Leck ihres Herzens stopfen, und mitten in der duftigen Heimath des Frühlings sehnen sie sich wieder zurück nach ihrem öden Sande, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Herde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumkauern und einen Thee trinken, der sich von gekochtem Seewasser nur durch den Namen unterscheidet.

Was diese Menschen so fest und genügsam zusammenhält, ist nicht so sehr das innige mystische Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemässe Ineinanderleben, die gemeinschaftliche Unmittelbarkeit. Darum vermischen sich die Fischer nicht mit anderen Volksklassen, sie heirathen unter sich. Gleiche Geisteshöhe oder vielmehr Geistesniedrigkeit erzeugt gleiche Bedürfnisse und Gesinnungen; daher leichtes Verständniss unter einander. Und sie sitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zusammen, wenn es kalt wird, an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken; die Worte lesen sie sich von den Lippen, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedächtniss, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung erregen sie unter einander so viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unseres Gleichen erst durch lange Expositionen, Expectorationen und Declamationen hervorbringen können. . . .

Soviel über Charakter, Sitten und Lebensweise der Fischer im Allgemeinen; nun noch einige Striche zur besondern Skizze der Scheveninger.

Kehrt eine Pink heim, so ist das der lustigste, lärmendste Auftritt. Von allen Ecken strömen die Weiber herbei mit ihren runden Tragkörben. Kann das Schiff nicht ganz heran, springen

Buben mit aufgestülpten rothen Wollhosen hin und her und schleppen den Fang ans Land. Dort wälzen sich nun alle Arten Fische durcheinander und schnalzen und schnappen nach Luft. Ein Ausrufer eilt nun, spät oder früh, durch die Keizerstraat und ladet zur Versteigerung ein, indem er mit einem Hammer an ein metallenes Becken schlägt und dazu aus Leibeskräften schreit: *Koopt Vische, vische koopt, Tongen koopt, Zeeaalen koopt!* Die Käufer, meistens Weiber, schliessen einen Reihen um den zappelnden Fischhaufen und machen schreiend, zankend, prüfend, gebückt, durcheinander gestossen ihre Angebote. Das Erstandene wird in Körben aufgeschichtet und theils mit Hundekarren, theils von den Weibern auf dem Kopfe nach dem Haag hineingeschafft.

Den Verschleiss der Fische vermitteln die Weiber. Da aber die Fische der einzige Erwerbszweig der Scheveninger sind, so verkaufen sie die besseren Gattungen und verwenden nur die geringeren Fischsorten für ihre Nahrung, sowie für die Fütterung der Hunde, die ihre Zugthiere sind. Freilich kann man von einer Fütterung der Hunde nicht reden; denn diese bekommen nichts als die Köpfe und Flossen, überhaupt die Abfälle der Fische und sind fortwährend vom wüthendsten Hunger gefoltert.

Alle Morgen kommen die Scheveninger Weiber in grosser Anzahl (das Dorf Scheveningen zählt ungefähr 6000 Einwohner, meist Fischervolk) nach dem Haag, wo sie eine grosse Gewandtheit zeigen ihre *Garnalen* (kleine Seekrebse) und Seefische an den Mann zu bringen. Für den Erlös kaufen sie die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ein, und auf dem Heimwege tragen sie gewöhnlich grosse Brode und dünne Holzscheite. Denn sie leben auf einem Flecke, wo kein Stämmchen Holz wächst, ausser durch künstliche Pflege. Auch gibt es keinen Torf in der Nähe, daher Brennstoff einer der theuersten Artikel

ist, und Knaben lauern am Strande auf die Holzsplitter, welche die See anschwemmt, wie auf einen Schatz.

Der Scheveninger ganzes Thun und Trachten ist Geld zu erwerben. Um Geld kann man Alles von ihnen haben. Bei ihren Verkäufen bieten sie unverschämt vor. Ein Scheveninger Fischweib, die ihre Garnalen in den Strassen von Haag schreiend zum Verkauf ausbot, verlangte für eine bestimmte Anzahl derselben 25 Cents (5 Groschen), ich bot ihr 5 Cents und musste die Garnalen haben. In 's Gravenhage besteht deshalb auch das Sprichwort: „Von einem Chinesen, einem Juden und einem Scheveninger soll man nichts kaufen.“

Es ist gar kein Zweifel, dass der Luxus der nahen Residenz und des Badehauses den naturwüchsigen Charakter der armen Fischer mit solchen Wurmstichen durchlöchert hat. Wenn diese armen Teufel draussen vor dem vornehmen Curhause stehen und drinnen in den prunkenden Sälen die Verhandlungen der Herren und Damen, die verständlichen Blicke, die begehrlichen Grimassen, das lüsterne Tanzen, das vergnügte Schmausen, das habsüchtige Spielen u. s. w. mit ansehen, so erregen die neuen Eindrücke eine innere Lebensstörung, neue nicht zu befriedigende Bedürfnisse, die sie zu unehrenhaften Kniffen treiben. Dieser verderbliche Einfluss zeigt sich namentlich bei dem empfänglicheren weiblichen Geschlechte. So arm diese Fischerweiber sind, sie haben einen unüberwindlichen Hang zum Naschen. Nie verlassen sie die Stadt, ohne einen Theil ihres spärlichen Erlöses für Kuchen und Süssigkeiten zu vernaschen, unbekümmert ob sie und ihre Kinder morgen etwas zu leben haben. Die Tugend der Scheveninger Schönen wird indessen vor der Hand noch durch ihren starken Fischgeruch vor fremden Anfechtungen geschützt.

Delft und seine Umgebung.

Lage und Aussehen der Stadt. — Einst und jetzt. — Die Bauschule. — Der *Prinsenhof*. — Das *Stadhuis*. — Der „hölzerne Mantel“. — Die alte und neue Kirche mit ihren Denkmälern. — Das Grabmal Wilhelms des Schweigers. — Delftland von der Vogelperspective. — Grossartige Käse- und Butterbereitung. — Unvergleichliche Reinlichkeit. — Toilette der Kühe und Rinder. — Fortsetzung des Landschaftsbildes. — Die Stadt Schiedam der Hauptsitz der holländischen Branntweinbrennereien.

Von Haag kommt man in anderthalb Stunden zu Fuss nach Delft. Der Weg ist gleichsam nur eine Schnur, an die Landhaus neben Landhaus, Garten neben Garten gereiht ist. Wer nicht zu Fusse gehen will, setzt sich auf die Trekschuit, die jede Stunde vom Haag abfährt. Nur nicht mit der Eisenbahn, wer die Gegend kennen lernen will; denn sie huscht ihm unter den Augen weg.

Die Stadt Delft ist fast im Viereck gebaut und liegt an der Schie, welche die Wasserverbindung der Stadt mit der See herstellt. Die nette, zierliche Stadt gewährt ein gar sauberes Bild mit ihren dunkeln wellenlosen Grachten und den tiefschattigen Linden daran, mit den zierlichen kleinen Backsteinhäuschen, über die gebietend ein schöner gothischer Kirchthurm hinausragt.

Ehemals, in alten Tagen, war es eine lebendige gewerbsthätige Stadt. Heute ist's stille dort. Es rauchen keine hohen, riesigen Schlöte von Jeneverbrennereien mehr, es dampfen keine grossen Bierbrauereien mehr, einen würzigen Malzduft über die Stadt ausgiessend; die Tuch- und Porzellanfabriken sind verschwunden und das einstige grosse Waarenhaus der ostindischen Compagnie blickt finster drein; denn in seinem Riesenbauche birgt es nicht mehr die wohlriechenden kostbaren Gewürzballen

eines fernen Welttheils, es ist jetzt die Rumpelkammer der Armee oder, mit anderen Worten, ein Zeughaus.

Zu manchen Tageszeiten scheint die Stadt verlassen und ausgestorben, und der fremde Wanderer wähnt ein Gebilde seiner Phantasie zu sehen, und er fürchtet, diese wohnlichen Häuser möchten jeden Augenblick in der Luft zerrinnen. Und wenn das in ganz Niederland berühmte Glockenspiel seinen Tonregen über die märchenhaft ruhige Stadt ausschüttet, dann will man sich wie im Traume auf etwas besinnen, das Einem nicht einfällt, und man reibt sich die Augen, ob denn das Alles, was man sieht, leibhaftig und wirklich dasteht. Auf einmal kommt eine Truppe fröhlicher junger Leute daher und — es ist baare Wirklichkeit mit der Stadt. Diese jungen Leute gehören der Bauschule für Civilingenieure an *(Koninklijke Akademie van burgerlijke Ingenieurs)*. Sie ist seit 1843 gegründet und hat einen Lehrstuhl der indischen Sprachen, da sie den Colonien ihren Bedarf an Ingenieuren liefern soll.

So still aber die Stadt ist, sie wird belebt, wenn man an die Vergangenheit denkt. Hier steht der *Prinsenhof*, wo die Kugel eines fanatischen Mörders den Lebensfaden des grossen „Schweigers“ zerrissen — aber — o Prosa der Welt! — heute ist der Fürstenhof in eine Kaserne verwandelt. Den grossen Marktplatz ziert ein stattliches Rathhaus, im antiken Style nach der dorischen und jonischen Ordnung erbaut. Freilich ist es ein sonderbarer Einfall der alten holländischen Käsehändler gewesen, ihr Rathhaus im antiken Style zu bauen. Es bewahrt einige gute Gemälde, wovon eines den Mord des ersten Statthalters darstellt. Als ein Denkmal alter Sitten verdient der dort aufbewahrte „hölzerne Mantel“ *(de houten huik)* erwähnt zu werden. Dies ist eine Art hölzerner, oben mit einer Oeffnung versehenen Glocke, welche man denjenigen um den Hals hing, die sich gegen das sechste Gebot Gottes vergangen hatten.

Mit diesem Mantel ausstaffirt wurden sie in der Stadt herumgeführt und dem allgemeinen Gespötte preisgegeben.

Die beiden Hauptkirchen sind merkwürdig wegen der dort befindlichen Denkmäler grosser Männer. In der im 11. Jahrhundert erbauten alten Kirche *(oude Kerk)* ist das einfache Denkmal des Admirals Piet Hein, der die spanische Silberflotte im Jahre 1628 mit einem Werthe von 12 Millionen Gulden weggenommen hat; dort ist das Grabmal des Admirals Maarten Harpertsz. Tromp, des „Vaters der Matrosen", des Siegers in zweiunddreissig Seeschlachten; dort ist auch das Denkmal von A. van Leeuwenhoek, dem scharfen Beobachter der Insekten, und dort bewahrt eine einfache Aufschrift das Andenken des Naturdichters Huibert Cornelisz. Poot.

In der neuen (1381 erbauten) Kirche *(nieuwe Kerk)*, der Fürstengruft des königlichen Hauses Oranien-Nassau, steht das Grabmal des grossen „Schweigers", das ihm die Republik (1609) aus Marmor errichtet hat. Unter einem marmornen Thronhimmel, welchen wieder mit kleineren Spitzsäulen verzierte Säulen tragen, liegt die Statue des Prinzen von Oranien im Todtengewande auf einem Sarkophag. An den Säulen halten die allegorischen Figuren der Freiheit, Gerechtigkeit, Vorsicht und Religion gleichsam die Ehrenwache, und am Kopfende der liegenden Statue stellt eine andere von Erz den Prinzen sitzend dar, im Harnisch mit Commandostab und Schwert und Schärpe. Zu seinen Füssen liegt ein kleiner Hund. Man erzählt nämlich, dass des Prinzen wachsames Hündchen ihm einmal im Lager bei Mecheln das Leben gerettet habe, als es ihm zwei spanische Mörder zu nehmen trachteten. Als ein Meisterstück wird die Siegesgöttin gepriesen, welche schwebend mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt und sechs Fuss hoch ist. Sie ruht nur mit den Zehen des linken Fusses auf dem Boden. Im Ganzen er-

scheint das Denkmal mehr prunk- als kunstvoll. Die Inschrift brandmarkt den König Philipp II. von Spanien.

Ein anderes einfaches Grabmal erinnert an den Gegner der Nassauer, an den gelehrten Hugo Grotius, in Delft geboren. Von den zwölf lateinischen Versen, welche der berühmte Philologe Pieter Burman als Inschrift verfasst hat, ist nichts mehr sichtbar als die Worte: „*Hugoni Groto Sacrum*“, aber was braucht es langer Phrasen, wo der blosse Name den Ruhm seines Trägers verkündet?

Die Gegend, in der Delft liegt, wird charakterisirt von flachen unabsehbaren Viehweiden, von unzähligen Wassergräben und Kanälen mit einer Menge Schöpfmühlen, die unablässig an der Entwässerung arbeiten müssen. Wenn man von dem dreihundert Fuss hohen Thurm der *nieuwe Kerk* auf die Landschaft hinunterschaut, so erscheint sie von den Entwässerungsgräben die Kreuz und Quer gefurcht als wie ein holländisches Waffeleisen, und dazwischen bilden hin und wieder einige Baumgruppen grosse grüne Sträusse an dem glatten feuchten Busen der Erde.

Da der weiche Boden sich nur für Wiesenkultur und Viehweiden eignet, so ist die Beschäftigung des Landbewohners in Delftland nur auf Viehzucht, Käse- und Butterbereitung beschränkt. Die Menge im Delftlande jährlich verkaufter Butter und zu Markt gebrachten Käses berechnet sich nach Millionen Pfunden, und der Erlös nach hunderttausenden von Gulden. Diese kühemelkenden Bauern sind wohlgenährte, breite, behagliche Gestalten. Gegen den Mann aus dem höhern Stande sind sie nicht knechtisch unterwürfig, aber auch nicht grob, sondern treuherzig wie gegen einen Bekannten. Den Hut rühren sie nur an, aber die Pfeife kommt nicht aus dem Munde.

Die Milchwirthschaft ist hier zum höchsten Grade der Verfeinerung gebracht. Die Gefässe glänzen alle vor Reinlichkeit, und die blossen Hände kommen nirgends mit den Milchproducten

in Berührung. Die Reinlichkeit der holländischen Käse- und Butterfabrikation ist ohne Gleichen in der Welt. Daher sieht man auch, selbst die Schweiz nicht ausgenommen, nirgends mehr so schöne goldene Butter, so appetitlichen Käse mit prächtiger rosenrother Rinde.

Mit Vergnügen betrachtet man die schönen Kühe, die gefleckten Rinder, die zu Hunderten herumweiden. Da ist kein Makel an dem weichen, wie Sammet glänzenden Felle. Man macht ihnen auch täglich grosse Toilette und flicht ihnen aus den Haarbüscheln der Schwänze elegante Zöpfe, und es ist gewiss, dass die holländischen Kühe und Rinder fleissiger gekämmt, gebürstet und gewaschen werden, als die meisten unserer Bauernkinder.

Das Delfter Landschaftsbild setzt sich bis Rotterdam fort, nur zeigt hie und da die gewöhnliche Truppe grosser Windmühlen die Nähe einer grössern Ortschaft an. Auf einmal aber gewahrt man eine grosse, fast ganz in Dunst und Rauch gehüllte Häusermasse mit hohen Schornsteinen. Es ist die Stadt Schiedam, welche dem schwarzen Kohlendampf ihren Wohlstand verdankt. Denn hier bestehen 172 Kornbranntweinbrennereien, mit deren Trebern jährlich gegen 30,000 Schweine gemästet werden sollen. In Schiedam wird der beste Wachholderbranntwein *(Jenever)* erzeugt, und alle holländischen Zungen sind seines Ruhmes voll.

Rotterdam.

Binnen- und Buitenstad. — Häfen innerhalb der Stadt. — Das Pulsiren des Lebens in einem Welthandelsplatz. — Der Quai der *Boompjes.* — Worin sich Rotterdam und Amsterdam unterscheiden. — Die *groote Kerk.* — Ein wirklicher Hochgenuss. — Desiderius Erasmus. — Sein Standbild und der Volkswitz. — Schicksal der früheren Statuen und des Wohnhauses des Gelehrten. — Von den Mittelpunkten der holländischen Bevölkerung. — Eine glückliche französische Intervention. — Sprachentalent der Holländer. — Die Mysterien der *Zandstraat.*

Wie alle grossen Hafenplätze — herrlich und gebietend — zeigt sich der stolze, reiche, volle Ort, ein echter Niederländer mit Leib und Seele. Die Stadt bildet ein Dreieck und ihre Lage kennzeichnet ihre Bestimmung als eine Welthandelsstadt; denn nur die Spitze kehrt sie dem Lande zu, mit der breiten Basis aber ist sie der Maas zugewendet. Hier beschauen sich in deren Spiegel die grossartigen Admiralitätsgebäude: hier liegen ungeheuere Schiffe; hier ist der herrliche Boompjes-Quai mit seinen dunkeln hohen Häusern. Das Stadtdreieck wird von der kleinen Rotte der Länge nach durchströmt und von einem riesigen Damme in der Mitte quer durchschnitten; nach beiden ist die Stadt genannt worden. Dieser Damm theilt die Stadt in zwei Hälften: in die ältere Binnenstad (innere Stadt) und in die neuere Buitenstad (äussere Stadt), deren Boden den Gewässern der Maas selbst abgewonnen wurde, und wo vor zehn Jahren noch stumpfe Bargen und Küstenfahrer krochen, steht jetzt ein ansehnlicher Stadttheil mit schönen neuen Häusern. Der Fluss ist dadurch weiter zurückgedrängt worden und hat menschlichen Wohnungen Raum geben müssen. Nun erhielt auch der grosse Damm, der einstens die alte Binnenstad vor den Wasserfluthen zu schützen hatte, eine andere Bestimmung:

er wurde mit zwei Reihen schöner Häuser besetzt und auf seinem Rücken die zehn Minuten lange Hochstrasse *(Hoogstraat)* angelegt.

Die Buitenstad ist die eigentliche Herzkammer, wohin der Weltverkehr seine Pulsadern ausmündet. Sie ist von sieben Kanälen durchzogen, die überall breit und tief genug sind, die schwersten Kauffahrer unmittelbar vor die Waarenhäuser zu führen. Diese Kanäle oder besser Arme der Maas bilden ebenso viele treffliche Häfen innerhalb der Stadt und sie führen in der That auch diesen Namen. Dieser für den Weltverkehr so günstigen Lage verdankt denn auch Rotterdam seine rasche Blüthe, deren Glanz das reiche Amsterdam bald zu verdunkeln droht.

Rotterdam ist ein würdiger Herold des holländischen Handels. Auf seinen vielen Kanälen, die sich kreuzen und gegenseitig verlängern, laufen die Schiffe in die ganze Stadt ein. Und diese friedliche Flotte zwischen den rothen geschwärzten Häusern; diese Masten neben den Kirchthurmspitzen, diese weissen Segel und bunten Flaggen zwischen den grünen Baumwipfeln, dieses Ein- und Ausladen unzähliger grosser und kleiner Schiffe, Boote, Kähne und Yachten; diese rauchenden schlanken Dampfer neben den ungeheueren plumpen Ostindienfahrern und platten zeeländischen Getreideschiffen; der eintönige Gesang der ein- und ausladenden Matrosen, ihr melancholisches „Ho i ho“; diese Bürgerhäuser, deren Freitreppe ins Wasser geht; diese Leinwandzelte, unter denen emsige Leute schreiben, zählen, empfangen und controliren; diese ewige Bewegung, dieses unaufhörliche Hin- und Herfahren, dieser stets wechselnde Land- und Wasserprospect: das Alles, auf einen Punkt zusammengewürfelt, gibt eine eigene Welt voll Leben, Thätigkeit und grosser Eindrücke.

Wie auf dem Wasser, so auf dem Lande. Schwere Wagen

knarren über das Pflaster, die Waarenhäuser ächzen unter der Last der Kisten und Ballen; von allen Seiten wimmeln die Leute herbei und nach allen Seiten schieben sie sich wieder fort, geschäftig und beladen wie die Ameisen.

Es gibt Punkte in der Stadt, wo man in drei solcher Hafenkanäle zugleich hineinsieht — und man steht da vor diesem Treiben mit vor Schauen müden Augen, mit betäubten Sinnen und verliert sich in den Menschenwogen und wird von ihnen fortgeschwemmt wie ein einzelner Wassertropfen im Weltocean. Das ist das Charakterbild von Rotterdam.

Der merkwürdigste Punkt in der ganzen Stadt ist der Quai der „*Boompjes*“ (Bäume), welcher sich anderthalb Stunde lang am Ufer der Maas hinzieht. Hier entfaltet sich dem Spaziergänger unter den schönen schattenreichen Bäumen nicht blos das eigentliche Leben der Seestadt, sondern die Natur hat auch da eine entzückende Landschaft im schönsten Rahmen ausgehängt. Ruhig führt die Maas ihre Wassermasse zwischen die flachen üppigen Ufer durch. Diese sind mit prächtigen Rothbuchen gestickt, deren Blätterwellen die Thürme umfluthen, wo die Windmühle ihre langen Arme ausstreckt. Der blassblaue Himmel giesst über die Natur einen perlgrauen Duft aus, der sie wie ein transparentes, unendlich zartes Gewebe umhüllt und verfeinert.

Während Amsterdam sich kalt und stolz in die alten Formen verschwundener glorreicher Zeiten hüllt, ist Rotterdam mehr abenteuerlich und ein Kind der Neuzeit. Im Style seiner Gebäude, Strassen und Quais — überall das Bestreben, die alten Formen abzustreifen. Die Strassen mit ihren Magazinen und Verkaufsgewölben sind dem modernen Geschmacke angepasst, nur die Giebel der Häuser haben ihre alte Form bewahrt und düster und ernst schauen sie nieder. In Rotterdam ist Alles modisch prächtiger, von feinerem Luxus. Amsterdam mag

reicher sein, aber sein Reichthum ist nicht so sichtbar, es verschliesst seine schwerfällige Pracht mehr hinter verrammelten Thüren. —

Rotterdam zählt manches hübsche Gebäude, doch wir kümmern uns blos um das Gesammtbild und nur dann bleiben wir länger vor Einzelnheiten betrachtend stehen, wenn dieselben eben ganz untrennbare Theile des Ganzen sind. Darum erwähne ich nur die Laurentiuskirche *(groote Kerk)*, die bedeutendste Kirche Rotterdams. Ihr ziemlich rein gothischer Bau wird im Innern durch die Holzdecke beschimpft und — überhaupt will der gothische Styl zum protestantischen Cultus nicht recht passen. Diese hochaufgeschossenen Säulenbündel, diese blumengekränzten Kapitäler sind gemacht, um in Weihrauchwolken zu schwimmen, mit einem Wort, der gothische Styl ist so recht eigentlich der katholische Kirchenbaustyl. Die Laurentiuskirche hat eine berühmte Orgel mit 4 Claviaturen, 72 Registern und 4762 Pfeifen, worunter eine 32 Fuss lang ist und $1^1/_6$ Fuss im Durchmesser hat. Der Organist spielt nur gegen ein Honorar von zehn Gulden — deutsche Schulmeister würden dafür eine Woche lang spielen. Das Schönste an der Kirche ist der 288 Fuss hohe Thurm — insofern er eine prächtige Aussicht auf die ganze Provinz Südholland gewährt. Wem das holländische Marschland zu langweilig, zu nüchtern vorkommt, der besteige diesen Thurm in Rotterdam. Wie ein Lachen wird es durch seinen Geist zucken, sieht er von dieser Warte des Flachlands auf den unten ausgebreiteten Landschaftsteppich, der gestickt ist mit den Thürmen vieler Städte, mit dem Windmühlenheere, mit schnurgeraden Alleen und Kanälen. Von oben herab gesehen ist Holland nicht blos schön, es ist entzückend.

An Denkmälern besitzt die Stadt nichts als das Erzbild des berühmten Gelehrten Desiderius Erasmus Roterodamus. Eigentlich hiess er Gerrit Gerritz, aber nach dem

Geschmacke der damaligen Gelehrten nahm er den pompösen Namen Desiderius Erasmus an, den ihm die Gelehrten noch pompöser machten durch Hinzufügung des Beinamens Roterodamus (der Rotterdamer). Dieser alte Gelehrte befindet sich sehr schlecht. Sie haben ihn im Doctor-Talar, der wie ein Schlafrock aussieht, mit dem Barett auf dem Haupte, in einem grossen Buche lesend auf dem grossen Markte ausgestellt, der eigentlich nur die Ueberwölbung eines breiten Kanals ist. Das Standbild macht einen fast komischen Eindruck inmitten der Buden und des Schmutzes des Marktes. Der gute Mann ist auch dem Volkswitz schon als Opfer gefallen; denn man sagt, dass er jedes Mal ein Blatt in seinem Buche umschlage, so oft er die Geisterstunde auf dem grossen Thurme schlagen höre. Andere meinen, von Zeit zu Zeit wende er ein Blatt um, und wenn er das letzte Blatt gelesen und umgeschlagen, dann gehe die Welt zu Grunde. Nun die Hälfte hat er schon gut hinter sich.

Das Denkmal hat keinen Anspruch auf Kunstwerth, und es ist ein unglücklicher Gedanke, den Gelehrten auf offenem Markte studiren zu lassen. Die Nachwelt hat dem grossen Erasmus übel mitgespielt. Bereits im Jahre 1549 (Erasmus ist 1467 in Rotterdam geboren und 1536 zu Basel gestorben) errichtete man ihm ein hölzernes Standbild, das acht Jahre später mit einem steinernen vertauscht wurde. Letzteres warfen die Spanier im Jahre 1572 um, doch flickte man es wieder zusammen, so gut es eben ging, bis endlich 1622 das jetzige Erzbild errichtet und mit einer langen, für einen grossen Mann nur zu langen holländischen und lateinischen Inschrift versehen ward. Die Werke des Gelehrten werden von Bibliomanen aufgekauft, aber von Niemand gelesen, und sein Geburtshaus ist jetzt eine Schnapskneipe.

Was das sociale Leben in Rotterdam anbelangt, so spricht sich das englische Element hier ebenso überwiegend aus, als

der französische Einfluss im Haag vorherrscht und als das deutsche Wesen in Amsterdam zum Ausdrucke kommt. In diesen drei Mittelpunkten der Bevölkerung hat der Verkehr mit den Angehörigen der drei grossen Nachbarstaaten Hollands den entsprechenden Einfluss geäussert, jedoch so, dass immer das holländische Element oben aufschwimmt. In Rotterdam treffen sich Frankreich und England, und die glückliche Mischung von französischem, englischem und holländischem Blute hat auch eine grössere Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit besonders des weiblichen Theiles der Bevölkerung im Gefolge.

Eine andere Bemerkung, die sich dem Fremden aufdrängt, betrifft das ungemeine Sprachentalent der Holländer, namentlich in den grössern Verkehrsplätzen. An solchen Orten verstehen selbst die gemeinen Leute mehrere Sprachen, und wer nicht drei bis vier Sprachen geläufig spricht, hat keinen Anspruch auf den Namen eines Gebildeten. Es kann einem hie und da in Rotterdam und Amsterdam begegnen, dass zehn- und zwölfjährige Buben in vier Sprachen sich zum Schleppen des Nachtsackes oder zu Schlimmerm erbieten — „sie wollen dich zu schönen *Meisjes* führen.“ Das gehört zur Schattenseite der Seestädte. Und nun auch ein Blättchen aus der Sittengeschichte von Rotterdam.

Es gibt dort eine Strasse, voll von mehr als zweideutigen Schenken, aus denen bei anbrechender Nacht schreiende Orchester und ein nach dem Takt gemessenes Stampfen, Schleifen und Wetzen tanzender Füsse gehört werden. Es ist die *Zandstraat*. Eine Thüre von erblindetem Glase, oft auch blos ein Kattunvorhang, verdeckt den Eingang der Schenken und wehrt die zudringlichen Blicke ins Innere ab. An ihrer Stirn tragen diese zweifelhaften Kaffeehäuser hochtönende Namen: „Zum grossen König von England“ — „Zu den drei Königen“ — „Zum weissen Elephanten des Königs von Siam“. Zuweilen sind die Aufschriften

sinnlos oder spielen auf örtliche Begebenheiten an, wie etwa jene „Zum Ross im Korb“.

Wir heben den Vorhang und treten in die Spelunke. Wir stehen in einem grossen gedielten Gemach, der Fussboden ist gescheuert und mit feinem weissen Sande bestreut. Rechts ein Schenktisch von Zinn, wo die Getränke verkauft werden, in einer Ecke ein Orchester von vier Tonkünstlern. Drei davon streichen die Bäuche lebensmüder Geigen, und der vierte bläst schonungslos in eine unglückliche Clarinette hinein, dass sie grässliche Töne innerer Seelenangst und Verzweiflung ausstösst. An den Wänden laufen Bänke hin, und darauf sitzen ein Dutzend bemitleidenswerther Geschöpfe mit eckigen Formen, welker Haut, blauen Lippen, gläsernen tiefliegenden Augen. Sie scheinen die Jugendzeit noch nicht hinter sich zu haben, und doch ist der Körper schon abgeblüht und das Laster hat seine Rosen auf die Wangen mit dichter Schminke gemalt. Diese geputzten, mit bunten Bändern wie ein Schiff beflaggten Mädchen also kosen dort auf den Bänken mit den Matrosen, die ihnen mit der Galanterie betrunkener Stiere (wenn es solche gäbe) mit Jenever und Thee aufwarten. Ueber das Ganze giesst ein plump lächerlicher Lüstre sein fahles Gaslicht aus. Es beschleicht Einen ein wehmüthiges Gefühl mitten in der vom Branntwein erzwungenen Freude, und diese Räume hauchen ein tiefes Mitleid aus, das Einem die Brust beengt, gerade wie den schnapsduftenden Paaren, welche die fliehende Freude im rasenden Tanze zu erhaschen meinen.

Wenn die Matrosen aus Indien kommen, dann werfen sie hier den Lohn zweier Jahre mit beiden Händen weg. Zügellose Verschwendung und Ausschweifungen jeder Art sollen sie für die erlittenen Beschwerden schadlos halten. Die im Uebermass genossenen starken Getränke steigern ihre Erregung zur Tollheit, und dann blitzen nicht selten die Messer, und Blut färbt die

Punschpfützen am Boden. Reich, übermüthig, in sauberer Kleidung ist der Matrose in die Spelunke gekommen, nach wenigen Tagen geht er gebrochen, arm, halbnackt hinaus — seine Kleider hat er als Pfand zurücklassen müssen.

Wo man Abends in der Zandstraat geht, da piepsen und schrillen gequälte Instrumente, dort in der Weise der Polka, hier des Walzers, weiter unten stürmt die Galopade. Armselig gekleidete Mädchen lungern um die verderblichen Häuser. Die kreischende Musik, die glänzenden Fenster ziehen sie an, wie des Nachts eine brennende Kerze die dumme Fliege lockt, welche summend näher und näher die Flamme umkreist, bis sie sich tödtlich versengt hat.

Oudewater.

Eine holländische Stadt wie viele andere. — Ein culturhistorisches Intermezzo. — Andere Art von Ordalien in Sachen der Hexen und Zauberer. — Der letzte Hexenmeister und die letzte Hexe.

Oudewater ist eine Stadt von echt holländischem Schlage, wie wir ihn zur Genüge kennen. Ein eigenthümliches Bild gewährt sie darum nicht, aber an ihre Stadtwage knüpft sich ein culturhistorisches Interesse.

Der verehrte Leser kennt die Hexenbrände und die Gottesurtheile oder „*Ordalien*“, erzeugt aus der grausamen Dummheit und dem religiösen Wahnwitz des Mittelalters, mit ihren Feuer- und Wasserproben, denen solche Personen unterworfen wurden, die der zweifelhaften Ehre verdächtig waren, als Schwarzkünstler und Hexen mit dem Teufel auf vertrautem Fusse zu stehen. Was musste das christliche Mittelalter für eine unwürdige Idee

von Gott haben, da es ihm zumuthete, durch ein Wunder zu antworten, so oft es der Barbarei und der Dummheit gefiel, unsinnige Fragen zu stellen? Hatten jene Menschen, die sich Christen nannten und ihre Mitmenschen als Ketzer und Hexenmeister brieten, hatten sie eine würdigere Vorstellung von ihrem Gotte der Liebe als jene morgenländischen Völker des grauen Alterthums, die man Heiden nannte und die in den glühenden Armen ihres stierköpfigen Götzenbildes Moloch unschuldige Kinder verbrannten? — Die Hexenbrände leuchten schauerlich durch die dicke Nacht des Mittelalters bis an den Horizont der spätesten Jahrhunderte!

In den Niederlanden, wie überhaupt im Norden, konnte indessen jene dumme fanatische Hexenverfolgung nie so tief Wurzel fassen, als im Süden und Westen Europa's. Zwar war die Stadt Schiedam in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts berüchtigt wegen ihrer Hexenprocesse, aber schon im Jahre 1593 vernichtete ein ausdrückliches Erkenntniss des obersten Gerichtshofes der Provinz Holland alle diese schimpflichen Urtheile, während in andern Ländern noch vollauf gebraten und geschunden wurde. Die Leute waren in den Niederlanden zu kühl, zu beschäftigt mit der Noth des Lebens, zu praktischen Sinnes, als dass sie sich zu jenem schrecklichen Grade abergläubischen Wahnwitzes versteigen konnten, wie er die Geschichte Italiens und Spaniens schändet.

Besonders aber hatte man in der Stadt Oudewater ein sehr humanes Mittel zur Entdeckung der Hexen und Teufelsbanner in Praxis.

In der geistreichen Voraussetzung, dass eine Person auch das ihrer Gestalt entsprechende Gewicht haben müsse, wenn sie anders nicht ein Ritter oder eine Dame von Satans Tafelrunde auf dem Blocksberge sei, in dieser geistreichen und sicherlich naiven Voraussetzung wog man die der Zauberei beschuldig-

ten armen Teufel und triefäugigen alten Weiber auf der Stadtwage zu Oudewater, weil diese Stadt von jeher wegen ihres gewissenhaften Wägens rühmlich bekannt war.

Kaiser Carl V. war ein kluger Mann und verlieh der Stadt allergnädigst das Privilegium, die Hexen und Schwarzkünstler zu wiegen, da er vernommen hatte, dass allda noch nie Jemand wegen Zauberei verbrannt worden war, eben in Folge des Wägens.

Also machte sich Manniglich gegen Oudewater auf, wer der schwarzen Künste beschuldigt war, und zwar mit einem von seiner Heimathsbehörde ausgefertigten schriftlichen Vorweis. Selbst aus den entlegneren Gegenden des Landes wallten sie herbei und baten um die Vergünstigung gewogen zu werden, die sie allzeit bekamen.

Dieser hochfeierliche Akt geschah in Gegenwart zweier Schöppen vom hochweisen Rathe und des Gerichtsboten. Letzterer entkleidete den vermeintlichen Zauberer bis auf's Hemd (vorausgesetzt, dass jener ein solches an hatte) und zog ihm Schuhe und Strümpfe aus. Angeschuldigte Weiber wurden von der städtischen Hebamme entkleidet. Dies geschah, damit die Verdächtigen nichts bei sich tragen konnten, was ihr Körpergewicht auf trügerische Weise vermehrt hätte.

Als Gebühren erhielt jeder Schöppe 18 Stüber (18 Groschen), der Protocollführer 2 Gulden 18 Stüber, der Gerichtsbote, der Wagmeister und die Hebamme je 12 Stüber. Für diese Taxe empfing der Gewogene das Zeugniss seiner Unschuld. Da das specifische Gewicht einer Hexe oder eines Teufelsbanners auf das Maximum von 30 Pfund festgesetzt war, so hatte selbst die fadenscheinigste Persönlichkeit gegründete Aussicht, dieses Gewicht zu überschreiten.

Die letzten Verdächtigen wurden im Jahre 1729 gewogen, und es waren dies Klaas Ariens van den Dool und seine würdige

Ehehälfte Neeltje Ariense Kersbergen, wohnhaft auf dem Dool unterhalb Meerkerk.

Auch heute wird in Oudewater noch viel gewogen, wenn auch keine Hexen mehr, doch genug Hanf und Käse, von letzterem allein jährlich zwei Millionen Pfund.

Leiden.

Das Stadtbild. — Gleichniss von der weinenden Wittwe. — Die *Burgt.* — Das *Stadhuis.* — Repräsentanten des freien Bürgerthums. — Gemauerte Geschichts-Commentare. — Gedächtnissfeier ruhmreicher Tage. — Die *Hooglandsche Kerk.* — Die *Pieterskerk.* — Pantheon der holländischen Gelehrten. — Zur Charakterisirung der holländischen Kirchen. — Malerische Schönheiten in der Stadt. — Die Katastrophe vom Jahre 1807. — Wanderung durch die naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen. — Die Hindu-Götter. — Das Siebold'sche Museum. — Gelehrter Schmuggelhandel. — Anekdote. — Erinnerung an Johann von Leiden. — *De Leidsche Peurders.* — Umgebung von Leiden. — Kanaan.

Hinter einem Vorhange grüner Bäume versteckt sich im Sommer Leiden mit seinen zahlreichen Windmühlen und rothen Hausdächern. Nur ein hoher Kirchthurm streckt sich neugierig über seine Häuser- und Baumgarnitur und grüsst weit in die Ebene hinaus. Nahe bei der Stadt bespült der zu einem Kanale abgewürdigte „alte Rhein" eine schöne Promenade. Auf einer Art von Inselchen gewahrt man eine alte, aus Ziegelsteinen erbaute Windmühle, deren Flügel ächzend kreisen. Der Müller im schneeweissen Kamisol plaudert zu den vorbeifahrenden Schiffern hinunter. Diese Mühle soll die Geburtsstätte Rembrandt's sein, wenn es wahr ist.

Lage und Aussehen der Stadt hat etwas ungemein Stilles und Gemüthliches. Die Reste des Rhein umschlingen und durchziehen die saubere Stadt in mehreren Bändern. Leiden ist die älteste holländische Stadt, aber sehr von ihrer einstigen Grösse herabgekommen. Heute kann selbst die derbe Fröhlichkeit der Studenten seine todten Strassen nicht mehr beleben. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts zählte Leiden gegen hunderttausend Einwohner, heute kaum noch ein Drittheil davon. Wie eine weinende Wittwe sitzt die Stadt an den Ufern des absterbenden Rhein, dessen Wasser, durch langes Stehen, Kriechen und Herumirren abgestanden, so dunkel leuchtet wie ein tieftrauerndes schwarzes Menschenauge. Die stillen Bäume, die an allen Kanälen stehen, erhöhen noch den melancholischen Eindruck, und gespenstisch bewegen sich auf dem Walle die Windmühlen.

Auf einem kleinen, wahrscheinlich künstlich aufgeworfenen Hügel mitten in der Stadt steht die „*Burgt*“, ein rundes, uraltes steinernes, neu ausgeflicktes Gebäude, von wo aus man eine hübsche Aussicht auf die Stadt und Umgebung hin hat.

Um diesen mit Anlagen geschmückten Hügel gruppirt sich der älteste Stadttheil von Leiden, gerade wie der Haag um seinen Binnenhof, und allem Anscheine nach rührt der Unterbau der Burg von einem römischen Castell (des Drusus) her, wenn anders das heutige Leiden auf der Stelle des *Lugdunum Batavorum* der Römer liegt.

Ein würdiger Repräsentant der Stadt ist das *Stadhuis* (Rathhaus) mit seinem rothangemalten Wappen-Löwen am hohen Treppenaufgange, mit seinen seltsamen Verzierungen, seinen Spitzen, die wie kleine Obelisken über das Dachgesimse ragen. Ueber das Ganze guckt ein Thurm mit Vergoldungen und einem durchsichtigen Kuppelchen hinweg. Dieses Stadthaus ist ein eigenthümliches Baudenkmal; breit und flach, ohne Relief gleicht seine Architektur einer geschnörkelten Riesenpastete. Aber es

passt ganz prächtig zu den übrigen Häusern, die in bunter Mannichfaltigkeit mit einem selbstbewussten Stolze ihren wunderlichen Zierrathenkram von steinernen Blumen und Schnecken, lächerlichen Statuen und bauschigen Gesimsen zur Schau tragen. Das soll aber durchaus kein Tadel sein; so und nicht anders zeigt sich das individualisirende, kräftige, freie Bürgerthum in seinen Städten und Häusern, und die niederländischen Städte gewähren ein viel fröhlicheres, malerischeres Bild als die uniformen Städte des Südens mit ihren ungeheueren Civil-Kasernen. Noch jetzt sind überall in den Niederlanden die Rath- und Stadthäuser die vornehmsten Gebäude in den Städten, wie in unsern deutschen Städten die Burgen und Schlösser der Kaiser und Fürsten. Wahrlich! diese herrlichen Rathhäuser dort und diese finsteren Burgen hier sind die schweigenden, aber dennoch beredten Commentare zur Entwickelungsgeschichte der Völker.

Der Niederländer braucht nicht in vergessenen alten Schwarten mit schweinsledernem Einbande zu stöbern, wenn er etwas von den Thaten seiner Ahnen erfahren will: da steht das Rathhaus, das den kommenden Geschlechtern die Geschichte ihrer Ahnen verkündet. Welch ehrwürdiger Zeuge glorreicher Tage ist nicht das Stadthaus in Leiden! An seiner Stirne erzählt eine Inschrift den aufhorchenden Enkeln die denkwürdige Belagerung durch die Spanier und im Rathszimmer verewigt ein Bild von Ignaz van Bree den grossen Moment, wo der Bürgermeister van der Werff zur Zeit jener Belagerung den verzweifelnden Bürgern seinen eigenen Leib zur grässlichen Speise anbietet*).

*) Eines Tages verlangten ausgehungerte Pöbelhaufen ungestüm Brod oder die Uebergabe der Stadt: „Ich habe geschworen, diese Stadt zu halten, antwortet ihnen der Bürgermeister, und mit Gottes Hülfe hoffe ich meinen Schwur zu lösen. Brod habe ich keines; aber wenn mein Leib zur Fortsetzung des Kampfes dienen kann, nehmt ihn, zerschneidet ihn, zerstückelt ihn.“ Die Unglücklichen gingen

Das Bild ist kein grosses Kunstwerk, es ist wahr; aber wenn es auch den pedantischen „Kenner“ nicht befriedigt, so begeistert es doch den heimischen Bürger. Und das, dächte ich, wäre ein grösserer Triumph! Auch wird der Jahrestag der Befreiung der Stadt gefeiert.

Als die Blüthe der Industrie ehedem die Stadt gross und reich gemacht hatte, war dort ein in ganz Holland berühmter Ledermarkt. Alle Morgen um vier Uhr gab die Kirchenglocke das Zeichen zum Beginn des Marktes. Jetzt ist Leiden herabgekommen, seine Manufakturen sind von jenen Englands und Belgiens erdrückt worden, der Ledermarkt existirt nicht mehr; aber alle Morgen um vier Uhr gibt die Glocke das gewohnte Zeichen, jetzt freilich nur mehr das Todtengeläute der gewelkten Blüthe. So hat fast jede Stadt ihre Gedächtnissfeier. Die Holländer bewahren dadurch das Andenken an das, was einst der Ruhm, die Freude und Grösse ihres Landes ausgemacht hat, von Geschlecht zu Geschlecht. Die Geschichte lebt auf diese Weise im Volke fort, und ihre Monumente sind für die Nachkommen keine unverständlichen Zeugen einer grossen Vergangenheit.

Ausser dem Rathhaus (und viel älter als dieses) sind noch zwei Kirchen zu erwähnen: die *Hooglandsche kerk* aus dem 13. Jahrhundert und die *St. Pieterskerk* aus dem 14. Jahrhundert. Die erstere ist ganz nach dem Typus der altholländischen Kirchen überhaupt: ein ziemlich plumper gothischer Bau mit drei Schiffen und einer Holzdecke, in Form des griechischen Kreuzes. Die daran vorkommenden Spuren von Rundbogenstyl beweisen, dass der gothische Styl schon Anfangs nicht recht begriffen wurde. Im Ganzen macht die Kirche mit ihrer innern

schweigend auseinander. — In der reichen Münzsammlung zu Haag befinden sich Münzen, die während der Belagerung in Leiden geschlagen wurden. Die Inschriften sind bezeichnend: *Deus servet Leidam.* — *Haec libertatis ergo.* — *Pugno pro patriâ.*

Säulenhalle von 38 Pfeilern einen grossartigen aber frostigen Eindruck. Noch grossartiger ist die Peterskirche mit fünf Schiffen angelegt, gleichfalls eine Kreuzkirche, aber die schwarze Holzdecke im Innern gibt ihr ein vorsündfluthliches Ansehen. Sie ist innen kahl und frostig. Beide Kirchen enthalten viele Denkmäler und namentlich die Peterskirche ist das Pantheon der holländischen Gelehrten. Alle diese Denkmäler sind bescheiden; denn wozu prunkende Inschriften und gewaltige Standbilder aus Erz, wo die Grösse und der Glanz des zu verherrlichenden Namens wie eine Sonne Alles überstrahlt? Nur da bedarf es hoher Fussgestelle, wo die „grossen Männer" etwas zu klein sind, um aus der Menge merklich hervorzuragen. So gibt es eine süddeutsche Stadt, wo man alle ehernen Celebritäten, deren man habhaft werden konnte, nebeneinander pflanzte, damit sie doch wenigstens durch ihre Masse wirken.

Weil wir gerade von Kirchen und Denkmälern und Kahlheiten und Holzdecken sprechen, so mögen hier einige allgemeine Bemerkungen über holländische Kirchen einfliessen.

Die alten holländischen Kirchen von Bedeutung (von andern ist natürlich die Rede nicht) sind gewöhnlich grossartig und im gothischen Style angelegt, aber dieser majestätische Styl blieb in Holland ohne jede feinere organische Ausbildung. Grosse und kleine Kirchen sind von Buden, kleinen Wohnungen und selbst verdächtigen Häusern von Aussen beklebt, so dass es dem Fremden schwer hält, die rechte Eingangsthür zur Kirche zu finden, wenn er gleich den Thurm von weitem schon gesehen hat. Im Innern haben die niederländischen Kirchen statt der kühnen herrlichen Gewölbe, wie sie der gothische Styl verlangt, nur Holzdecken, unter der nicht selten rohe Durchzugsbalken hinlaufen. Eine solche von den Jahrhunderten schwarz geräucherte Decke ist nicht geeignet, einen erhebenden Eindruck zu machen.

Freilich hängt dies mit der Beschaffenheit des Bodens zusammen, welcher an manchen Orten zu locker scheint, als dass man ihm das Gewicht der gewaltigen Steingewölbe auflegen dürfte.

Im Uebrigen sind die Kirchen leer und kahl. Die Bilderstürmer haben den katholischen Kirchenschmuck vernichtet und mit ihm alle Poesie und Wärme des Gefühls aus den Kirchen verbannt. Nackt und traurig gähnen die weissbetünchten Wände den Eintretenden an, es wird einem ganz fröstelnd um's Herz; keine heiligen Schauer rieseln über den Andächtigen, es weht nicht der Odem Gottes durch diese öden Räume. Ueberall aber sind die reformirten Kirchen mit vielen Denkmälern der bedeutenden und grossen Männer Hollands versehen, manchmal pompöse Monumente, selten aber von einigem Kunstwerthe. Ganz gewiss, in diesen nüchternen Räumen muss man die Andacht im Herzen tragen, denn sie ziehen den Geist nicht himmelwärts, um so weniger, wenn die Leute mit den Hüten auf dem Kopfe herumstehen, und wenn man sich für Geld einen Sitzplatz erkaufen muss. Der Unterschied von Reichen und Armen macht sich selbst in den Kirchen geltend. Die Stühle der Rathsherren und der Reichen sind mit hohen Einfassungen verschanzt, die armen Teufel mögen in den feuchten Kirchengängen stehen, wo sie den Prediger nicht sehen und nicht verstehen können. Doch haben die holländischen Kirchen auch einen grossen Vorzug. Fast durchgehends besitzen sie ausgezeichnete Orgeln. Und wenn ihre Tonwellen die Kirchen füllen, durchfluthen und an den Säulen und Wänden sich brechen, dann fliehen die Geister der Nüchternheit und Plattheit und das Herz schwelgt in erhabenen Empfindungen. ...

Das Schönste in Leiden sind die Durchsichten durch Strassen, Kanäle, Zugbrücken und Baumreihen, das sich an ein Paar Punkten zu einer malerischen Schönheit vereinigt. Uebrigens muss man in Leiden nicht einzelne bedeutende Schönheiten suchen,

sondern die Stadt als ein liebliches Ganze nehmen. Zwei grosse mit Bäumen geschmückte freie Plätze erregen unser Interesse wegen des tragischen Ereignisses, dem sie ihre Entstehung verdanken. Ehedem standen dort schöne Häuser und fröhliche Menschen wohnten darin, als am 12. Januar 1807 Nachmittags halb fünf Uhr ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog. Eine Menge Menschenleben wurden geopfert, ganze Strassen waren in einem Nu in einen einzigen Schutthaufen verwandelt. Viele hundert Häuser stürzten ein oder mussten niedergerissen werden. Drei Schulhäuser mit allen Kindern, die halbe Universität mit grossen Bücher- und Kunstschätzen gingen in die Luft. König Ludwig eilte herbei, streute Gold und Trost nach allen Seiten aus und kletterte in den Schutthaufen umher. Als die Schutthaufen weggeräumt und Leiden um ein schönes Stadtviertel weniger zählte, hat man die Lücke nicht wieder bebaut, sondern mit schönen Bäumen bepflanzt, und der Platz heisst heute noch die Ruine *(de Ruïne)*.

Besonders berühmt und als Gelehrtenstadt charakterisirt ist Leiden wegen seiner reichen naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen. Einen rührenden Anblick gewährt im naturhistorischen Museum die Nestersammlung. Sie sind interessant diese luftigen Wohnungen der Vogelfamilien, wie sie mit so viel Kunst und Mühe aus weichen Federn, trockenen Grashalmen, Baummoos und tausend anderen verlorenen Dingen gebaut sind. Alle fesseln unsern Blick, von dem zarten leichten Flaumneste der Eidergans, das vielleicht auf einer eisigen Felsklippe Grönlands gefunden wurde, bis zu den breiten Nestern aus Seegras, die auf den Meereswogen schaukeln; von den an Zweigen wie Kinderschaukeln hängenden Nestern bis zu jenen, die künstlich um das Röhrigt im Sumpfe geflochten sind.

Weiter weg sind die Eier: Schildkröteneier, weiss und

rund wie Billardbälle; Casuareier, schwarz und weiss gesprenkelt wie orientalischer Granit; graue Krokodileneier, ausgezogen und an den Enden abgerundet wie ein Etui, überhaupt Eier von allen Formen und Gestalten, sogar Eier von untergegangenen Vogelgeschlechtern.

Die Muschelsammlung gilt für eine der vollständigsten, die man kennt. Sehr interessant ist die Gruppe der Perlenmuscheln, weil diese die Bildung der Perlen in verschiedenen Graden der Entwickelung zeigen. Hier sieht man auch Hollands gefährlichste Feinde, die langen Bohrwürmer (*Teredines*), welche das in der See vorfindliche Holz mit unzähligen Löchern durchbohren. Vor diesen Bohrwürmern hat die mächtige Stadt Amsterdam schon einmal gezittert. Wahrscheinlich von ostindischen Schiffen eingeschleppt, begann der Wurm mit seinen lanzetförmigen Kiefern das Pfahlwerk, auf dem die Häuser ruhen, und die Thore der Hafenschleusen zu durchbohren. Manche Pfähle waren wie Honigscheiben durchlöchert. Alle Versuche, den Feind zu vernichten, misslangen; vergebens wurde ein Preis von einer Million auf seine Vernichtung ausgesetzt, vergebens Buss- und Bettage ausgeschrieben, und man glaubte schon an den Untergang der Stadt, als der Wurm verschwand. Wahrscheinlich hatte ihn das nordische Klima getödtet. Jetzt hat man die Ostindienfahrer mit Kupfer beschlagen, um sie vor dem Bohrwurm zu sichern.

Das Alterthümer-Museum, in eilf Sälen ausgestellt, führt uns eine untergegangene Welt vor Augen. In einem Saale des Erdgeschosses ist eine sehr vornehme Versammlung allerhöchster Personen zu sehen, nämlich die Götter der Inder. Mitten darin liegt in steinerner Ruhe eine melancholische Kuh, etwas entfernter kauert der elephantenköpfige Ganeças, neben ihm seine Mutter Parwati unter der Gestalt der Kali, der wilden Göttin, die auf dem Leibe des Riesen Durgas tanzt. Auch der ungeschlachte Çiwas ist da auf Todtenschädeln ruhend. Er

hat vier Arme; mit dreien schwingt er Mord- und Zerstörungswerkzeuge und mit dem anderen hält er einen grinsenden Todtenschädel. Ein sehr zutraulicher Gott das! Er sitzt auf seinem Leib-Wolf (vielleicht soll es auch ein Hund sein) und glotzt grimmig um sich. Neben ihm steht ein friedlicher Trimûrtis, wie es scheint in tiefes Nachdenken über das schwere Stück Arbeit der Weltschöpfung versunken; Brahmâ brütet über der Betrachtung des Welteies, das er in seinen Händen hält. Auch der indische Reformator, der sanfte schöne Buddha mit seinen Locken, seinen mandelförmig geschlitzten Augen, seinem bartlosen Milchgesichte und herkulischen Schultern, befindet sich in der noblen Versammlung. Bald hätten wir jenen Stier aus Lava vergessen, welcher eine Art Untergott vorstellt*).

*) Unter dem Collectivnamen „Trimûrtis" sind die drei Hauptgötter der Inder sowohl in den Individualitäten als in ihrer naturphilosophischen Bedeutung in Eines zusammengezogen, und werden diesem Unterschiede nach mit drei Häuptern auf einem Körper abgebildet, obgleich das Wort *trimûrtis* eigentlich die Dreigestalt bedeutet. Diese drei Götter, welche die indische Trinität bildeten, hiessen Brahmâ, Wischnus und Çiwas, und jeder von ihnen war, trotz dieser Einheit, als Gott ein einzeln für sich dastehendes Wesen, während, als theosophischer oder philosophischer Begriff, jeder Theil dieser Dreieinsgottheit innig mit dem andern verschmolzen war. Sie deuteten nämlich den ganzen Process der Natur in seinen drei Abstufungen an: den Process des Entstehens, des Bestehens und Erstehens. Dieses Erstehen war aber eine Consequenz des Vergehens, indem Alles, was in der Schöpfung untergeht, sogleich zu einer neuen Schöpfung wieder ersteht. Die Sonne oder das Licht wurde von den Indern als erzeugendes Princip angesehen; darum war Brahmâ in dieser Dreiheit der schaffende Geist, und sein Symbol waren Sonne, Wärme, Licht. Das Wasser ist das Princip, welches die Welt erhält und Alles nährt, deshalb war Wischnus der erhaltende Geist und sein Symbol das Wasser. Die Flamme aber wird als Vernichterin des Lebens und zugleich als Neugebärerin zu einem anderen Leben betrachtet, deshalb

In einem andern Saale befinden sich die ägyptischen Alterthümer und diese Abtheilung ist die reichste und vollstän-

ist Çiwas der zerstörende und neubelebende Geist, und sein Symbol das Feuer.

Der wahrhaft erste und älteste der Götter Indiens ist Brahmâ. Er entstand durch den innewohnenden Willen des Urgedankens oder Urwesens, das bald Çiwas bald Wischnus genannt wurde. Im Çiwa-Purânam, Kapitel 2, V. 28 heisst es: „Das All war in Finsterniss gehüllt, unerkennbar, ununterscheidbar, da war Rudras (d. i. Çiwas), der barmherzige, der erhabene Demiurg. Der Hochheilige, sich selbst durch sich selbst denkend, schuf zuerst das Dasein und dann das Bewusstsein. Aus diesem Bewusstsein entsprangen der (schaffende) Sinn, die fünf Urelemente, die acht Naturkräfte, die sechzehn Gemüthsbewegungen, dann: Ton, Gefühl, Gestalt, Geschmack, Geruch, das Einathmen, die Blähung des Leibes, der Verdauungsathem, die zu Kopf steigende Blähung, die Luft im Körper und die drei Eigenschaften, welche Wesenheit (d. i. Wahrheit), Leidenschaft (d. i. Sinnentäuschung) und Finsterniss (geistige Unwissenheit) genannt werden. Aus diesem Hochheiligen (nämlich Çiwas) entsprang Brahmâ und aus diesem Wischnus. Brahmâ erhob sich unter dem Namen Nârâjanas aus den Wassern, da entstand ein wie die Sonne glänzendes Ei (das Weltei), daraus formte er den Aether, die acht Weltgegenden, das ewige Behältniss der Wasser, und brachte aus ihnen die Schöpfung zu Stande.“ Brahmâ verrichtete also die gröbere Arbeit der Schöpfung gleichsam im Auftrage oder als vollziehendes Organ der göttlichen Dreieinheit.

Wenn er allein dargestellt wird, hat er vier Häupter; anfangs besass er deren fünf, aber Çiwas hat ihm einst eines abgeschlagen. In drei Händen hält er ein Scepter oder seinen Bogen *Pariwîtam*, einen Rosenkranz, eine Opferschale und die heiligen Bücher der Wedas (diese enthalten die ältesten theologisch-philosophischen Lehren der Inder und sollen nach Einigen von Brahmâ selbst verfasst worden sein). Die vierte Hand ist leer, was entweder bedeutet, dass er bereit ist, jedes Opfer anzunehmen, oder dass er bereits Alles, was er besass, über die von ihm geschaffenen Welten ausgestreut hat.

Er reitet entweder auf einer Flamingogans oder ruht auf einer Lotosblume, welche dem Nabel des Wischnus entspriesst. In seiner

digste der Welt. Es wird einem ganz unheimlich zu Muthe, zwischen diesen gräulichen Götterbildern, Mumienkästen und

Urgestalt schlummerte er gleichsam als Embryo in dem Gedanken des Urwesens, welches das *Brahmâ* (also ein geschlechtsloses Wesen) war und welches durch das Sichdenkenwollen in die Kraft und äussere Erscheinung trat und so zu dem Gotte: der Brahmâ, also zu einem männlichen zeugenden Wesen wurde. Brahmâ ist so heilig, dass er keine eigenen Tempel und keinen eigenen Gottesdienst hat, deshalb trat er auch später gegen Wischnus und Çiwas in den Schatten, indem sich das Volk vorzüglich denen zuwandte, die seiner Fassungsgabe einen äusseren Verbindungspunkt zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen darboten. Er erschuf noch einen Gott zweiten Ranges und zeugte als Söhne dreizehn grosse Rischis oder Weise, welche nicht ganz Götter und nicht ganz Menschen waren, unter denen sich auch Sanatkumâras, der eigentliche Vater der Menschen, befand. Ausserdem erschuf Brahmâ noch eine Schaar Geister und die vier Hauptklassen oder Kasten der Inder, nämlich die Brahmanen (die Priesterkaste) aus seinem Haupte, die Kschatrija's (Kriegerkaste, Fürsten) aus seinem Arm, die Waiçja's (Landbauer, Handeltreibende) aus seiner Seite und Çûdras (Handwerker, dienende Klassen) aus seinem Fusse. Auf diese Weise ward die Kasteneintheilung, indem man sie bis auf Brahmâ zurückführte, geheiligt, und Millionen Menschen, die unter ihr seufzen, werden widerstandlos unterjocht gehalten. Uebrigens ist Brahmâ so wenig wie Çiwas und Wischnus ewig, wenn er auch diesen Namen führt, sondern nach undenklicher Zeit und nach einem allgemeinen Weltuntergange wird eine neue Göttergeneration vom Urwesen geschaffen.

Wischnus war eigentlich die personificirte Urliebe, die Liebe zur Welt; daher sein Name Wischnus, welcher der Liebende bedeutet. In dieser Eigenschaft erhielt er die Welt und liebte alles Schöne und Gute; deshalb war er derjenige Gott, welcher die meisten Anhänger zählte. Wischnus musste als personificirte Liebe zum Guten und Schönen, nothwendig auch alles Schlechte, Hässliche und Gemeine verfolgen, daher findet man ihn stets im Kampfe gegen Dämonen, schlechte Menschen und Laster. Da er aber als Gott Wischnus zu erhaben über allem Treiben der Welten ist, so musste er, um seine Liebe bethätigen zu können, sich in verschiedenen Formen incarniren,

Särgen und scheusslichen Thiergestalten umherzugehen, besonders blecken einige Mumienköpfe äusserst ekelhaft ihre schönen

um eben die Laster zu verfolgen und das Gute zu schützen. Solcher Erscheinungen des Gottes auf Erden, theils in Thier- theils in Menschengestalt, und zwar in fortsteigender Progression zum Edleren und Höheren, gibt es zehn. In der neunten Incarnation erschien er als göttlicher Lehrer, als Buddhas. Mit der zehnten Incarnation schliesst alles Irdische ab; denn alsdann erscheint der Gott am Ende der Tage, um Rechenschaft über alles auf Erden Geschehene zu fordern. Wischnus ruht entweder schwimmend auf der Weltschlange, d. i. der Schlange, welche die Erde gleichsam wie ein Ring umgibt, und deren erhobene Köpfe einen Baldachin über seinem Haupte bilden, oder reitet auf seinem Vogel Garudas (ein Geist in Vogelgestalt). Er hat gleichfalls vier Hände, in denen er eine Muschel, Wurfscheibe, Keule, Lotusblume und ein Schwert trägt. Die Farbe seines Körpers ist blau. Er führt tausend Namen, die in einem besonderen Werke enthalten sind.

Der dritte der alten indischen Götter und des Trimûrtis war Çiwas, der Zerstörer und Neugestalter alles Irdischen. Er hat noch eine unzählige Menge anderer Namen und sitzt entweder auf einem Tigerfell, das er auch halb um den Körper geworfen hat, oder reitet auf einem Stiere, als Gott des Schreckens auf einem Hunde. Er hat fünf Köpfe, drei Augen, wovon eines auf der Stirn sich befindet, über welcher er einen Halbmond als Diadem trägt. Sein Haar ist in einen Lockenknoten geflochten, welcher wie ein Horn über der Stirn hervorsteht. Auf seinem Scheitel entspringt der Strom der Gangâ, um seinen Hals trägt er einen Kranz von Menschenschädeln; sein Hals selbst ist blau von dem Gifte, welches er bei der Ausbutterung des Milchmeeres verschluckte. In den Händen hält er den Dreizack, eine Muschel, eine morgensternartige Keule, einen Bogen, einen Donnerkeil, ein Schlachtbeil und den fünften Kopf Brahmâ's. Als Gott des Schreckens wurden ihm und seiner Gattin von den Priestern Menschenopfer dargebracht; auch ist er der Beschützer der Zauberer. —

Den drei zeugenden Weltgöttern steht ein gebärendes Princip, die weibliche Dreiheit zur Seite, bestehend aus den Göttinen Brahmî, Waischnawî und Çiwâ oder Çiwâni. Sobald dieselben aber vereinzelt und in göttlicher Selbständigkeit dastehen, nehmen sie, wenn auch als Gemahlinen der drei oben erwähnten grossen Götter,

Zähne, eine Art von Koketterie, die äusserst fatal wirkt, wenn man bedenkt, dass vor dreitausend Jahren diese Zähne vielleicht

einen verschiedenen individuellen Charakter an und ihre auf den männlichen Trimûrtis sich beziehenden Namen vertauschen sie gegen andere. Ferner gibt es noch *Mâtris* (Mütter), fabelhafte Wesen, über deren Ursprung und Thätigkeit man wenig mehr weiss. Sie scheinen im Dunkel einer mysteriösen Nacht zu hausen und haben eben durch dieses Unbestimmte etwas Unheimliches und Grossartiges. Dann folgt noch eine Reihe Götter zweiten Ranges, worunter Ganeças, ein Sohn des Çiwas und seiner Gattin Parwati. Er ist der Gott der Klugheit und hat deshalb den Kopf eines Elephanten, weil der Elephant als Symbol der Klugheit gilt. Die zweite Götterreihe bildete den Uebergang von den oberen Göttern, deren Söhne sie waren, zu den niederen Göttern, welche grösstentheils die Söhne der Götter zweiten Ranges waren. Endlich gibt es noch Halbgötter, Genien, Dämonen, Hexen, Gottweise, Heroën und Heilige. Man sieht, die Hindu's sind gesegnet mit Göttern und sie haben mit deren Verehrung alle Hände voll zu thun. —

Oben wurde die Ausbutterung des Milchmeeres erwähnt, hier folgt die ganze Fabel: Die Götter und Asuras (böse Geister) waren übereingekommen, das Milchmeer auszubuttern, um so das Amritam (Trank der Unsterblichkeit) zu gewinnen. Der Berg Mandaras dient ihnen als Butterstössel und die Götter und Dämonen drehen ihn vermittelst der Weltschlange Wasukis, welche sich um den Berg schlingt. Aber gleich anfangs entspinnt sich ein Streit um den Ehrenplatz, indem die Daitja's (Dämonen) nicht die Schlange beim Schweif, sondern beim Kopf anfassen wollen, um den ungeheueren Stössel zu drehen, die Götter wollen diesen Platz aber nicht abtreten. Wischnus, der voraussieht, dass die Schlange bei dieser Anstrengung Gift speien dürfte, beredet die Götter, nachzugeben, und die Arbeit beginnt. Man rührt tausend Jahre das Milchmeer vergebens um und die Arbeiter ermatten. Da verwandelt sich Wischnus in eine Schildkröte und hebt den Berg in die Höhe, indem er sich unter denselben legt, so dass dieser, nun auf dem Rückenschilde des verwandelten Gottes stehend, leichter zu drehen ist. Zuerst sprühte aus dem Meere das Gift *Kâlakântam,* welches Çiwas verschlang, um die Welt zu retten; sein Hals aber ward von der Gewalt des Giftes blau. Hierauf kamen aus dem

von schwellenden Lippen bekleidet waren, deren Reize vielleicht schon der Patriarch Jakob bewundert hatte, als er bei seinem

Meere eine Anzahl himmlischer Kleinodien und Wesen, und zuletzt nach all den Göttinen, Elfen und Thieren kam der Götterarzt Dhanwantaris, welcher das Amritam besass. Auf Wischnu's Veranlassung fing nun die Weltschlange an, Gift zu speien, wodurch die Daitja's, welche dieselbe am Kopf gefasst hatten, geblendet wurden, so dass sie nicht sehen konnten, wie die Götter den Trank der Unsterblichkeit schlürften und ihnen nichts übrig liessen. Nur einer dieser Daitja's, Namens Râhus, hatte sich zwischen die Götter geschlichen und bereits von dem Trank gekostet, als Tschandras (der Gott des Mondes) es merkte, und ihm mit einem Schwerthieb den Kopf abschlug. Aber zu spät: Râhus war unsterblich, und Kopf und Schweif flogen getrennt zum Himmel empor, wo sie zwar von einander geschieden, aber doch ewig im Kampfe mit den Göttern leben und die Sonnen- und Mondfinsternisse bewirken. —

Jeder Gott hat seine eigene Welt. Die Inder haben für die Frommen mehrere Paradiese und für die Schlechten mehrere Höllen, je nach dem Grade ihrer Tugend oder Schlechtigkeit. Der geringste Aufenthalt in einer Hölle ist auf 26 Jahre angesetzt, der längste zu 800 Millionen Kalpas. Da der Kalpas zu 4,001,320 Jahren angenommen wird, so macht dies in Ziffern 32,010,560,000,000 Jahre aus. Das ist hübsch lange, aber noch lange keine Ewigkeit. In den Höllen geht es sehr schlimm zu, wie schon ihre Namen zeigen; denn es gibt eine Kothsalbungshölle, Kothessungshölle, Eigenfleischessungshölle. Die Strafen sind roh: Speichelschleim essen, männlichen Samen, Urin und Blut trinken, siedendes Oel, brennende Kohlen, glühende Nadeln, scharfe Sägen, Gestank, Bremsen und Mücken und tausend andere Dinge, die anzuführen der Raum mangelt. Die Lehre von der Seelenwanderung ist eine der wichtigsten Lehren der indischen Religion. — Die Erde wird von den Indern als eine auf einer Schildkröte ruhende, von Elephanten getragene Scheibe betrachtet, die ringsum vom Meere eingeschlossen ist, und das Meer ist wieder von einem Gebirge umgürtet. Die ganze Erde ist in sieben Welttheile oder Inseln getheilt, die von sieben Meeren getrennt sind, nämlich von dem Salzmeer, Zuckermeer, Weinmeer, Buttermeer, Molkenmeer, Milchmeer und Wassermeer. Die ganze Welt geht nach Verlauf eines Kalpas unter, der

Herrn Sohn als Austrägler lebte. Heiterer, weil unserer Cultur näher verwandt, fühlen wir uns in der Abtheilung der griechischen, römischen und germanischen Alterthümer.

Ganz in der Nähe befindet sich das berühmte Siebold'sche Museum. Es ist das einzige seiner Art in Europa und gibt ein vollständiges Bild des Lebens und Könnens der japanischen Race. Wer diese Sammlung mit Aufmerksamkeit besucht hat, kann sagen, dass er Japan gesehen hat, und er muss gestehen, dass sie Zeugniss gibt von einer Culturstufe, deren Höhe überrascht und in manchen Dingen der europäischen nicht nachzustehen scheint. Das Kostbarste ist eine grosse Sammlung japanischer Bücher. Besonders fällt dem Besucher die ausserordentliche mechanische Fertigkeit, Zierlichkeit und Feinheit auf, mit der die Gegenstände gearbeitet sind, von dem Kehrbesen bis zu den Gemälden in seltsam geschnitzten Goldrahmen, von den Kinderspielzeugen bis zu den Rosenkränzen und Heiligenbildern, von den Fischnetzen bis zu den anatomischen Figuren und Musikinstrumenten und Münzen, deren Alter über Christi Geburt hinausreicht. Die herrliche Sammlung, welche jetzt Staatsgut ist, wurde von einem Deutschen, dem Obersten v. Siebold, einem geborenen Würzburger, mit Lebensgefahr nach Europa gebracht. Diesem Manne gebührt die Ehre, den dicken Vorhang weggeschoben zu haben, welcher Japan unserer Kenntniss entzog. Die Resultate seiner Forschungen und Beobachtungen hat er in seinem Werke „*Niphon*" niedergelegt.

432 Millionen Jahre zählt (bei der Höllenstrafe wurde derselbe viel niedriger angesetzt), was für Brahmâ nur 24 Stunden sind; am Schlusse dieses Zeitraums gehen auch alle Götter und Geister bis auf das Urwesen unter, und dieses erdenkt dann neue Götter und neue Welten. Die meiste Zeit ist bereits verstrichen, und die Erde wird nur noch 432,000 Jahre dauern. Wer sich genauer über die indische Mythologie unterrichten will, den verweise ich auf das vortreffliche Buch: „Altindische Mythologie von *Dr. A. E. Wollheim da Fonseca*. Berlin 1856."

Herr v. Siebold befand sich acht Jahre lang als Militärarzt in holländischen Diensten auf der kleinen Insel Decima, welche zu Japan gehört und wo die Holländer eine Niederlassung haben. Nach und nach gewann er die Zuneigung und das Vertrauen einiger japanischen Gelehrten und erhielt auf diese Weise insgeheim den grössten Theil jener Gegenstände, die auf das geheimnissvolle Dunkel des socialen Lebens in dem abgeschlossenen Reiche Licht werfen konnten. Allein der gelehrte Schmuggelhandel wurde entdeckt, die japanischen Schwärzer wurden geköpft, und Siebold selbst ward neun Monate lang gefangen gehalten.

Es gibt eine Anekdote, welche diesen thatsächlichen Ursprung der Siebold'schen Sammlung mit einem poëtischen, erborgten Gewande umkleidet. Der Kaiser hatte eine schöne Tochter und diese war natürlich sein Augapfel, und dieser sein Liebling wurde krank, und als die japanesischen Salbenbüchsen oder Doctoren nicht helfen konnten, so wurde der Fremdling zur schönen vornehmen Kranken gerufen, und diese hatte die Herablassung unter den Händen des fremden Arztes allergnädigst gesund zu werden. Schade, dass es nicht so ist, vielleicht hätte die Prinzessin die Sammlung mit einem gewissen mystischen Geschirre, als Zeichen ihrer Huld, bereichert!

In Leiden ist die Wiege manch berühmten Mannes gestanden, und du, Johann Bockold (vulgo Johann von Leiden), bist keineswegs der geringste unter ihnen, sicher aber der berühmteste unter allen Schneidern, die jemals Scheere und Bügeleisen gehandhabt haben. Gläubigen Touristen zeigte man früher auf dem Stadthause die Schneiderstafel des nachmaligen Propheten und Königs über das neue Zion, und an einem Hause in Leiden befindet sich in der Wand ein Stein, in dem eine Scheere und die Jahreszahl 1661 eingegraben ist. Dieses Haus soll auf der Stelle des ehemaligen Wohnhauses des Schneiderkönigs erbaut sein.

Doch nun kein Wort mehr von Alterthümern und historischen Merkwürdigkeiten. Lassen wir die Todten ruhen und wenden uns der lebendigen Gegenwart wieder zu.

In und um Leiden trifft man eine Menschenklasse, die nur dort zu finden ist, nämlich „*de Leidsche Peurders*", jene melancholischen Aalfischer, die mit der baumwollenen Zipfelhaube schon auf die Welt zu kommen scheinen. Für den *Peurder* hat die Welt nur insofern Reiz, als sie Fischwasser mit fetten Aalen besitzt, und auf dieser Welt ist gerade Leiden der rechte Platz für ihn, denn die Stadt hat einen Ueberfluss an stillen Fischwassern. Um seinen armseligen Unterhalt zu erwerben, benützt er die Stille der Nacht. In einem kleinen Kahne *(schuitje)*, hie und da unter überhängenden Baumzweigen und Gesträuchen oder im Schilfe halb verborgen, liegt er unbeweglich im Wasser und gewährt im Mondlichte dem nächtlichen Wanderer ein romantisches Bild. In kleinen Zwischenräumen liegen die Aalfänger auseinander, fast noch stummer als die Beute, die sie erlauern. In den frühen Morgenstunden kann man sich zur Sommerszeit Leiden von keiner Seite her nähern, ohne dass man an den Ufern des Rhein, Mare oder Vliet eine Reihe schweigender Männer trifft, die mit starren Blicken das leiseste Zucken der Angel verfolgen.

Leiden ist von angenehmen schattigen Spaziergängen umgeben, und längs derselben reihen sich schöne Landhäuser, an die sich die Erinnerungen an den Philosophen Descartes, den hochberühmten Arzt Boerhaave und den Philologen Daniel Wijtenbach knüpfen. Im Umkreise von drei bis vier Stunden liegen viele schöne wohlhabende Dörfer. So das Dorf Oegstgeest, wo der irländische Apostel Wilibrord auf den Ruinen einer römischen Burg die erste christliche Kirche in Holland erbaut haben soll; das alte Dorf Rijnsburg, berühmt im Mittelalter wegen seiner Abtei von Benedictiner-Nonnen,

welche alle aus adelichen Häusern stammten. Die Aebtissinen nannten sich „von Gottes Gnaden“ und genossen selbst von gekrönten Häuptern besondere Auszeichnungen. Auch ist Rijnsburg kirchenhistorisch bekannt als Versammlungsort der nach ihm benannten Religionspartei der Rheinsburger Collegianten, die sich später wieder (nach dem Jahre 1787) mit ihren Muttervereinen, den Mennoniten und Remonstranten, vereinigten.

Die Landschaft ist eintönig: schnurgerade Kanäle, viehreiche Weiden, Dörfer mit stadtähnlichen Häuserreihen; allein sie ist ein Kanaan, wo Milch und Butter fliessen. Die Leidensche Butter ist wegen ihres Wohlgeschmacks weltbekannt.

Utrecht.

Panorama der Stadt. — Was eine holländische Bergstadt ist. — Alte Städte am alten Rhein. — Gleiches Schicksal. — Historische Erinnerungen. — Utrechts Blüthe und Glanz. — Tempelstadt und Capitol. — Die ersten holländischen Künstlergesellschaften. — Spaltung des Rhein in der Stadt. — Gewölbte Strassen. — Die Domkirche und ihre harten Schicksale. — Der Domthurm und der heil. Martin. — Das Innere der Domkirche; ihre Denk- und Grabmäler. — Religiöser Charakter Utrechts. — Die Jansenistenkirche und die Jansenistenstadt. — Die Universität und ihre Attribute. — Sammlung landwirthschaftlicher Geräthe. — Das Stadthaus. — Die Münze. — Papst Adrian VI. Geburtshaus. — *Paushuizen*. — Dienstbotenmarkt am *Jutjesdag*. — Die Friedensburg und ihre Zerstörung unter weiblicher Anführung. — Die *Maliëbaan*.

Utrecht stellt sich gut dar. Die alten Wälle, Mauern und Thürme haben sich friedfertig in herrliche Promenaden mit schat-

tigen Bäumen verwandelt, und ein Kanal im ehemaligen Stadtgraben umschlingt die ganze Stadt. Der Boden, auf dem Utrecht mit seinen hohen Thürmen, breiten Strassen und schönen Plätzen steht, ist wenigstens zwanzig Fuss höher als das Terrain von Süd- und Nordholland. Das ist in den Niederlanden eine enorme Differenz. Hier sieht man wirklich fliessendes klares Wasser, und kleine Hügel gibt es bei Utrecht. Denen, die unten in den sumpfigen Marschen und Poldern wohnen, erscheint Utrecht als eine Bergstadt. Wirklich — o Pracht! in der Nachbarschaft dieser holländischen Bergstadt rieseln trinkbare Quellen, ihr Anblick glättet die Runzeln der Seele, ihr Rieseln ist süsse Musik; denn man fühlt sich wieder am Busen der Mutter Natur. Die Luft ist reiner und leichter, und steht man gar erst auf dem hohen Domthurme, wo man über ganz Holland, einen Theil von Geldern und Nordbrabant, über mehr als zwanzig Städte wegblickt, so kann Einem die Phantasie wohl einen Augenblick weissmachen, man blicke von den Schultern eines der Alpenriesen in die schöne Natur hinaus.

Utrecht liegt an dem eigentlichen, alten, ursprünglichen Rhein — es ist das römische *Trajectum ad Rhenum.* An eben diesem alten Rheine liegt auch Leiden, das *Lugdunum Batavorum* und Wijk bij Duurstede, das *Batavodurum* der Römer.

Die ältesten Städte des Landes findet man also den alten Rhein entlang. Cultur und Leben gingen, wie anderswo, von dem alten ehrwürdigen Stromfaden selber aus. Wie dieser alte Stromfaden vertrocknet ist, so sind auch die Städte, die an ihm liegen, allmälig siech geworden, und ihre Blüthe musste welken. Wijk bij Duurstede, das im 8. Jahrhundert eine mächtige Handelsstadt war, ist zu einem unbedeutenden Neste eingeschrumpft, Leiden beweint seine Blüthe und Utrecht — auch es ist von seiner Höhe herabgestiegen und beugt sich vor den jüngeren Städten Amsterdam und Haag u. s. w. Seine welt-

berühmten Sammetfabriken hat es verloren und betrübt erblickt es im Rhein sein eigenes Schicksal.

Wenn uns in Rotterdam die Strömung der Handelsstadt mit in ihre Strudel riss, so drängen sich uns hier in Utrecht die historischen Erinnerungen überwältigend auf. Man wandelt auf klassischem Boden. Dort geht man in Strassen, an deren Stelle noch vor kaum einem Jahrzehnt die Maas wegfloss, hier aber schreitet man über Römergräbern, über der Asche der alten Friesen und Franken. Hier ward die erste christliche Kirche gestiftet, hier lehrten heilige Bischöfe den störrigen Friesen die Religion der Liebe, Milde und Entsagung, und später herrschten hier die mächtigen Erzbischöfe des Niederstifts Utrecht als selbständige Fürsten*). — Utrecht war im 11. und 12. Jahrhundert öfter das Hoflager der deutschen Kaiser, und der einzige Holländer, der je die dreifache Krone getragen, ist in Utrecht geboren worden. Bis zum 13. und 14. Jahrhundert war es entschieden die bedeutendste Stadt in ganz Holland, und selbst auch noch später. Wie hier, wo selbst der Boden sich stolz über das übrige Tiefland erhebt, der heilige Willibrord den Altar des Christenthums zuerst aufrichtete, so bauten auch gerade hier die Vertreter der sieben Provinzen der Freiheit den ersten Altar, als sie ihre berühmte Union abschlossen.

Schon frühzeitig war Utrecht seiner prachtvollen Kirchen und seiner vielen reichen Klöster wegen berühmt, und es war in religiöser Hinsicht gewissermassen die heilige Tempelstadt für die Bewohner der holländischen und friesischen Marschen, so lange die Niederlande katholisch waren. Später wurde es in politischer Hinsicht das Capitol der Republik; denn bis zum Ende des 16. Jahrhunderts versammelten sich die Generalstaaten

*) Erst Kaiser Carl V. erwarb im Jahre 1528 die weltlichen Rechte des Bisthums Utrecht von dem Bischof daselbst.

in Utrecht. Auch die Kunst hatte einst in Utrecht einen Mittelpunkt gewonnen, nachdem hier und in Leiden der erste Funken der Kunstbegeisterung erglommen war. Der kunstliebende Philipp von Burgund, Erzbischof von Utrecht, versammelte am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts viele Künstler um sich, und die ersten bedeutenden Maler-Ateliers und Künstlergesellschaften in Holland entstanden in Utrecht und Leiden.

In der Stadt bricht der Rhein in zwei schwache Arme auseinander, welche sie in ihrer Länge durchschneiden. Der eine, der alte Rhein, geht in die Nordsee, der andere, die Vecht, in die Zuiderzee. Beide Grachten sind ungemein tief, und da längs des Wassers die Häuser und Werkstätten in der Tiefe angelegt sind, so ragen sie zuweilen nur mit den Dächern und Schornsteinen über die steinerne Brustwehr empor, welche zum Schutze der Fussgänger und Wagen dient, was der Stadt ein absonderliches Aussehen verleiht. Die Strasse selbst läuft über grossen Gewölben hin, die zu Niederlagen und industriellen Zwecken dienen. Manche dieser untern Räume sind bewohnt, und die darüber rollenden Wagen müssen unten einen fortwährenden Donner erregen.

Unter den vielen thürmereichen Kirchen, wodurch sich Utrecht vor den übrigen gewöhnlich thurmarmen Städten besonders vortheilhaft auszeichnet (eine Eigenschaft, die es seinen ehemaligen geistlichen Fürsten verdankt), ist die Domkirche die bemerkenswertheste. Die anderen haben kein monumentales Interesse. Einst war sie eine der grössten, herrlichsten und am vollständigsten ausgebauten Kirchen im gothischen Style. Allein ein schrecklicher Orkan stürzte im Jahre 1674 am 1. August das Schiff der Kirche ein, und nur der Thurm, das Chor und Transept blieben stehen. Die Schuttmassen lagen bis 1827 auf dem Orte der Zerstörung. Das Schiff der Kirche wurde nicht wieder aufgerichtet, sondern man verband die

klaffende Wunde des Chors durch ein schwerfälliges Mauerwerk, und eine breite Strasse trennt jetzt das übriggebliebene Kirchenchor von seinem prächtigen Thurme, der einsam in die Lüfte starrt. Auch dieser hat gelitten. Früher krönte ihn eine schöne gothische Spitze. Ein Sturm hat sie ihm geknickt. Dann haben sie ihm eine niedere Kappe aufgesetzt, die ihm wie ein grosses Pflaster auf der alten Kopfwunde klebt. Der heil. Martin zu Pferde dient ihm als Windfahne, und so muss der barmherzige Heilige, der die eine Hälfte seines Kriegsmantels verschenkt hat, die übriggebliebene Hälfte, ob er will oder nicht, fortwährend nach dem Winde hängen. Bis zur Plateform des Thurmes muss man 453 Stufen steigen, aber die entzückende Aussicht entschädigt die Mühe reichlich. Das Glockenspiel besteht aus 42 Glocken.

Die Kirche selbst war auf dem Platze der vom heil. Willibrordus erbauten Kapelle aufgeführt und das übriggebliebene Chor hat ausser den von den Elementen erlittenen Verstümmelungen auch noch die Spuren von den Misshandlungen der Bilderstürmer aufzuweisen. Ueberhaupt ist seine schöne Architektur durch die hineingebauten unförmlichen Kirchenstühle sehr verunstaltet. In den grossen Grüften ruhen die Gebeine von achtundzwanzig katholischen Bischöfen und die Eingeweide der in Utrecht gestorbenen deutschen Kaiser, Conrad II. und Heinrich V. Das Marmordenkmal des Vice-Admirals Baron van Ghent, welcher in der Seeschlacht bei Solebai ruhmreich gefallen, ist schwülstig und das alte Denkmal des heil. Willibrord sehr verstümmelt. In einer Ecke gewahrt man ein schwarzes, übel zugerichtetes Monument ohne Inschrift. Auf dem oberen Steine liegt ein Bischof mit Stab und Mitra, die Hände über der Brust gefaltet. Es ist das namenlose Grabmal von Frederik Schenk van Toutenburg, des letzten Erzbischofs von Utrecht vor dem Abfalle der Niederlande vom Katholicismus.

Utrecht ist eine mit Auszeichnung religiöse Stadt, und die Trümmer alter Sekten, welche anderswo zu Grunde gegangen sind, erhalten sich hier noch. Sie ist durch die Universität der Herd des strengen Calvinismus; sie ist der Mittelpunkt des Katholicismus als Sitz des katholischen Erzbischofs und ist endlich der Mittelpunkt der Jansenisten*) oder der „Kirche von Utrecht", deren Oberhaupt daselbst seinen Sitz hat. Die Jansenisten bewohnen in gewisser Hinsicht eine eigene Stadt in

*) Die Bezeichnung „Jansenisten" ist abgeleitet von dem katholischen Bischofe von Ypern (in Belgien) Cornelius Jansen, welcher 1638 starb. In seinem (1640) von seinen Freunden in Löwen herausgegebenen Buche: „*Augustinus seu doctrina St. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine et medicina*", an dem er zweiundzwanzig Jahre gearbeitet, stellte er einen Lehrbegriff des heil. Augustinus auf, verwarf das Recht der Vernunft bei theologischen Untersuchungen und bezeichnete die Philosophie als die Mutter aller Ketzerei. Genug seine Lehre rief einen Kirchenstreit hervor, welchen näher zu verfolgen ebenso nutzlos als langweilig wäre, und schliesslich eine förmliche Kirchenspaltung, indem die Anhänger der dogmatischen Denkweise des Bischofs Jansen über die Gnade und Vorherbestimmung, welche in der niederländischen Republik einen Zufluchtsort gefunden hatten, im Jahre 1763 eine Provinzialsynode hielten, auf welcher sie sich als eine eigene Kirche unter dem Erzbischofe zu Utrecht und den Bischöfen zu Haarlem und Deventer erklärten. Die Jansenisten erkennen zwar den Papst als ihr Oberhaupt an, leugnen aber seine Unfehlbarkeit. Im Uebrigen aber weicht ihr Cultus nicht bedeutend vom katholischen ab, nur ist er einfacher. Ihre Kirchenzucht ist strenger als bei den Katholiken, ihre Sitten sind musterhaft. Das Domkapitel, welches den Erzbischof selbständig wählt, besteht noch aus neun Domherren, welche an verschiedenen Orten wohnen und sich zweimal des Jahres in Utrecht versammeln. Sobald ein neuer jansenistischer Erzbischof ins Amt tritt, wird es dem Papste angezeigt, der sich beeilt mit dem Bannstrahle zu antworten. Die jansenistische Kirche schwindet immer mehr, sie zählt nur mehr einige zwanzig Gemeinden mit vielleicht fünftausend Seelen.

der Stadt. Kleine, klösterlich eingerichtete, von Bäumen beschattete Häuser reihen sich aneinander. Ein gemeinsamer Eingang führt zu ihnen, der zu einer bestimmten Stunde geschlossen wird. Fröhlicher Lärm, überhaupt ein lustiges weltliches Treiben fehlt in dieser abgesonderten heiligen Stadt. Eine steinerne Ruhe herrscht in ihr, ein eiskalter ascetischer Geist weht in ihr. Im Schoose dieser stillen Wohnungen, welche durch innere Höfe mit einander in Verbindung stehen, erhebt sich die hübsche, nur etwas zu gekünstelte Kirche mit der einfachen Inschrift: *Deo.*

Die Universität, welche ganz unter dem Einflusse des orthodoxen Calvinismus vom alten Schnitte steht, wurde im Jahre 1636 gegründet und genoss ehedem eines hohen Rufes. Das Universitätsgebäude grenzt unmittelbar an den Dom, und der Saal, wo der Senat sich versammelt, prangt mit den Bildnissen der alten Professoren. Die Universität besitzt eine grosse Bibliothek von ungefähr 50,000 Bänden, worunter Bücher aus dem 15. Jahrhundert, die zur Zeit der Reformation aus den aufgehobenen Klöstern entnommen wurden, ein anatomisches und naturhistorisches Cabinet, sowie ein chemisches Laboratorium von Ruf. Auch ist auf einer alten Stadtmauer ein meteorologisches Observatorium *(Sterrewacht)* aufgeführt, das gut versehen ist. Wer sich für die Landwirthschaft interessirt, findet in Utrecht eine reiche Sammlung landwirthschaftlicher Geräthe; von dem Pfluge sind Modelle von seinen ersten Anfängen an vorhanden.

Das Stadthaus (1830 erbaut) enthält eine ansehnliche Bibliothek von 13,000 Bänden und Cahiers u. s. w., eine kleine für die Kunstgeschichte wichtige Gemäldesammlung aus aufgehobenen Utrechter Klöstern mit einigen guten Bildern, und endlich eine reiche Sammlung von Zeichnungen alter Gebäude von Utrecht, sowie eine hübsche Anzahl von Münzen. Weil wir gerade von Münzen reden, so bemerke ich, dass die Münze des

Reichs sich gleichfalls in Utrecht befindet. Sie arbeitet durch atmosphärischen Druck, und eine Dampfmaschine setzt die hiezu nothwendigen Luftpumpen in Bewegung. Dieses Verfahren wurde zuerst in Holland in Anwendung gebracht und dann auch in der Londoner Münze eingeführt.

Noch verdient das Geburtshaus des Papstes Adrian VI. (Adrian Floriszoon Boeyens, Kaiser Carls V. Lehrer) im *Barndsteeg* mit einigen auf sein Leben bezüglichen Gemälden Erwähnung. Ein anderes altes weitläufiges Regierungsgebäude, welches von diesem Papste noch vor seiner Besteigung des Stuhles Petri als Bischof von Tortosa erbaut worden war, führt den Namen *Paushuizen*.

Utrecht hat vier schöne Marktplätze. Der merkwürdigste ist die *Neude*, schon zu Zeiten der Römer als Vieh- und Getreidemarkt benützt, und wahrscheinlich bildete damals der Rhein hier einen Hafen, was die tiefe Lage des Platzes anzudeuten scheint. Am *Jutjesdag* oder Bauern-Samstag, dem dritten Samstag im October, versammeln sich an der Westseite der *Neude* eine Menge Bauernmädchen, jedes mit einer Weidenruthe in der Hand, um sich als Mägde zu verdingen. Hat die Dingung stattgefunden, so wird der Zweig geknickt und weggeworfen. Derselbe Dienstbotenmarkt findet auch am zweiten Samstag im October an der Südseite der *Neude* statt, wo sich die Bauernknechte zum Vermiethen aufstellen.

Ein anderer Marktplatz, worauf jeden Samstag Horn- und Schafvieh zum Verkaufe steht, ist „*het Vreeburg*", gleich beim Eingange der Stadt vom Bahnhofe, nach dem Schloss *Vredenburg* (Friedensburg) so genannt, das einst Kaiser Carl V. auf jenem Platze hatte erbauen lassen (1528). Es war so eine Art Zwing-Utrecht, und die Bürger hatten im Beginn der Befreiungskriege nach Austreibung der spanischen Besatzung im Jahre 1577 nichts Eiligeres zu thun, als diese Zwingburg dem

Erdboden gleich zu machen. Und wie in jenen denkwürdigen Tagen die Frauen überall die Männer anfeuerten und ihnen an kühnem Muthe nicht selten vorangingen, so geschah auch die Zerstörung der Friedensburg unter der Anführung der Catharina Bergers, der Ehefrau des Schöppen Jan Jacobsz. van Leemput. Das alte Stadtthor dortselbst ist abgebrochen und hat einer Barrière Platz gemacht, die dem muthigen Weibe zu Ehren die „*Catharijnenbarrière*" heisst.

Ausserhalb der Stadt, an ihrer östlichen Seite, befindet sich die berühmte *Maliëbaan*, eine Allee von acht Reihen hoher Linden und Eichen, ungefähr tausend Schritte lang. Ihre Schönheit war einst ihre Rettung. Denn als die französischen Heere Ludwig's XIV. die Niederlande verwüsteten, wurden diese prächtigen Bäume auf des Königs ausdrücklichen Befehl verschont. Der Name *Maliëbaan* (Kugelbahn) kommt von einem Spiele, welches dort gespielt wurde und darin besteht, dass man eine Kugel mit einem hölzernen Schlegel durch einen kleinen eisernen Bogen treibt. Jetzt ist die Spielbahn nicht mehr in Gebrauch.

Zeyst.

Die Landschaft um Utrecht. — Lage des Dorfes Zeyst. — Entstehung der Colonie Herrnhut und der Religionsgemeinde der Herrnhuter. — Ausbreitung, Lehre und Organisation derselben. — Die Colonie in Zeyst. — Lebensweise und Kleidung der Brüdergemeinde. — Der Friedhof. — Herrnhuter Missionen. — Ein Liebesmahl. — Religiöse Tyrannei.

Das schönste Bild holländischer Landschaft bietet die Umgegend von Utrecht dar: überall fruchtbare Auen, gartenähnlich angebaute Gründe, durchzogen von den Armen des Rhein

und künstlichen Kanälen, geschmückt von schönen, sorgfältig gepflegten Parken, belebt von zierlichen Landsitzen und Villa's, bewacht von den unvermeidlichen Windmühlen. Wenn wir von Utrecht einer breiten Strasse folgen, die mit solchen Parken und Landhäusern gesäumt ist, gelangen wir nach Zeyst. Fröhlich hat das hübsche Dorf seine Häuser in der Nähe eines prächtigen Gehölzes ausgestreut, das vom Gesange der vielen Amseln widerhallt. Allhier befindet sich eine Colonie Herrnhuter, und diese wollen wir besuchen.

Die sogenannten mährischen oder böhmischen Brüder stammen durch moralische Kindschaft von den alten Hussiten ab. Als Verfolgte irrten sie in Mähren und Böhmen umher, viele tausend Familien wanderten nach Deutschland, Polen und in die Niederlande aus.

Mehrere arme Teufel unter der Führung eines nomadisirenden Tischlers, Namens Christian David, kamen (1722) als Flüchtlinge zu dem deutschen Grafen Zinzendorf, einem jungen religiösen Schwärmer, der wegen seiner vornehmen Stellung und wegen seines Vermögens ganz zum Haupt einer Religions-Sekte geeignet war. Er nahm die Flüchtlinge gut auf und überliess ihnen in der sächsischen oberen Lausitz in der Nähe von Berthelsdorf ein Stück Land, auf dem sie sich anbauten. Ihre Colonie nannten sie Herrnhut (was so viel als unter der Hut, unter dem Schutze Gottes bedeutet). Das Dorf Herrnhut wurde einige Jahre später der Mittelpunkt einer neuen Religionsgemeinde, deren Mitglieder nun Herrnhuter genannt wurden. Zinzendorf gab ihnen eine strenge Regel, schickte Missionäre nach Grönland, Java, Indien und Amerika und durchzog selbst als Apostel diese Länder, organisirte zahlreiche Colonien in Europa und starb endlich (1761), nachdem er gesehen, dass seine „Kirche" wuchs und gedieh, wovon er eine Zeit lang alle Hoffnung aufgegeben hatte. Jetzt zählen die Herrnhuter ihre

Angehörigen und finden, dass sie in den verschiedenen Ländern der Erde zusammen beinahe 80,000 Brüder haben, zu denen man noch ungefähr 50,000 Seelen rechnen kann, die Gesellschaften angehören, welche mehr oder weniger innig mit den vereinigten Brüdern verbunden sind.

Die Herrnhuter gehören dem Augsburger Bekenntnisse an und wollen keine gesonderte Sekte bilden. Nur heben sie die Lehre von dem Mittleramte Jesu über alle anderen Dogmen und behaupten, die Religion könne mehr empfunden und genossen, als erkannt werden. Die Grundidee ihrer Lehre ist darum: „Christus nachfolgen, die Augen auf ihn geheftet, Leid und Freud, Armuth und Schmach in ihm vergessend.“ Die kirchliche Einheit besteht, ihnen zufolge, weniger in der Gleichheit der religiösen Ansichten, sondern in der Liebe, welche aus allen Jüngern Jesu ein Herz und eine Seele machen soll. So oft es sich darum handelt, einen Glaubenssatz zu entscheiden, eine Anordnung in der Zucht zu treffen oder eine erledigte Stelle zu besetzen, befragen sie das Schicksal mittelst eines verneinenden und eines bejahenden Verses, die aus der heiligen Schrift gezogen sind, und nach der Entscheidung des Zufalles bemessen sie ihre Entschlüsse. Auch glauben sie besonderer Offenbarungen fortwährend gewürdigt zu werden. Ihr Orden, wenn man so sagen darf, ist streng und in der Weise hierarchisch geordnet, dass die innere Verwaltung eine thatsächliche Oligarchie darstellt.

Die gemeinsamen Geldmittel entquellen den freiwilligen Beiträgen. Die einzigen Strafen, welche die Obern verhängen können, sind Verweis, zeitweiliger Bann und endlich gänzlicher Ausschluss aus der Gemeinschaft.

Die Niederlassung in Zeyst bei Utrecht wurde um das Jahr 1746 oder 1748 mit Zustimmung der Regierung gegründet. Es war damals dort ein Wald, der jetzt lieblichen Spaziergängen gewichen ist, die noch von alten Bäumen beschattet werden.

Ein breiter Weg trennt zwei ungemein grosse rasenbedeckte Höfe, um jeden erhebt sich an drei Seiten ein weitläufiges kasernenähnliches Gebäude. Auf der einen Seite befindet sich das „Bruderhaus“, welches in drei gesonderten Abtheilungen die Zimmer für die Ledigen, Verheiratheten und für die Schulen enthält; auf der anderen Seite das „Schwesterhaus“ für die Wittwen und Mädchen, für den Seelsorger und für die Vorsteher der Genossenschaft. Auch der Betsaal ist dort. Die Brüder arbeiten gemeinsam und erzeugen mancherlei Gewerbsartikel; denn sie sind keine Ackerbauer, wenigstens nicht in Holland. Ihre Gewerbserzeugnisse verkaufen sie zu festen Preisen am Platze, in den Magazinen der Niederlassung, wo auch noch andere Handelsgegenstände zu finden sind, welche nicht in den Werkstätten des Hauses angefertigt worden sind. Die Arbeitslöhne sind gleich, nur die verheiratheten Männer bekommen etwas mehr als die ledigen. Die Greise und Invaliden, welche nicht mehr arbeiten können, werden in der Niederlassung unterhalten und verpflegt. Die Genossenschaft in Zeyst, welche in einem gemeinsamen klösterlichen Verbande lebt, mag ungefähr 270—280 Köpfe stark sein. Die „Brüder“ und „Schwestern“ sehen einander beinahe nur bei ihren gemeinsamen Religionsübungen; übrigens können sie heirathen und dürfen selbst die Gemeinde und das Dorf verlassen. Denn nicht alle Herrnhuter, die es in Holland gibt, wohnen gerade in Zeyst. Mehrere treiben Gewerbe in Utrecht und einige besitzen daselbst Fabriken auf eigene Rechnung. Immerhin aber verbindet sie ein solidarisches Band mit der Mutter-Gemeinde.

Aber nicht blos die Brüder arbeiten, auch die Schwestern müssen nach Kräften zur Gewinnung des gemeinsamen Lebensunterhaltes beitragen. Im Schwesterhause sind Nähzimmer eingerichtet, wo sie sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigen, und die geschickteren unter ihnen leiten Schulen, worin Mädchen aus

allen Ländern als Pensionärinen aufgenommen werden. Die jährliche Pension beträgt 400 Gulden. Die meisten der fremden Zöglinge sind Deutsche und Engländerinen; und alle zeichnen sich durch die Einfachheit ihrer Kleidung und die natürliche Anmuth ihres Benehmens aus.

Die Kleidung der Brüder und Schwestern ist sehr einfach, und die Kopfbedeckung der letztern nicht gar gefällig. Obgleich sie sich aber immer auf ein Häubchen von Battist mit einem Streifen Kammertuche um die Stirn beschränkt, so wissen doch manche Schwestern selbst in diese einfache Kopfbedeckung so viel Geschmack zu bringen, dass sie ihnen noch zum Schmucke dient. Die Farbe der Bänder, mit denen die Häubchen unter dem Kinne festgebunden werden, bezeichnet den Stand der Schwester. Die kleinen Mädchen tragen hochroth, die heirathsfähigen rosaroth, die verheiratheten Frauen blau, die Wittwen weiss.

Die Trennung nach dem Geschlechte, nach dem Alter und nach dem Stand des Lebens erscheint auch auf dem Friedhof durchgeführt. Dort gibt es Abtheilungen für Männer, verheirathete Frauen, Jungfrauen und Kinder. Auf jedem einzelnen Grabe liegt ein einfacher Stein mit dem Namen des Verstorbenen.

Eine Religionsgenossenschaft, die ihren Mitgliedern nur Entsagung lehrt und von den Rosen des Lebens nur die Dornen pflückt, macht in den civilisirten Ländern selbstverständlich nur wenig Proselyten. Darum gehen die Missionäre der Herrnhuter in ferne Länder und tragen zu den Negern und Indern ihre freudenarme Lehre. Man sieht in Zeyst ein Bild, welches solche schwarze bekehrte Herrnhuter darstellt. Wann ein Missionär aus weiter Ferne heimgekehrt ist, dann feiert man ihm zu Ehren ein Liebesmahl. Alle Schwestern und Brüder in Zeyst und Utrecht versammeln sich am bestimmten Tage im Betsaale zu einem Liebesmahl. Der Prediger präsidirt der Versammlung. Er sitzt

in gewöhnlicher Kleidung auf einem armseligen alten Sessel von abgeschabtem Sammet, der in besseren jüngeren Tagen grün gewesen sein mochte. Die Gemeinde sitzt auf schlechten Holzbänken. Nun erhebt sich der Missionär und gibt Rechenschaft von seinen Arbeiten im Weinberge des Herrn, von seinen mässigen Früchten, die er erzielt hat. Dann fällt die kleine Orgel mit feierlichen Tönen ein und die Brüder und Schwestern vereinigen ihre Stimmen zu einem Lobgesang. Einige Tassen dünner Thee mit Backwerk beschliessen die Feier, die so ruhig ernst ist, dass es Einen fröstelt. Nein, hier bei den Herrnhutern schwingen die Freude und das warme Leben nicht ihre rauschenden Flügel, ein eiskalter, düsterer Geist brütet über den stummen Gebäuden. Wo ist bei ihnen Freiheit des Geistes, Freiheit des Körpers, Freiheit des Gewissens? Von allen Tyranneien ist aber die religiöse die unbeschränkteste. Die Ketten, welche sie dem Körper anlegt, sind Blumenguirlanden im Vergleiche zu den Bleigewichten, mit welchen sie den Flug des Geistes fesselt.

Haarlem.

Physiognomie der Stadt. — Abnahme der Fabrikthätigkeit. — Haarlem im Sommer. — Oede Stadttheile. — Die *groote Kerk* und ihre berühmte Orgel. — Orgelspiel. — L. Coster und seine Standbilder. — Das alte Rathhaus. — Weiber-Heldenthum. — Ein Menschenfreund und sein Denkmal. — *Hofjes*. — Teyler'sches Museum. — Das Haarlemer „Holz". — Der königliche Pavillon und seine Geschichte. — Die Gemäldegallerie darin. — Aeltere und neuere holländische Maler. — Haarlem die Vaterstadt vieler berühmter Meister. — Hartes Urtheil. — Der Riese von *Sparnwoude*. — *Bloemendaal*, das holländische Paradies.

Die Stadt ist nicht gross, aber nach dem Modell ihrer grösseren Schwestern gebaut: saubere Ziegelsteinhäuser, mit

Bäumen gesäumte Grachten und bauchige Fahrzeuge darauf. Obwohl viele Häuser sehr alt sind, scheinen sie doch wegen ihrer sorgfältigen Instandhaltung gestern erst gebaut zu sein. Nur die Giebel neigen sich etwas zu neugierig in die Strasse herein und Jahrzahlen, wie 1617, über den Hausthürschwellen deuten auf ein ehrwürdiges Alter. Haarlem ist aber nicht nur eine alte, sondern eine recht hübsche, liebe Stadt und hat in jungen Tagen lange Zeit als Residenz die Grafen von Holland beherbergt. Später musste sie im Befreiungskampfe die ganze Wuth der Spanier erfahren, und wie sich diese durch ihre Gräuel in Haarlem verewigt haben, so die Bürger durch ihre Thatkraft.

Aber das Haarlem von heute ist nicht mehr die blühende Stadt von ehemals. Einst war sie doppelt so stark bevölkert und ihre Manufacturen und Gewerbe waren durch eingewanderte protestantische Flüchtlinge aus Frankreich auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gehoben worden. Dies und der Blumenhandel machten die Stadt reich. Zwar schmückt sich Haarlem noch immer mit den schönsten Blumenfeldern, aber die vielen Seiden- und Leinenfabriken sind grösstentheils schon lange zu Grunde gegangen und die berühmten Linnenbleichen *) viel öder geworden.

Uebrigens halte man Haarlem nicht für eine arme, öde Stadt. Ihre angenehme Lage zwischen Haag, Leiden und Amsterdam und die Eisenbahn verschaffen ihr Leben und Verkehr. Vorab des Sonntags in der schönen Jahreszeit ergiesst sich halb Amsterdam nach Haarlem, in dessen Umgebung viele Amster-

*) Früher gingen alle feineren Leinwandsorten — schlesische und friesische — nach Haarlem zur Bleiche, weil das Wasser dort vorzüglich hiezu geeignet ist, und kamen alsdann unter dem Namen „holländische Leinwand" in den Handel. Die Erfindung der Schnellbleichen, wodurch die Qualität der Leinwand wahrlich nichts gewonnen hat,

damer Millionäre ihre lieblichen Sommersitze haben. Wieder Andere, die vom Couponsabschneiden leben, nehmen ihren bleibenden Aufenthalt in der Stadt. Wenn man sich aber in die hintern Stadttheile verirrt, so kann man Gras auf den entvölkerten Strassen finden und Häuser, die unter der Last der Jahre zu wanken und einzubrechen scheinen, und leere Plätze, wo sonst Häuser gestanden haben.

Unter den vielen Kirchen Haarlems nimmt die *groote Kerk* unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ist am Ende des 15. Jahrhunderts im grossen Style erbaut. Das Schiff ruht auf 28 Säulen und ist vom Chore durch ein kupfernes Gitter mit Figuren und Laubwerk getrennt. Alle Arten Figuren bis zu gekleideten Hunden, welche Ratten in ihren Kapuzen tragen, schneiden aus den Windungen des Laubwerkes ihre Grimassen auf den Beschauer. Leider entstellt ein hässlicher gelber Anstrich dieses Stück alter Schmiedekunst. Mehrere Gedenksteine erinnern an ausgezeichnete Wasserbau-Ingenieure und an den berühmtesten der neueren holländischen Dichter, an Bilderdijk. In der Mörtelwand steckt eine Kanonenkugel mit der Jahreszahl 1577, als Andenken an die Belagerung der Stadt durch die Spanier.

Das Merkwürdigste der Kirche ist aber die Orgel, die lange für die berühmteste der Welt galt. Sie hat 4 Claviaturen, 68 Register und 8000 zinnerne Pfeifen, von denen die grössten eine Länge von 32 Fuss und einen Durchmesser von 15 Zoll haben. Dieses Werk, welches ein Gebäude für sich darstellt, eine ganze Seite der Kirche ausfüllt (100 Fuss hoch, 50 Fuss breit), wird von Porphyrsäulen getragen. Unter ihr befindet sich eine Gruppe dreier allegorischer Frauengestalten in weissem

brachte die Haarlemer Bleichen in Rückgang, obwohl sie noch immer einträglich sind.

Marmor, welche die Gottesfurcht, die geistliche Dicht- und Tonkunst versinnbilden. Die Sculptur verräth den geschickten Meissel, aber sie ist ein wenig schlaff und schmeckt nach den Zierereien des 18. Jahrhunderts. Das Werk wurde von dem Haager Bildhauer Xavery ausgeführt und trägt die Jahreszahl 1731.

Der Baumeister der Orgel, welche im Jahre 1735 aufgestellt wurde, war Christian Müller von Amsterdam. Sie ahmt verschiedene Musikinstrumente, das Zwitschern mancherlei Vögel und selbst die Stimme des Menschen täuschend ähnlich nach. Das Thema des geschickten Organisten ist gewöhnlich die Natur, welche er nachzuahmen sucht. Nichts kann täuschender sein, als das fernher tönende Gewitter. Ein sanftes Säuseln gaukelt anfangs in den oberen Räumen der Kirche, allmälig wird es dumpfer, grollender, heftiger. Der Orkan rückt näher und näher. Ganze Fluthen von Tönen ziehen durch die Brust des Zuhörers. Bald stöhnt die Orgel in langen, langgezogenen Tönen, wie ein seufzendes Riesenherz, dann rollt es und rasselt es wieder wie schwere Wagen näher und näher heran, Schlag auf Schlag schmettert's, der Donner rollt, dass die Kirche dröhnt, die Mauern scheinen zu wanken. In stummer Erwartung sitzt man da, wie solcher Aufruhr in der Natur enden werde. Und wenn die letzten Schläge endlich verhallt sind, dann löst sich Alles in die herrlichsten Melodien auf, in einen begeisterten Jubelgesang. — Auf dieser Orgel hat einst der kaum zehnjährige Mozart gespielt*).

*) Die Gratification für den Organisten beträgt 12 Gulden, mögen nun eine oder mehrere Personen sein Spiel bestellen. Zwar wird zweimal die Woche — Dienstags und Donnerstags von 1 bis 2 Uhr — zum allgemeinen Genusse des Publikums unentgeltlich gespielt, aber begreiflicher Weise gibt sich der Organist alsdann weit weniger Mühe, die Kraft und den Umfang der Orgel erkennen zu lassen. Ebenso gehört es zu seiner Function, an den andern Tagen das Glockenspiel auf dem Thurme — und zwar zur selben Stunde — zu spielen.

Noch ein anderer Genuss steht uns bevor, wenn wir den hohen Thurm der Kirche ersteigen, von wo sich das lieblichste Panorama dem bewundernden Auge erschliesst.

Auf dem grossen Markte, wo die von kleinen Gebäuden umklebte Kirche sich erhebt, steht das 14 Fuss hohe eherne Standbild Lorenz Coster's, welchen die Holländer halsstarrig für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgeben, namentlich aber nehmen die Haarlemer die Ehre jener Erfindung für ihren Mitbürger in Anspruch und haben ihm noch eine zweite Bildsäule im Haarlemer Holz errichtet. Wir werden später die deshalb zwischen Deutschland und Holland erhobene Streitfrage zu prüfen Gelegenheit haben. Einstweilen sei hier nur bemerkt, dass diese Frage dadurch, dass Haarlem seinem Coster gleich zwei Bildsäulen auf einmal setzt, noch lange nicht als zu dessen Gunsten entschieden betrachtet werden darf. Vom künstlerischen Standpunkte aus haben beide plastische Werke keinen besonderen Werth, wie überhaupt Holland keinen grossen Bildhauer und Musiker aufzuweisen hat.

Mitten auf dem grossen Markte steht das Rathhaus. Sein Ansehen schon erzählt von alten Zeiten und es soll zuerst von Floris II., Graf von Holland, im Jahre 1091 bewohnt worden sein. Man sieht dort in einem Saal die alten bocksteifen Portraits der holländischen Grafen bis zur schönen reichen Maria von Burgund, so wie ein grosses Stück Leinwand: Kenau Simons Hasselaar auf den Wällen von Haarlem dsrstellend. Auch die *Stads-Doelen* (Bürgerschützenhaus) besitzen ein Portrait dieser Amazone mit einer hochtrabenden Inschrift in Versen. Ueberhaupt dünkt mich, dass man aus dieser „Heldin“ fast zu viel Wesens macht. Die Erfahrung wenigstens lehrt, dass weibliches Heldenthum nicht selten auf den Ruinen der weiblichen Würde sich grossgezogen hat.

In Haarlem hat sich ein Bürger ein unvergängliches Denk-

mal gesetzt. Es ist nicht von Marmor und nicht von Erz, und der Mann, den es verherrlicht, war weder ein grosser Krieger, der seinen Namen mit Blut in die Blätter der Geschichte schrieb, noch ein grosser Gelehrter, oder Künstler oder Staatsmann. Es war ein schlichter Kaufmann mit drei Millionen Gulden Vermögen, die er, mit Ausnahme geringer Legate, zum Wohle der Menschheit gestiftet hat. Dieser Mann, der mehr für die Menschheit gethan hat, als alle jene gefeierten Menschenschlächter, die man Helden heisst, zusammengenommen, hiess Pieter Teyler van der Hulst.

Die Teyler'sche Stiftung verfolgt einen doppelten Zweck: den Einen gibt sie Brod, den Andern Bildung. Darum ist das grosse Vermögen zur Hälfte den Armen, zur Hälfte der Pflege der Wissenschaften und Künste gewidmet.

Wir treten in ein grosses Gebäude mit schönem Portale, von dem aus man in einen reinlichen Hof kommt. Ein Brunnen plätschert dort, und die Blumen in dem kleinen Gärtchen scheinen wohlgefällig dem ewigen Schwätzer zuzuhören. Um diesen Hof reihen sich einige Dutzend niedlicher einstöckiger Wohnungen, worin weibliche Personen den Rest ihrer Tage verleben. Diese Armen-Colonie gehört zur Teyler'schen Stiftung. Die Directoren wohnen in dem grösseren Gebäude; denn obgleich die Pfründnerinen persönliche Freiheit geniessen, so sind sie doch einer Hausordnung unterworfen.

Solcher Armencolonieen, *Hofjes* genannt, wohlthätiger Stiftungen und Armenhäuser zählt Haarlem ungemein viele, so dass ein Autor*) mit Recht behauptet hat, der zehnte Mensch finde in Haarlem Versorgung durch öffentliche und Privat-Anstalten.

Das Teyler'sche Museum ist in einem Hause untergebracht, das sich im Aeussern nicht von einem Bürgershause

*) Dethmar, Holland und seine Bewohner. Essen und Rotterdam. 1839.

unterscheidet. Niemand möchte ihm ansehen, was es für Schätze*) im Innern birgt, die alle den Naturwissenschaften gewidmet sind, mit Ausnahme einer kleinen Gemäldegallerie neuerer Meister und einer Sammlung von Handzeichnungen älterer Meister, die für grosse Summen erworben wurden. Einzelne Handzeichnungen sind für tausend und zweitausend Gulden angekauft worden. Zur Förderung der Wissenschaften werden ausserdem jährlich Preisaufgaben ausgeschrieben und deren Lösung mit einer goldenen Medaille im Werthe von 400 Gulden belohnt.

An der südlichen Seite der Stadt liegt ein recht lieblicher Wald oder vielmehr Park — *Haarlemmerhout* — mit herrlichen alten Buchen, die sich über den Spaziergängen zu einem Blätterzelte wölben. Ganze Heerden Hirsche weiden in dem grossen Wildgehege. Dort gibt es auch Kaffee- und Gesellschaftshäuser, und am Sonntag wimmelt's von Amsterdamern. In dem „Holz" ist ferner der königliche *Paviljoen*, den der König bewohnt, wenn er nach Haarlem kommt. Es ist übrigens kein luftiger Pavillon, sondern ein massiver, im italienischen Style erbauter Palast. König Ludwig hat ihn seiner Zeit von dem Banquier Hope um 300,000 Gulden gekauft. Es ist charakteristisch für Holland, dass die Könige ihre Paläste unter den Häusern ihrer Bürger auswählen mussten. Freilich ist dort das Bürgerthum viel älter als das Königthum!

Es ist nicht uninteressant, was über die Entstehung des Prunkgebäudes gesagt wird. Ob Alles sich so verhält, lasse ich dahin gestellt sein. Der Amsterdamer Banquier soll sehr frühzeitig die Nachricht erhalten haben, dass die Theeärnte in China

*) Unter andern vortrefflichen optischen, chemischen, physikalischen, hydraulischen Instrumenten und Apparaten befindet sich dort die grösste Elektrisirmaschine mit vier Batterien, jede von fünfundzwanzig Flaschen.

missrathen sei. Da habe er alsogleich allen Thee aufkaufen lassen, dessen er nur habhaft werden konnte. Ein Milliönchen und darüber hätte die Speculation eingetragen, worauf er sich sein „*Welgelegen*“ baute, das später zum Königsschloss avancirte. Indessen ist es ein Palast wie andere auch. Er enthält eine Gemäldegallerie von 250 Bildern jetztlebender oder wenigstens neuerer niederländischer Maler. Aufrichtig gesagt, wenn man die niederländische Kunst von heute, wie sie im *Paviljoen* repräsentirt wird, mit den Gemäldesammlungen aus der alten Schule zu Haag und Amsterdam vergleicht, so ist das Resultat der modernen niederländischen Kunst nicht günstig, besonders wenn man erwägt, dass Haarlem allein die Vaterstadt einer ganzen Reihe der berühmtesten alten Meister ist, wie z. B. des Nicolaas Berghem, Philip Wouwerman, Jakob Ruisdaal, Adrian Brouwer, Jan Weening, Bartholomäus van der Helst, Salomon de Bray, Gerard van Berkheiden u. s. w. Ein französischer Kunstkritiker*) sagt geradezu: *Dans nôtre musée de Luxembourg, il y a peu de choses, trois ou quatre paysages au plus; ici, il n'y a rien.* Dieses Urtheil ist zu hart; denn auch unter den neuern holländischen Künstlern sind Maler, die sich, wie wir später hören werden, einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der modernen Kunst zu erringen wussten.

Ganz nahe bei Haarlem liegt das Dorf *Sparnwoude*, bekannt durch seinen Riesen Klaas van Kijten. Auf der Aussenwand der stumpfthürmigen Kirche ist die Armweite von seiner rechten Hand bis zur linken angezeigt. Auch sein Rosenkranz wird noch von einer Bauernfamilie aufbewahrt. Von diesem Riesen, welcher im 14. Jahrhundert mit einigen andern Edelleuten an den englischen Hof gesandt wurde, gibt der

*) *Du Camp, En Hollande. Paris* 1859.

Dichter Joost van den Vondel folgende Beschreibung, die ich in Prosa übersetze, um dem Originale möglichst treu zu bleiben.

„Er ragte mit Hals und Kopf wie ein steiler, spitzer Thurm über das Volk und über alle Köpfe weg und schien ein Elephant, der mit seinem Rüssel herumschnuppert. Sein Spiess war ein Mast in seinen groben Fingern. Man sah ihn Mann auf Mann, an einem Bein gefasst, wie Kaninchen wohl dreimal um seinen Kopf schwingen und dann ihren Kopf auf dem Estrich oder auf Stein zerschmettern. Er konnte mit seinem Sprungstock einen Burgwall überspringen und probte auf Riegeln die Güte der Stahlklingen, hieb grimmig mit einem Schlag durch Eisen und Stahl und erprobte seinen Schädel an Thoren von Metall."

Die Umgegend von Haarlem scheint das holländische Paradies, besonders reizend ist ein Ausflug nach dem eine Stunde Gehens entfernten *Bloemendaal*, ein Dorf von lauter Landhäusern, oder ein prächtiger Park mit vielen Sommersitzen. Es ist, wie schon der Name sagt, ein Thal, ein Dünenthal! Der Weg dahin ist mit Klinkers gepflastert. Jeden Augenblick ändert sich das Landschaftsbild, reiche Fluren in einer von Natur nicht sehr gesegneten Gegend, Landhaus an Landhaus; man merkt nicht, dass man schon in den Dünen ist. Die Luft ist so milde, dass selbst kleine Weinberge an der Rückseite der Dünen angelegt sind. Unter den Landgütern, welche sich bis in die Dünen ziehen, gewährt die Villa *Duin-en-Daal* wegen ihrer hohen Lage eine entzückende Aussicht. Grüne Weiden, grünes Gehölze, grüne Lauben und Wasser wechseln mit einander ab, bis man oben auf der Spitze der Dünen eine Kuppel erreicht, von wo aus man auf das hellfunkelnde ungeheure Wasserbecken des Jj, auf das Amsterdamer Meer von Häusern, auf seinen Wald von Masten, auf Zaandam's zahlloses Heer von Windmühlen,

auf die von grünen Waldflecken gesprenkelte, trefflich angebaute Ebene Nordhollands fröhlich hinausschaut. Wendet man den Blick vom Lande dem Meere zu, so starren Einem die kahlen Wellenhügel der Dünen stundenbreit entgegen, und am Fuss der Dünenberge liegt das „Haus von Brederode", einst der Sitz eines berühmten altholländischen Grafengeschlechtes, als rothe Backstein-Ruine im frischen Wiesengrün. Das gibt ein bedeutsames Bild vom Wechsel des Lebens.

Amsterdam.

Erstes Capitel.

Von Haarlem nach Amsterdam. — Schleusenwerk zu *Halfweg*. — Wie sich Amsterdam von der Landseite zeigt. — Historischer Ueberblick: Entstehen, Wachsen, Blüthe, Verfall und zweites Gedeihen der Stadt. — Topische Verhältnisse. — Amsterdam auf Pfählen. — Gesammteindruck des Stadtbildes. — Eigenthümliches Aussehen des Amsterdamer Hauses. — Das Treiben im Hafen. — *Oosterdok* und *Westerdok* mit den gewaltigen Ringdeichen. — Verschlammung der Canäle und Beleidigungen der Nase. — Sperrung des Jj-Hafens. — Häringspackerei. — *Schreyerhoekstoren*. — Seemannshoffnung. — Matrosenhaus. — Das Arsenal und Reichs-Werft. — *'s Rijks Entrepot Dok*. — Auf dem Boden einer seefahrenden Nation. — *Plantaadje*. — Botanischer und zoologischer Garten.

Wenn man sich Amsterdam von Haarlem her nähert, so führt die Strasse oder der Canal oder die Eisenbahn, welche neben einander laufen, an einer weiten, ganz von Canälen eingeschlossenen Ebene vorbei. Nagelneue, zahlreiche Häuschen erheben sich dort von Tag zu Tag mehr. Es ist das ungeheure Bassin des ausgeschöpften Haarlemer Meeres. Mit

Bewunderung blickt man auf das grösste Werk holländischen Unternehmungsgeistes. Weiter geht's. Zu *Halfweg* („Halbwegs" zwischen Haarlem und Amsterdam) sieht man das grosse mächtige Schleusenwerk, welches ehedem die Wasser des Haarlemer Meeres vom Jj absonderte. Obwohl ersteres ausgetrocknet und also ein Theil der Gefahr beseitigt ist, so erheischt dieser Punkt dennoch die grösste Ueberwachung, weil das Jj wenigstens fünf Meilen in der Runde, besonders aber den Polder des Haarlemer Meeres mit all seinen Häusern überschwemmen würde, wenn es ihm gelänge, bei *Halfweg* durchzubrechen.

Der Anblick Amsterdams von der Landseite ist nicht sowohl grossartig als seltsam. Auf allen alten Schanzen der Stadt — und es sind deren an 26 — stehen ungeschlachte Wächter, die fortwährend mit den langen Armen gar eifrig winken. Ich meine die grossen Windmühlen, welche die Stadt mit Mehl versorgen. Durch eine Menge Gartenhäuschen müssen wir durch, setzen endlich über den 80 Fuss breiten Stadtgraben und sind in Amsterdam, der Hauptstadt des Reiches, der zweiten Handelsstadt der Welt, über die sich ein grosser Nebel- und Rauchmantel ausbreitet.

Wenn man das Gegenwärtige richtig erfassen will, ist es immer gut, sogar nothwendig, das Vorausgegangene zu wissen. Darum wollen wir einige Jahrhunderte zurückgehen, um zu sehen, wie denn das alles so gekommen und geworden ist, was man jetzt Amsterdam nennt.

Amsterdam, obwohl heute die grösste und volkreichste Stadt Niederlands, ist dennoch die jüngste; denn im 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts, als die meisten der übrigen holländischen Städte blühten, standen in einer sumpfigen Gegend leichte, strohgedeckte Fischerhütten, da wo die kleine Amstel den Ausweg in den Meeresarm der Zuiderzee sucht, welcher das Jj (sprich Ei) heisst. Schon der Name sagt, dass der Embryo

der heutigen grossen Stadt ursprünglich nur das schmale Gebiet einer Eindämmung am Amstelflüsschen einnahm. Damals gehörte das Fischerdorf den Herren van Amstel, und hundert Jahre später, als die vielen kleinen Herren von den grössern verspeist wurden, kam es in den Besitz der Grafen von Holland, welche eine Ahnung von der günstigen Lage des Platzes für Handel und Schifffahrt haben mochten und darum den inzwischen schon zum Flecken herangewachsenen Platz mit Privilegien ausstatteten und zur Stadt erhoben. Die neue Stadt hatte an ihrer sumpfigen Lage, wie einst Venedig, eine Schutzwehr. Allmälig legte sie sich halbkreisförmig um das Jj, umzog sich mit Mauern, und wurde durch einen Gürtelcanal (*Cingel*) gegen die Landseite hin abgeschlossen. Auch konnte die Stadt und Umgegend unter Wasser gesetzt werden, und darum erfreute sie sich mitten in jenen rohen, gewaltthätigen Zeiten einer Ruhe und Sicherheit, welche den älteren, aber unbeschützteren Städten gänzlich abging. Dadurch nahm Amsterdam in kurzer Zeit einen Aufschwung, der ohne Gleichen ist. Im Anfang des 16. Jahrhunderts steht die Stadt, obwohl sie im Jahre 1421 unter Johann von Bayern zum Drittel abgebrannt war, schon als Nebenbuhlerin des reichen mächtigen Antwerpen da. Der Fall Antwerpens, damals die erste Handelsstadt der Welt (1585 durch den Prinzen Alessandro von Parma), hob Amsterdam zur höchsten Blüthe. Von dort kamen die reichen Handelsherren, welche ihres Glaubens oder ihrer Freiheitsliebe willen ihre von den Spaniern eroberte Vaterstadt verliessen, in grosser Anzahl nach Amsterdam, ihre Geschäfte und ihre Schätze dahin übersiedelnd*). Nun wuchs die Stadt beispiellos. Inner-

*) Das Verhalten Amsterdams im grossen Befreiungskriege ist charakteristisch. Die mächtige Stadt blieb der spanischen Sache getreu, oder wenigstens erklärte sie sich nicht dagegen, was in der Zeit einer allgemeinen Schilderhebung dasselbe heisst. Die Kaufleute

halb dreissig Jahren (1585—1612) musste sie sich dreimal erweitern und verdoppelte dadurch ihren früheren Umfang. Auch das genügte nicht. Noch ein viertes Mal ward der Stadt ihr Gewand zu enge und zum vierten Male verdoppelte sie ihren Raum zur gegenwärtigen Grösse. Die einstigen Wälle der Stadt zur Zeit vor dem Freiheitskampfe und der sie damals um-

mochten ausgerechnet haben, dass im Kriege nichts zu gewinnen sei, und ihre Vaterlandsliebe erstreckte sich eben nur so weit, als dies ohne Gefahr für den Handel oder den Geldbeutel überhaupt möglich war. Andere Städte liessen sich für die Sache der Freiheit in rauchende, blutige Ruinen verwandeln, die Handelsstadt Amsterdam fuhr fort zu handeln. Erst als die Macht der Spanier in der ganzen Provinz Holland (Nord- und Südholland) gebrochen war, erklärte sie sich für den Prinzen von Oranien, denn sie mochte nun wieder ausgerechnet haben, dass dies vortheilhafter sei. Einen traurigen Beleg des engherzigen Krämergeistes gibt folgende Thatsache. Als es sich darum handelte, den Spaniern Antwerpen wieder zu entreissen, welcher Versuch jedoch misslang, erfuhr der Prinz von Oranien, dass die Spanier 300,000 Pfund Pulver in Amsterdam gekauft hatten, um es zur Vertheidigung nach Antwerpen zu verschiffen. Auf Oraniens Andringen stellte der wohlweise Rath Untersuchung an, deren Ergebniss war, dass wirklich ein gewisser Byland vier Schiffe mit Pulver und Musketen und Piken dorthin verladen hatte. Als dieser über seinen Hochverrath zur Rede gestellt wurde, appellirte er ganz kühl und unverschämt an sein gutes Recht als Amsterdamer Bürger, das ihm gestatte, überallhin zu handeln. Zugleich fügte er sehr offenherzig hinzu, er würde des Gewinnes wegen durch die Hölle schiffen, sollte er auch mit verbrannten Segeln ankommen. Endlich wies er den Rath der Stadt auch noch darauf hin, dass nicht er allein alles patriotischen Gefühles baar mit Antwerpen handle, sondern dass noch hunderte sehr ehrbarer Amsterdamer in gleicher Lage wären. Er wurde freigesprochen. Entrüstet soll Oranien ausgerufen haben: „Welche Geduld muss man doch mit diesen Tölpeln von Kaufleuten haben! Mein grösster Feind ist die Stadt Amsterdam. Ist aber Antwerpen wieder in meinem Besitz, so will ich sie erniedrigen, dass sie nie wieder sich erheben soll."

schliessende alte Gürtelcanal *(Cingel)* liegen jetzt mitten in der Stadt, wo die Ueberbleibsel alter Thürme und Thore noch stehen. Man kann die viermalige stufenweise Stadterweiterung noch heute recht klar an den im Halbkreise jedesmal um die Stadt gezogenen breiten *Grachten* verfolgen, die sämmtlich mit einander parallel laufen und mit Bäumen besetzt sind. Auf die innere *Cingel-Gracht* folgt die *Heeren-Gracht;* neben dieser läuft die 140 Fuss breite *Keizers-Gracht* (gewiss eine ansehnliche Breite), und parallel mit dieser die *Prinsen-Gracht.* Die Stadtmauern umschliesst abermals ein breiter Graben, die äussere *Cingel-Gracht.*

Ihre grösste Blüthe erreichte die Stadt im Beginn des 17. Jahrhunderts, wo sie durch die Gründung der ostindischen Compagnie die erste Handelsstadt der Welt ward. Damals wurde auch die Bank von Amsterdam errichtet, über welche so lange Zeit der Umlauf aller europäischen Münzen stattfand.

In seiner Glanzperiode zählte Amsterdam 250,000 Einwohner, aber der Aufschwung Englands, die bürgerlichen Unruhen im Innern, hervorgerufen durch die Partei der Patrioten und Oranienmänner, die französische Revolution und das Kaiserreich mit den Kriegen gegen England, welches den ganzen niederländischen Handel zeitweilig vernichtet hatte, schleuderten die Stadt von ihrer Höhe, und sie kam in tiefen Verfall. Die reiche Meereskönigin sank zum Range einer französischen Provinzhauptstadt herab und sah ihre Einwohner bis auf 180,000 schwinden, worunter das weibliche Geschlecht die überwiegende Zahl ausmachte. Die Stadt, nur auf Handel angewiesen, bot ein Bild des Jammers, als jene Erwerbsquelle versiecht war. Armuth und Dürftigkeit griffen um sich wie eine tödtliche Seuche. Erst Moskau's Feuersäulen warfen einen Hoffnungsschimmer auf die schwergebeugte Stadt, sie lauschte mit den Völkern Europa's ahnungsfreudig dem Kanonendonner von Leip-

zig. Von da ab hob sich die Stadt allmälig. Wie ein versenktes Schiff stieg sie aus dem Meere der Erniedrigung, ward wieder flott und begann zum zweiten Mal zu steigen. Doch wird sie wohl nie mehr die einstige Blüthe erreichen. Die Weltlage ist seitdem eine andere geworden. Allein, wenn Amsterdam auch nicht mehr die Herrin der Meere ist, so zählt sie doch zu jenen Städten, deren Schiffe auf dem Ozean am besten gekannt sind. Und nun — nach diesem geschichtlichen Rückblick — wollen wir Amsterdam von heute besehen.

Wenn man den Plan von Amsterdam betrachtet, so offenbart sich der Geist der Stadt. Aus dem Schoose der Wasser steigt sie in Gestalt eines Halbmonds auf, dessen Oeffnung dem Meerbusen des Jj zugekehrt ist. Eine Stunde lang zieht sie sich an diesem Meerbusen hin. Ja die beiden Hörner greifen, wie zwei Arme, in die See selbst hinaus, als wollten sie dieselbe umarmen und noch fester an den Busen der Stadt heranziehen. Und das Meer selbst, die breite Heerstrasse der Welt, dringt in einer Menge von grössern und kleinern Canälen, als ebenso viele Lebensadern des Verkehrs, in die Stadt, dieselbe in 90 Inseln zerschneidend. Zu Wasser wird Amsterdam durch die Amstel mit den südlichen und östlichen Provinzen verbunden, durch das *Jj* und die *Zuiderzee* mit den Provinzen Friesland, Groningen, Over-Jjssel und einem Theile von Geldern, durch den Nordholländischen Canal mit der Nordsee; zu Lande verkehrt Amsterdam durch die Eisenbahnen mit allen bedeutenderen Städten des europäischen Continents. Die Verbindung im Innern der Stadt vermitteln 300 Brücken*), die man hier „Schleusen" nennt, obgleich zwischen Brücken und Schleusen ein nennenswerther Unterschied ist. Mehr als 400 Strassen durchziehen die Stadt,

*) Die Amstelbrücke ist über 600 bayr. Fuss lang, 41 F. breit und ruht auf 35 Bogen, wovon die zwei mittleren im Jahre 1822 weggebrochen sind.

welche 23,000 Häuser, 243,755 Einwohner, 41 Kirchen, 4 Synagogen, 6 Zeughäuser und 3 Theater zählt und fast zwei deutsche Meilen im Umfang hat.

Die ganze Stadt mit allen ihren Häusern, Canälen, Schleusen und Dämmen ruht auf Pfählen. Ganze Wälder Deutschlands sind dort in die sumpfigen Torflager eingerammt. Kein dauerhafter Bau ist bei der Beschaffenheit des Bodens, dessen obere Decke buchstäblich aus Schlamm und losem Sand besteht, ohne den hölzernen Rost möglich, weshalb das Fundament eines Hauses gewöhnlich mehr kostet, als der übrige Theil über der Erde. Auf den Pfählen aber ruhen die schweren Steinmassen fest und unbeweglich*) und gewähren bei dem mit Cement vermengten Mörtel und wohlausgefugten Mauerwerke gesunde, trockene Wohnungen bis tief in die Keller hinein.

Ich weiss nicht, wo ich zuerst anfangen soll, um ein Bild von Amsterdam mit seinem Leben und Treiben dem Leser zu malen. Der Eindruck, den die alte Meeresherrscherin auf den Fremden macht, ist ein so tiefer, dass die Farben alle matt erscheinen, besonders wenn man mit Buchstaben und Dinte malen soll . . .

Breite, mit hohen Bäumen bepflanzte, mit Schiffen besäte Grachten, welche lange Strassen in der Mitte und in der Länge durchschneiden und spalten; eine Menge hochgeschwungener Brücken mit künstlichen, weiss angestrichenen Geländern über den brauntrüben Wasseradern und mit kleinen viereckigen Kästen für die Bedürfnisse des Augenblicks; unzählige erkerweis hervorspringende Gewölbe, endlose Reihen Buden und Stände, Hökerfässer und Krämertische; das Geschrei unzähliger Ausrufer, unter denen die Milch- und Gemüseweiber eine grässliche

*) Indessen stürzte im Jahre 1822 das grosse Kornmagazin zusammen. Es war mit 70,000 Ctr. Korn belastet; die Pfähle wichen unter dem ungeheuren Drucke.

Virtuosität besitzen, während mit mehr Würde aber mit männlicher Kraft die Trödler ihren Schlachtruf: alte Kleider, alte Kleider! erschallen lassen; Tausende von Lastträgern, mit Gütern beladene Schleifen, ewiges Tändeln des Glockenspiels, Musikanten mit Harfen und Tamburins, Marionettenspieler, Pfannkuchen- und Maronenweiber, — das Alles eingeschlossen von langen dunkelrothen, weissgestreiften Häuserreihen mit phantastisch aufgeputzten Giebeln, von denen sich manche wie in Nachdenken versunken auf die Seite neigen; das Alles bewegt sich auf einem reinlichen, aus lauter kleinen Steinen bestehenden Pflaster mit Trottoirs von Quadersteinen. Aus den Häuser- und Baumreihen ragen wunderliche, weithin sichtbare Thürme von der grossartigsten Kleinigkeit, mit Säulchen, Bögelchen, Spitzchen, Kuppelchen übereinander und ganz oben noch durchsichtige Kuppelchen und drüber die Spitzen, Alles reich vergoldet, dass das Sonnenlicht einen funkelnden Regen über das surrende Häusermeer ausgiesst. Eine herrliche Aussicht hat man von den Brücken der Canäle. Wahrhaft feenhaft aber ist das Bild, wenn man des Nachts bei Gasbeleuchtung die *Kalverstraat* überblickt, die mit ihren luxuriös erleuchteten Waarenauslagen und den prächtigen Spiegelfenstern im Licht ganz zu schwimmen scheint. Amsterdam lässt sich nur mit sich selbst vergleichen, eigenthümlich ist es wie der Holländer selbst.

Die Häuser sind insgesammt schmal, aber ziemlich hoch; man musste den kostspieligen Boden sparen und den Raum in der Höhe, über der Erde zu gewinnen suchen. Auch schauen die Häuser, in langen Reihen, mit ihren hohen Giebeln in die Strassen herein. Diese Bauart verdankt der frühern Einfachheit ihren Ursprung, wo man in denselben Häusern wohnte, in welchen man die Waaren aufspeicherte und die Ballen zu den Giebeln hinaufgewunden wurden. Jetzt aber haben die grossen Kaufleute eigene Packhäuser, viele besitzen selbst eigene

Comptoirs ausser dem Hause. Das ganze untere Geschoss nehmen die grossen spiegelblanken Fallfenster in grossen violetten Scheiben der Waarenauslagen ein, darüber Fenster über Fenster mit reichen Draperien, weil man in der Enge blos vorne zum Lichte kam und also möglichst viel davon zu erhalten suchte. Wer Paläste in Amsterdam erwartet, findet nur kleine hohe Häuser. Ein Gebäude, welches an jeder Seite der Hausthür zwei Fenster zeigt, gehört schon unter die grössten. Jeder hat sich sein Haus nach seinem Geschmacke herausgeputzt, und die Phantasie und der Geschmack des Holländers ist bekanntlich ein bischen grotesk. Die allgemeine Farbe der Häuser ist der dunkelrothe, fast in's Schwarze ziehende Ton der Ziegelsteine mit weissen Einfassungen, alle Simse weiss angestrichen. Das sticht gehörig ab. Die Fensterläden haben ein schreiendes Grün, alles sonstige Holzwerk weiss oder wenigstens lichtgelb. Die kleinen schön geschnitzten Thüren mit den grossen messingenen Klopfern bunt angestrichen. Davor breite Stufen aus Marmor oder Sandstein mit grünen Geländern. Aber der Giebel ist das Phantasiestück des Hausinhabers: Schnörkel auf Schnörkel, Fratzen und Blumenfestons, Schnecken, Wülste und Würste — Alles nett im Einzelnen, barock im Ganzen. Hoch zu oberst ragt der Kamin, in den seltsamsten Gestalten, bald kerzengerade, bald sich gabelartig ausbreitend. Manche Häuser haben ganze Gruppen von Kaminen. Wenn auch einzelne Gebäude einen ausländischen, italienischen Styl haben annehmen wollen, sie konnten es nicht zu Wege bringen, das Holländische drückte immer wieder seinen Stempel darauf. Uebrigens giebt so eine Strasse mit solchen Häuserreihen doch ein malerisches Bild, reich an Formen und Gestalten. Diese beschnörkelten Häusergiebel schauen so lustig auf das Menschengetümmel hernieder! Wie mager und langweilig blicken die modernen Strassen in vielen deutschen Städten darein! In den

malerischen Zügen Amsterdams zeigt sich jedoch überall der Contrast zwischen einst und jetzt. Amsterdam trägt offenbar das Gepräge der Vergangenheit. Mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet man jene Vorrathshäuser, welche in ihren düstern Gewölben die Erzeugnisse und Schätze zweier Welten bergen. Die Börse, als die Residenz für das weite Reich des Handels, liegt so, dass sich das Getöse der Geschäfte mit dem Lärm des Hafens und dem Brausen des Meeres vermischen kann. . . .

Der Hafen! Welch dicker, undurchdringlicher Wald von Masten, deren bunte Wimpeln und Flaggen im Sonnenglanze spielen. Das Herz schwillt beim Anblicke so vieler Segel, kleiner und grosser, weisser und rother. — In der Ferne die Zuiderzee. Am Strande das geschäftige Treiben der Matrosen, die ihr langgezogenes Hoiho in das Summen und Brausen und Knarren hineinrufen! Die Menschenwogen umrauschen dich, du vernimmst hörbar den Pulsschlag einer eigenen Welt, das Wehen des Handelsgeistes.

Das Gewühl im Hafen ergiesst seine Menschenströme von Strasse zu Strasse und bewegt die ganze Stadt. Ein Volk von Mäklern und Packknechten mit athletischen Schultern kreist zwischen den Börsenmännern und Kaufleuten, deren fahle Gesichter auf eine sitzende Lebensweise und heimliche Unruhen hindeuten. Am Gang schon sieht man's den Leuten an, dass sie keinen Schritt ohne einen bestimmten Zweck thun. Die Banken, die Handelsgeschäfte und etliche Fabriken, das sind die wahren Herde des bewegten und ernsten holländischen Geschäftslebens. Nur Fremde bummeln auf den Strassen und Quais, um zu sehen, um sich zu unterhalten.

Bleiben wir im Hafen und bewundern rechts und links die wie zwei Hörner ins Meer hinausragenden und zwei ungeheure Bassins bildenden Ringdeiche, die mit zwei schweren Schleusenwerken zum Ein- und Auslaufen der Schiffe versehen sind. Der

eine Damm umfasst das *Oosterdok* und die Inseln Kattenburg, Wittenburg und Oosterburg und hat ungefähr eine Länge von 4500 bis 4600 n. Ellen (15,375 — 15,716 bayr. Fuss). Der andere Damm umfasst das *Westerdok*, die Bickers- und Realen-Insel und ist 2000 bis 2100 Ellen lang (6833 bis 7175 bayr. Fuss)*). In beiden herrlichen Doks finden fast 1000 grössere Schiffe Raum und Schutz. Zugleich sichern ihre starken Dämme den am Jj gelegenen Stadttheil, welcher bei jeder Sturmfluth der drohendsten Gefahr ausgesetzt sein würde**). In der That war Amsterdam vor der Erbauung der neuen Ring-

*) Auf diesen Eilanden gibt es ausser dem Reichswerft bedeutende Privatwerften zur Erbauung von Dampf- und Segelschiffen.

**) Der Boden von Amsterdam liegt keine Spanne höher als das Niveau des Meeres, die Festigkeit der Dämme bedingt die Existenz der Stadt. Da aber dasselbe Wasser auch in den Canälen der Stadt kreist, so mussten die Mündungen der Canäle mit Schleusenthoren von hinreichender Stärke versehen werden, um das innere Grachtenwasser vom äusseren abzusperren, damit das Meer zur Fluthzeit nicht in die Stadt hineinstürze. Man lese darüber den im ersten Bande dieses Buches enthaltenen Abschnitt über „Deiche und Schleusen" nach. Die Instandhaltung der riesenhaften Canäle und der vielen Brücken der Stadt soll täglich der Gemeindekasse mehrere tausend Gulden kosten. Da die Canäle kein Gefälle, auch nicht die Tiefe wie jene zu Rotterdam besitzen, so verschlammen sie leicht (nur der Amstelcanal hat neun Fuss Wasser, die übrigen gewöhnlich nur drei und vier Fuss und halb so viel Schlamm). Auch geht selbstverständlich eine ungeheure Menge Unflath in dieselben, weshalb stets Baggermaschinen beschäftigt sind, die Grachten von Schlamm zu reinigen, der als Dünger verwendet wird. Ferner sind Mühlen im Gange, um dem Wasser eine künstliche Bewegung zu geben. Jedes Fahrzeug wühlt den Schlamm auf und hinterlässt eine schmutzige Spur. Man kann sich vorstellen, wie unangenehm die Ausdünstung der Canäle die Nasen, besonders zur Sommerszeit, berührt. An den Häusern macht sich ein grauer Ansatz bemerklich, dessen Abstammung nicht zweifelhaft ist. Uebrigens tragen die frischen Seewinde viel zur Auslüftung der Stadt bei.

dämme am östlichen und westlichen Flügel der Stadt, einmal nur noch einige Zoll vom Untergange entfernt. Dies war bei der Fluth vom 4. auf den 5. Februar 1825, wo das Wasser schon die Schutzwehren der Stadt zu übersteigen anfing und Amsterdam nur durch den Bruch des nordholländischen Dammes gerettet wurde.

Der eigentliche Hafen wird vom Jj durch zwei, zwischen den beiden Dämmen eingeschlagene Reihen mächtiger Pfähle abgesondert, welche Oeffnungen für das Passiren der Schiffe haben. Diese Oeffnungen werden des Nachts mittels grosser, mit eisernen Spitzen versehener Bäume geschlossen, die quer an Ketten befestigt sind.

Da wo das *Westerdok* beginnt, in der Nähe des Fischmarktes, stand ehemals ein Thurm, welcher zur Stadtbefestigung gehörte, und auch eine Reihe kleiner Häuser. Dort wurden unter Aufsicht eines Staats-Beamten die Häringe verpackt. Der Name „Häringspackerei" rührt davon her.

Wir gehen weiter den Hafen entlang, ohne uns um den *Schreyerhoekstoren* (Schreier-Eckthurm, ein Matrosen-Büreau) zu kümmern, welcher seinen Namen von „Schreien" (Weinen) hat, was bei der Abfahrt in See gewöhnlich die Weiber und Kinder thun. In der Nähe ist das grosse Haus der Gesellschaft *Zeemanshop* *) (Seemannshoffnung), von dessen Zinnen eine unvergleichliche Aussicht zu geniessen ist. Weiter wandeln wir, uns winkt ein anderes Ziel. Wir gewahren die Seemanns-Er-

*) Die Mitglieder dieser zahlreichen Gesellschaft sind grösstentheils Schiffscapitäne, doch gehören auch viele der angesehensten Bürger dazu. Die Wittwen und Waisen der seefahrenden Mitglieder werden von einer Stiftung der Gesellschaft unterstützt. Die Schiffscapitäne führen, wenn sie zur „Seemannshoffnung" gehören, kleine rothe Flaggen am Hauptmaste mit den Nummern, unter denen sie in den Listen der Gesellschaft aufgeführt sind. Auf diese Weise können sich solche Schiffe, wenn sie auf der See einander begegnen, sogleich erkennen und Nachricht von einander bringen.

ziehungsschule*) mit ihrer über die Mauer ragenden Fregatte, passiren die Brücke und stehen vor dem stattlichen, erst 1856 vollendeten *Matrozenhuis*, welches errichtet worden ist, um augenblicklich unbeschäftigten Matrosen Kost und Wohnung zu gewähren und ihnen dadurch die Gelegenheit zu benehmen, ihren sauer erworbenen Verdienst in toller Verschwendung zu verprassen.

Unsere ganze Aufmerksamkeit aber richtet sich auf das Reichswerft, welches mit Zubehör die ganze Insel Kattenburg einnimmt. Das gewaltige Gebäude des Seearsenals mit seinen Vorräthen macht auf den Binnenländer einen tiefen Eindruck. Es ist fast 210 Fuss breit, 200 Fuss tief und drei Stockwerke hoch und steht rundum im Wasser. Mittels einer breiten Brücke steht dieses „*Admiraliteits magazijn*“ mit der Insel Kattenburg und mittels einer andern mit dem Reichswerft in Verbindung. Die Menge des darin aufgehäuften Schiffsmaterials berechnet ihren Werth nur nach Millionen Gulden. Wie Alles geordnet und bezeichnet ist, dass man zu jedem benannten Schiffe die Mastbäume, Taue, Anker, Segel, Kanonen, Laternen und all die Hunderte von Dingen gleich finden kann! Im Jahre 1791 hat ein Brand das Arsenal mit allen Vorräthen zerstört. Auf dem Werft liegen die Riesenkörper und Gerippe der Kriegsschiffe, welche hier unter Schirmdächern gebauet werden. Nicht minder interessant ist das Geschützwerft und des Reichs Leinbahn, wo das Tauwerk der Kriegsflotte verfertigt wird. Das Reichs-Werft ist die Seele Hollands. Je thätiger hier es zugeht, je stärker das Hämmern

*) In dieser *Kweekschool voor de zeevaart* werden die Söhne der Seeleute theoretisch und praktisch zum Seedienst herangebildet. Die innere Einrichtung des Gebäudes ist wie auf Schiffen. Auf dem Hofe steht eine kleine aufgetakelte Fregatte. Wäre es nicht praktischer, für die Zöglinge besser, sie befänden sich auf einem schwimmenden Kriegsschiffe, wie dies in London der Fall ist?

und Schlagen, desto höher steht des Reiches Macht und Blüthe. Schiffe haben Holland einst gross gemacht, durch Schiffe erhält es sich. Ein nie geahntes Schauspiel entwickelt sich auf Kattenburg vor dem erstaunten Besucher: hier die grossen Gebäude, die grossen Werke, der Fleiss und die Thätigkeit eines Arbeiterheeres, dort das Getümmel des Hafens.

Ganz in der Nähe der Reichswerfts ist *s'Rijks Entrepot Dok*, der Freihafen, mit seinen Magazinen. Auf dem 22 Fuss tiefen Canal laufen die grossen Seeschiffe ein und löschen ihre Ladung unmittelbar an den Magazinen, die sich auf beiden Seiten längs des Canals befinden. Ueber den Eingängen dieser Magazine liest man die Namen der Städte und Länder, deren Erzeugnisse dort aufgespeichert sind. Wenn wir lesen: Amerika, Afrika, Cuba, Smyrna, St. Petersburg, London, Hamburg u. s. w.; wenn wir die an der Nordseite des Canals befindlichen Magazine besichtigen, die ausschliesslich für die Producte Indiens bestimmt sind; wenn wir jene Berge von Gewürzballen gewahren, welche die Luft mit Wohlgerüchen schwängern: dann bekommen wir einen schwachen Begriff von dem, was es um ein seefahrendes Volk ist, wir ahnen etwas von der Poesie des Weltverkehrs.

An den Freihafen stösst das *Plantaadje* (Plantage), eine Art von Vorstadt, welche von schattenreichen Alleen durchzogen ist. An Sonntagen geht's dort in den Kaffeehäusern und Schenken sehr lebhaft zu, weil dann die arbeitenden Klassen sich erlustigen. Ebendaselbst liegt auch der ehedem berühmte botanische Garten (noch jetzt zeichnet er sich durch seine vielen Palmenarten aus), ferner der zoologische Garten (Eigenthum der Gesellschaft „*natura artis magistra*“), welcher einer der reichsten in Europa ist. . . .

Auf dem Rückwege in die innere Stadt können wir die Judenquartiere besuchen, und da das jüdische Element in Am-

sterdam sehr überwiegt, so ist es nicht mehr als billig, demselben ein eigenes Capitel zu widmen.

Zweites Capitel.

Die Judenstadt.

Ein Gang durch das Judenviertel. — Historisches Resumé über die Schicksale der eingewanderten spanischen, portugiesischen und deutschen Juden bis zu ihrer Emancipation in den Niederlanden. — Die jetzigen Verhältnisse der Amsterdamer Juden und ihre grosse Anzahl. — Die grosse portugiesische Synagoge. — Der Bannfluch Spinoza's. — Spital der Aussätzigen. — Ehemalige Procession derselben. — Der Aussatz im Mittelalter. — Anzahl der Aussatzspitäler in Europa. — Diamantschleifereien. — Erfinder dieser Kunst. — Betrieb derselben. — Jährliche Einfuhr roher Diamanten. — Die Operationen des Spaltens und Schleifens. — Arbeiterlöhne. — Der grosse Diamant Koh-i-noor und sein Schleifer.

Die kleine Amstel schleicht in der Nähe des sogenannten Judenviertels vorbei. In dem reinlichen Holland ist dies der einzige Schmutzfleck — ein kothiges, lausiges, krätziges Ghetto, das ehedem jede Nacht mit schweren Thoren abgesperrt wurde. Dort lebt und wimmelt und erzeugt sich eine Bevölkerung, mager von Gestalt, blass von Gesichtsfarbe, in löcherigen, übelduftenden Lumpen, in abgetretenen Schlappschuhen, in gequetschten Hüten. In den stinkenden Gassen breiten hässliche vergilbte Trödelweiber ihren alten Plunder aus — Geräthschaften, Kleidungsstücke, aus allen Jahrhunderten und aus allen Ecken der Welt zusammengerafft, Röcke ohne Aermel, Westen ohne Rücken, Hosen ohne Beintheile, alles nach feuchtem Moder riechend. Viele der Boutiken tragen, wahrscheinlich blos um

die Neugierde zu reizen, hebräische Aufschriften, manchmal auch nur holländische Wörter mit hebräischen Zeichen geschrieben. In Pfannen brodelt ein ranziges Fett, das laut zischend die eingelegten Fische aufnimmt. Niemals gewaschene Kinder balgen sich im Kehricht zwischen Salatstrünken und Häringsgräten. Fünf- bis sechsjährige zerlumpte Mädchen bieten mit heiserer Stimme Schwefelhölzchen und andern kleinen Kram zum Verkaufe aus. Unter den Hausthüren sieht man halbnackte erwachsene Mädchen mit fliegenden Haaren, und manchmal leuchtet unter den Lumpen durch den fingerdicken Schmutz eine Schönheit durch, funkeln schwarze orientalische Augen! Und dass ich's nur gleich sage, im Punkte der Sittsamkeit sind Viele nichts weniger als scrupulös oder umständlich. Zur Nachtzeit ist es nicht recht geheuer, im Judenviertel zu promeniren.

Vor den Häusern hocken alte Weiber auf noch ältern Stühlen und stieren erloschenen Blicks, gelb und wie Mumien vertrocknet, theilnahmlos in das Getümmel. Ein ganz fataler Anblick! — An den Fenstern hängen auf Stangen und baumeln im Winde: schmierige Jacken, ausgefaserte Hemden — zerfetzt wie Kriegsfahnen nach einer grossen Schlacht — abgeschabte Fräcke, denen ein Flügel fehlt, und andere mit grossen, verschiedenfarbigen Lappen über und über geflickte Kleidungsstücke. Aus den Fenstern selbst dringt ein ekelhafter Brodem, erzeugt aus altem Schmutz und ungesunder Feuchtigkeit. Die Bettler fallen Einen an mit jämmerlichen Gesichtern, mit krummen Nasen darin und das Kinn mit einem schimmelgrauen Bart behängt. Trotzdem die Menschen so eng zusammenwohnen (denn die Häuser sind vom Dachfirst bis zum Keller besetzt), trotz der schlechten Nahrung, wie weggeworfene Kartoffelschaalen u. dgl., trotz der schlechten Luft gibt es im Verhältniss wenig Kranke, und man trifft hier die ältesten Leute. So viel vermag die Mässigkeit. Warum aber in Amsterdam so viele Juden? Um diese

Frage zu beantworten, müssen wir eine Episode aus der Geschichte herausgreifen, die interessant genug, wenn sie auch nur eine Modification der altgewohnten Schicksale eines Volkes ist, das überall und zu allen Zeiten aus allen Ländern, von allen Thüren verjagt worden ist und das nimmer den auf ihm lastenden Fluch der Heimathlosigkeit verwinden kann.

Es war ein Unglückstag der 30. März 1492 für die spanischen Juden. An diesem Tage unterzeichnete Seine Katholische Majestät der König Ferdinand in der Alhambra das Edict zur Verbannung der grösstentheils wohlhabenden Juden aus seinem Reiche, wenn sie nicht Christen werden wollten. Grosser Jammer in Israel. Das Edict verbot ihnen Gold und Silber mitzunehmen, aber manche Flüchtlinge verbargen grosse Summen unter ihren Pferde- und Eselssätteln oder auf sonstige Weise. Manche verschluckten Dukaten, wenn sich an der Grenze keine Möglichkeit zeigte, das Gold vor den Nachsuchungen der Spanier zu verbergen. Das Verschlucken mag ihnen freilich sehr übel bekommen sein.

Nach allen Küstenpunkten ergoss sich der Auswanderungsstrom, die Hauptmasse aber wälzte sich nach Portugal. Dort hatten die Juden seit Jahrhunderten eine Heimath gefunden, trieben Handel und Gewerbe und waren reich.

Allein als der neue grosse Zuwachs aus Spanien kam, wurde der portugiesische König stutzig und er nahm die Verbannten nur unter harten Bedingungen auf. Acht Monate sollten sie gegen Erlegung eines beträchtlichen Kopfgeldes im Königreiche bleiben dürfen, alsdann wollte ihnen die Regierung die nöthigen Schiffe stellen, um sie dahin zu bringen, wohin sie es wünschten — natürlich gegen Bezahlung der Fracht. Wer nicht nach abgelaufener Frist sich auf die Beine mache, sollte als Sclave betrachtet werden.

Die Galgenfrist war bald verflossen, und die Leiden der

Juden begannen von Neuem. Viele konnten aus Armuth nicht weiter — man machte sie ohne Gnade zu Sclaven, entriss ihnen ihre Kinder, liess diese taufen und schickte ganze Schiffsladungen davon auf die Insel St. Thomas zur Colonisirung. Als (1494) Emmanuel den portugiesischen Thron bestieg, entliess er die spanischen Juden aus der Knechtschaft, und es schien ihnen einen Augenblick die Sonne königlicher Gunst zu lächeln. Wirklich zertheilte sich auch das Gewölke, aber — ein Blitzstrahl schmetterte nieder. Er traf nicht nur die spanischen Juden, sondern auch die einheimischen; denn im Dezember 1496 erschien ein von Spanien inspirirtes Edict, welches allen Juden und Mauren binnen drei Monaten die Auswanderung befahl, bei Verlust der Freiheit.

Die Verbannung von Tausenden reicher, fleissiger Familien musste ein gewaltiges Loch in die Bevölkerung und in den nationalen Wohlstand machen. Emmanuel erkannte das und suchte durch den grausamen Befehl einigermaassen vorzubeugen, dass alle Judenkinder unter vierzehn Jahren zurückgehalten, getauft und im Christenthum erzogen werden sollten. Die unmenschliche Maassregel führte auch zu Unmenschlichkeiten. Eltern ermordeten ihre Kinder, warfen sie in die Brunnen und tödteten sich dann selbst. Indessen waren die harten Geschicke der Juden noch nicht alle erfüllt. Auf den Schiffen wurden sie von gefühllosen Capitänen nicht als freie Auswanderer behandelt, sondern als Sclaven, als schlechter Schiffsballast. Einige Schiffe gingen mit Mann und Maus zu Grunde, andere scheiterten an öden Küsten, und die vom Wassertode geretteten Juden starben auf den Felsen vor Hunger und Kälte. Ein Capitän soll sich das Vergnügen gemacht haben, einen Theil seiner Passagiere an einer Insel auszusetzen, wo sie von wilden Thieren aufgefressen wurden.

Zahlreiche spanische und portugiesische Judenfamilien fan-

den in den Niederlanden eine Zuflucht, wo sie Handel und Industrie betrieben. Indessen hatten die Juden auch hier Verfolgungen zu erleiden und endlich konnten sie sich nur unter der Maske des Christenthums halten. Sie liessen sich taufen, mit dem festen Vorsatze, sobald die politischen Verhältnisse es erlaubten, ihren alten Cultus öffentlich wieder auszuüben, was sie einstweilen nur ganz im Geheimen thaten. Die Reformation kam ihnen zu Statten; sie widmeten dieser auch ihre innigsten Sympathien, freilich nicht um der Reformation selbst willen, in der sie nur das Mittel sahen, die christliche Maske abwerfen zu können.

Im Jahre 1594 (also hundert Jahre nach dem Exil aus Spanien) nahmen einige Judenfamilien, die mit einem deutschen Rabbiner von Emden nach Amsterdam kamen, ihren israelitischen Namen wieder an (bis dahin hatten sie christliche Taufnamen geführt) und proclamirten sich dadurch öffentlich als Juden. Grosser Jubel in Israel. Im Jahre 1598 wurde die erste Synagoge in Amsterdam errichtet. Die Juden wuchsen und vermehrten sich, wie Abraham verheissen worden, und schon zehn Jahre später entstand eine zweite und bald darauf eine dritte Synagoge. Die spanischen und portugiesischen Juden verschmolzen sich und bauten 1670 die grosse Synagoge, welche in der Nähe der Amstel liegt.

Nachdem Amsterdam das zweite gelobte Land der Juden geworden war, kamen aus Madrid und Brüssel viele getaufte Judenfamilien herbei und bekannten hier die Religion ihrer Väter. Auch aus Deutschland begann der Auswanderungsstrom zu fliessen. Da aber die deutschen Juden lauter arme Teufel waren und nichts mitbrachten als Hunger und den festen Vorsatz, zu schachern, entsetzte sich der Rath von Amsterdam über diese ungebetenen Gäste und er hätte sie zurückgewiesen, wenn nicht die Portugiesen sich ihrer deutschen Mitbrüder angenommen

hätten. Jene waren grösstentheils reich und wohlhabend, da es ihnen trotz der Beraubungsmaassregeln gelungen war, grosse Schätze aus Spanien und Portugal zu retten. Ueberdies hatten sie sich durch ihre Kenntniss der indischen und levantinischen Handelsverhältnisse ausgedehnte Geschäfte gegründet. Sie versprachen also, dass die deutschen Juden der Stadt nicht zur Last fallen sollten, und diese durften sich endlich auf dem alten Kirchhofe von Muiderbank, den sie ankauften, und der damals etwas von der Stadt entfernt war, häuslich niederlassen. Im Jahre 1656 eröffneten sie dort ein Bethaus.

Die deutschen Juden blieben an Fruchtbarkeit nicht hinter ihren heissblütigeren südlichen Brüdern zurück. Zudem wurden sie durch neue Zuzüge polnischer Juden (3000 ungefähr) verstärkt. Die deutschen und polnischen Juden, die gleich arm waren, verschmolzen sich, und es gab nun in Amsterdam zwei ganz getrennte Judengemeinden, die portugiesische und die deutsche.

Seit 1795 sind die Juden in Holland vollständig emancipirt. In allen Zweigen der Staatsämter, der Künste und Wissenschaften gibt es heute Juden, die ihren Platz mit Würde ausfüllen; auch ein Theil der Presse wird von Juden geleitet. In den Zeiten der batavischen Republik sah man einen Juden an der Spitze des christlichen Staates. Jede Synagoge regiert sich selbst und sorgt für ihre Armen. Ganz sicher bestehen ein halbes Hundert jüdischer Volksschulen, welche von der Regierung bestätigt sind. Viele Juden schicken ihre Kinder auch in die öffentlichen Schulen, weil dieselben keinen confessionellen Charakter haben, was auch den vielen Religionsbekenntnissen gegenüber, die Holland spalten, ganz natürlich ist. Die religiöse Erziehung geschieht in Holland ausserhalb der Schule.

In Amsterdam machen die Juden den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung aus, sie bilden eine einflussreiche Kör-

perschaft und haben vier Synagogen. Viele sind reiche Banquiers und Kaufleute, wohnen in den schönsten Stadtvierteln und Strassen, aber die meisten führen kein beneidenswerthes Dasein. Dessen gibt ein Gang durch das Judenviertel Zeugniss.

Die grosse portugiesische Synagoge in der *Muiderstraat* (wie bereits erwähnt, 1670 erbaut) soll nach dem Modell des Tempels Salomon's in Jerusalem erbaut sein. Ob es wahr ist, lassen wir ununtersucht. Diese Synagoge ist ein grosses mit vielen Fenstern durchbrochenes Ziegelstein-Gebäude und gleicht einer Fabrik von Aussen. Inwendig gleicht es mit seinen schnurgeraden Bänken, mit seiner in der Mitte etwas erhaben stehenden Kanzel, mit seiner allgemeinen Unreinlichkeit einer weiten Schulstube. Oben haben die Weiber ihre eigenen vergitterten Galerien, und diese Weiber-Emporkirche wird auf jeder Seite von zwei mächtigen jonischen Säulen getragen. In der Tiefe des Saales steht ein monumentaler Schrank aus Brasilienholz, der als Tabernakel für die Bücher des „Gesetzes“ dient. Von der Decke hängen vier gewaltige Lustres. Das Ganze ist trübselig und altmodisch.

Auf jener Kanzel in der Mitte wurde einst der Bannfluch gegen den Verächter des mosaischen Gesetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza*) (oder Baruch de Spinoza, wie er mit seinem Judennamen hiess) ausgesprochen. Bei dieser Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblasen, welches die Juden Schôphâr**) nennen, und dem sie eine mystische Bedeu-

*) Der Philosoph Spinoza war der Sohn eines portugiesischen Juden aus edlem Geschlechte. Wir werden später noch auf ihn und sein Lehrsystem zu sprechen kommen.

**) In „(Salomon) Maimon's Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben“, herausgegeben von Moritz (Berlin 1792—93), wird erzählt, dass einst der Rabbiner von Altona diesen Philosophen zum Glauben seiner Väter zurückzuführen suchte (denn Maimon war ein

tung beilegen. Mit diesem Bockshorn wurde der gräuliche Bannfluch des grossen Denkers begleitet, der feierlich aus der Ge-

geborener Jude, der Sohn eines armen Rabbiners zu Neschwitz in Litthauen, geb. 1753. Er war ein Anhänger der Kant'schen Philosophie). Als Maimon den Vorstellungen des Rabbiners gegenüber unerschütterlich blieb, zeigte ihm jener drohend den Schôphâr mit den finstern Worten: „Weisst du, was das ist?" Der Schüler Kant's antwortete sehr gelassen: „Es ist das Horn eines Bockes!" — da fiel der Rabbiner rücklings zu Boden vor Entsetzen über solchen Frevel. —

Dem Horne Schôphâr liegt eine mystische Bedeutung zu Grunde. An einer Stelle der Bibel (4. Mos. 10, 9) wird dem Tone der Posaunen die Kraft beigelegt, den Sieg über die Feinde Israels zu bewirken, vielleicht weil das Horn das Symbol des Heils und der Kraft ist. Wenn aber nach 4. Mos. 10, 10 das Blasen der Posaune an den Neumonden und nach 3. Mos. 23, 24 am Jahresanfang, also immer am Anfange eines neuen Zeitabschnittes, angeordnet wird, so liesse sich die Posaune als Symbol des Lichtstrahls deuten, der nach verflossener Nacht einen neuen Morgen ankündigt, weshalb auch die Rabbiner dem Schôphâr die Kraft zuschreiben, durch seinen Ton den Fürsten der Finsterniss zu verjagen, wenn er am Neujahrstage vor Gott als Ankläger der Menschen erscheint. Die messianische Zeit wird von den Rabbinern die „Morgenröthe des Messias" genannt, weil sie nach der Wiederbringung aller Dinge, nach Zerstörung der materiellen Welt und bei Beginn einer neuen geistigen Schöpfung erfolgen wird. Und weil die Posaune des Weltgerichts, welche aus dem Horn des an Isaak's Statt geopferten Widders gemacht sein und geblasen werden wird, um die Todten zu neuem Leben zu erwecken und die lange Grabesnacht zu verscheuchen, darum soll das Horn Schôphâr den Morgenstrahl der neuen Zeit versinnbilden. —

Dieses Symbol findet sich zuerst in Indien. Der Bramine legte der Muschel schaffende Kraft bei, in ihr war das Buch des Weltgesetzes verborgen gewesen (Wedas). Die Muschel war auch das Bild des Tons, und sie sollte neue Schöpfungen hervorbringen können, weil der Schall (*vaksh*, *λόγος*) die Welt geschaffen. So ward die schaffende Muschel die Posaune in den Händen des griechischen Meergottes Triton, weil alle Auflösung aus dem Körperlichen, alle Rückkehr in's Leibliche in der Hyle oder Urfeuchte geschieht, deren Repräsentant

meinschaft der Juden ausgestossen und unwürdig erklärt wurde, den Namen Jude zu tragen. Der Hass der Juden trachtete ihm sogar nach dem Leben. Vor der Synagoge ist der Platz, wo sie mit ihren langen Dolchen nach ihm gestochen haben.

Gegenüber der Synagoge öffnet sich ein kleines Portal mit dem Wappen der Stadt und zwei angestrichenen Nebenfiguren, einen Bettler und eine Bettlerin vorstellend. Das ist das ehemalige Hospital der Aussätzigen, im Jahre 1402 gegründet und dient jetzt als Armenhaus. Man sieht darin ein Gemälde von Van Nieuwland, die Procession darstellend, welche die Aussätzigen am ersten Montag im Januar abzuhalten pflegten. Sie sitzen in grossen Schlitten, in rothe Mäntel gekleidet und empfangen auf einer zinnernen Platte das Almosen, das ihnen von weitem zugeworfen wird. Sie drehen hölzerne Schnurren, um die Leute durch den Lärm zu warnen, dass sie zu nahe kämen. Was war es doch mit der schrecklichen Krankheit des Aussatzes, welche das Mittelalter mit Entsetzen erfüllt hat? Im 14. Jahrhundert gab es 19,000 Spitäler für Aussätzige in Europa, heute kennen wir die Krankheit nur mehr dem Namen nach. Wer wird je ihre wahre Geschichte schreiben? . . .

In dem Judenviertel gibt es noch etwas, das man in keiner Stadt mehr sehen kann — die Diamantschleifereien in der Nähe der portugiesischen Synagoge. Die Kunst, Diamanten

das Meer ist. In einer indischen Mythe werden die durch das Gift der Schlange Caliga (Finsterniss) getödteten Wesen (das heisst: die durch Verführung des Bösen in das Reich der Materie hinabgesunkenen Geister) durch das Seehorn wieder lebendig gemacht; ohne die Kanka (*concha*, Muschel) ist keine leibliche und keine geistige Wiederschöpfung. Darum hält der Gott Wischnus, welcher die Welt aus der Gewalt des Bösen befreit, in der einen Hand die Muschel, in der anderen die heiligen Wedas, das göttliche Gesetz, das geistiges Leben verleiht.

zu schleifen, war lange Zeit ein Geheimniss, in dessen ausschliesslichem Besitz die Juden von Antwerpen und Amsterdam waren. Erfunden wurde diese Kunst in Europa um das Jahr 1475 von einem jungen Brügger, Namens Ludwig Berghem.

Die Diamantschleifereien in Amsterdam sind zahlreich und beschäftigen eine beträchtliche Anzahl Arbeiter, die grösstentheils Juden sind. Die Schleifereien selbst gehören gleichfalls Juden. Eine einzige Gesellschaft beschäftigt 600 Arbeiter, ohne die Lehrjungen und Handlanger zu rechnen. Die jährliche Menge geschliffener und geschnittener Diamanten repräsentirt im Durchschnitt einen Werth von circa 4,700,000 Gulden, oder nach dem Gewichte 200,000 Karat. Man hat in neuerer Zeit versucht, Diamantschleifereien nach London und Paris zu verpflanzen, allein diese Versuche sind in Nichts zerfallen; denn dieser Industriezweig verlangt grosse Geschicklichkeit und einen tiefen Blick in die Eigenschaften des Steines. Eine Hauptschwierigkeit und zugleich ein Haupterforderniss des Gewerbes besteht darin, den rohen Diamanten, wie er aus den Minen kömmt, mit den Augen zu beurtheilen, was er beim Schleifen werden kann; denn der rohe Diamant gleicht fast einem trüben Stück arabischen Gummi, und es handelt sich nun darum, seine wirkliche Farbe, die Reinheit seines Wassers zu errathen. Dazu gehört nicht blos eine lange Erfahrung, sondern ererbte Ueberlieferungen und eine Art Instinkt, der für edle Metalle und Steine im seltenen Grade vorzüglich den Hebräern eigen ist. Der Diamant täuscht zuweilen den erfahrensten Arbeiter, nimmt unvermuthet beim Schleifen Farben-Veränderungen an, die ihn entwerthen. Diese Veränderungen müssen möglichst vorhergesehen werden, oder man erleidet grosse Verluste. Wann die Steine aus den Minen in den Diamant-Mühlen zu Amsterdam ankommen, werden sie sortirt, was zum Schleifen, Spalten und Schraffiren tauglich ist. Die

kleinen Steine werden verkauft, und man macht daraus die Rosetten zu Antwerpen.

Soll ein Diamant gespalten werden, so wird ein Metalldraht, an dem Diamantstaub befestigt ist, schnell über ihn hin und her bewegt, er wird so zu sagen gesägt. Wenn ein Ritz gemacht ist, setzt man die wohlgehärtete Klinge eines Messers ein, ein kurzer Schlag — und der Stein springt in zwei Stücke.

Das Schleifen des Diamanten geschieht ungefähr folgendermassen. Eine Dampfmaschine setzt eine Menge kleiner eiserner Scheiben in eine ausserordentlich schnelle kreisförmige Bewegung (eine Scheibe dreht sich 2000 Mal in der Minute um ihre Axe). Vor jeder Scheibe steht ein Arbeiter, welcher den in Blei eingekitteten Diamant an einem Stiele gegen die rotirende Scheibe drückt, welche mit Diamantstaub und Oel befeuchtet ist. Nur wenige Minuten bedarf es, um dem Stein eine Facette zu geben. Alle Operationen mit dem Diamanten geschehen über grossen Büchsen, welche das kleinste Stäubchen des Steines auffangen; denn nur mit Diamantstaub, nur mit seinen eigenen Theilchen kann der edle Stein geschnitten, geschliffen, polirt und schraffirt werden.

Die Arbeiter werden je nach ihrer Geschicklichkeit bezahlt, und der wöchentliche Arbeits-Verdienst eines Mannes variirt zwischen 10—50 Gulden und darüber. Die grössten Steine, welche man in den jüngsten Jahren in Brasilien gefunden, wurden in den Ateliers des Herrn Coster geschliffen. Der alte Jude, welcher den berühmten Diamanten der Königin von England, den „Koynor" geschliffen hat, erhielt dafür 10,000 Gulden und ein hübsches Trinkgeld von der Königin noch obendrein, und später auf der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung die grosse goldene Medaille erster Klasse. Wahrscheinlich schleift er zur Stunde noch edle Steine.

Drittes Capitel.

Het Paleis und seine Metamorphose. — Das Stadthaus. — Die Börse. — Brunnenmonument. — *Nieuwe Kerk.* — *Oude Kerk.* — Katholische Kirchen. — Eindruck der Gasbeleuchtung in den Kirchen. — Gemälde-Gallerie im *Trippenhuis.* — Museum *van der Hop.* — *Felix Meritis.* — Ein seltener Uhrmacher. — Rembrandt's Standbild. — Lesemuseum. — *St. Anthonie's Waag.* — Wie man in den Niederlanden gehenkt wird. — Eine grosse „Morithat".

Das ehemalige Stadthaus, jetzt königlicher Palast *(het Paleis)* ist ein fester viereckiger Bau aus Quadersteinen, die aus Deutschland geholt wurden. Der Bau mit hohen korinthischen Wandsäulen an der Façade, ausgeführt in den Jahren 1648—1655 durch Jacob van Kampen und Daniel Stalpert, ruht auf 13,659 Pfählen: also ein ganzer Wald, der in der Erde steckt. Lage und Verhältnisse sind glücklich, aber man bemerkt eine Vermischung aller Baustyle: griechisch, römisch, italienisch, französisch und — deutsch, eine geschmacklose Anhäufung von Zierrathen im Innern und Aeussern. Das grosse Gebäude ist von einem durchbrochenen Kuppel-Thurm überragt, der ziemlich gleichgültig ist. Ein hübsches Glockenspiel befindet sich darin, und als Spitze und Wetterfahne trägt er ein vergoldetes Schiff. Die vordern und hintern Giebelfelder sind mit Sculpturen geziert, die Verherrlichung der gewaltigen Seestadt vorstellend, viele wohlbeleibte allegorische Figuren und allerlei Seeungethüme. Auf der Spitze des Giebels und an den Ecken des Karniesses stehen drei kolossale kupferne Standbilder.

Im Ganzen macht der Bau einen etwas frostigen, anmasslichen Eindruck und schmeckt stark nach Caserne; dennoch hat er 30 Millionen gekostet. Es ist nicht angenehm zu wandeln in den verlassenen, kalten, feuchten Räumen, worin ein gewisser

fader Modergeruch schwebt. Gemächer, Säle, Gallerien und wieder Gallerien, Säle und Gemächer. Wenige Diener huschen wie Schatten durch die weiten Räume und machen eintönig ihre stereotype Erklärung, weiss Gott zum wie viel hundertsten Male, und eisiger Hauch streift das Gesicht, wenn sich eine neue Thür öffnet.

Das Prunkgebäude erfüllt seinen Zweck, wenn es als Repräsentant der Stadt, als Stadt- oder Rathhaus, als Sitz der Verwaltungs- und Justizbehörden erscheint. Als königlicher Palast ist es ein Unding. Wo sind die Höfe, Gärten, die Wohnungen für das Gefolge und Dienerschaft, wo Küche und Keller, Pferdeställe und Wagenremisen? Was soll ein königlicher Palast mit einem Schiffe als Wetterfahne? Was soll ein Königsschloss mit schweren Metallstäben vor den Fenstern des Erdgeschosses? Was thun die allegorischen Gestalten des Handels, der Schifffahrt, der Gerechtigkeit in königlichen Wohnzimmern? Es war ein starker Beigeschmack von Servilismus bei dem Antrage der „Väter der Stadt" an den König Ludwig, das Rathhaus als Residenzschloss anzunehmen. Besser hätte ihm die Stadt einen neuen Palast gebaut, und dem Könige selbst wäre sicherlich mehr damit gedient gewesen. So musste er die grossen Säle durch Verschläge und Bretterwände verstümmeln, um sie nur einigermassen wohnlich zu machen. Die architektonischen Verhältnisse wurden und sind verunstaltet, manches Bildwerk ist nicht mehr zu sehen. Hätte ein Funken von dem Geiste der Erbauer dieses Hauses in den Bürgern des Jahres 1808 gelebt, so besässe heute noch die Bürgerschaft Amsterdams das reichste, stolzeste Rathhaus in Europa. Oder könnte sich der König nicht entschliessen, der Stadt das unbequeme Absteigequartier, das er doch selten benützt, zurückzugeben und sich ein neues Schloss in der Plantage, inmitten der schönen Anlagen und Alleen, bauen zu lassen?

Im Zimmer des Königs ist noch die Einrichtung, wie sie Ludwig Napoleon verlassen. Dasselbe mit vergoldetem Laubwerk funkelnde Bett, in dem er geschlafen, dieselben Behänge von gelber Seide, dieselben Sessel, derselbe Teppich. Ueber dem Kamin hängt ein gutes Gemälde, den Getreidemarkt in Egypten unter Joseph's Verwaltung darstellend. Im Audienzsaale sind gleichfalls drei gute Bilder, obwohl sie nicht frei von Anachronismen in Bezug auf die Gewänder sind. Der ehemalige Rathssaal ist einer der grössten Säle in ganz Europa. Durch keine Säule gestützt, ganz mit weissem italienischen Marmor ausgelegt, 100 Fuss hoch, 120 Fuss lang und 60 Fuss breit, geht dieser Saal durch alle Stockwerke hindurch, hat drei Reihen Fenster über einander und ist prachtvoll ausgestattet. In dem marmornen Fussboden ist das Planispherium des nördlichen Sternhimmels in Kupfer ausgelegt. Aber dieser majestätische Saal mit seinen historischen und mythologischen Vorstellungen, mit der abschreckenden Gestalt des Todes, dient als Ballsaal. Hier versammelten sich einst jene tapfern Bürgermeister, die mit Gleichmuth von der Rathssitzung weg in die Feldschlacht zogen — heute sind sie vergessen. In dem Tanzsaal sind die meisten Abbildungen — als unpassend für den neuen Zweck — verhüllt; ich glaube, auch der alte Ruhm und Glanz der Stadt selbst ist etwas verhüllt worden! In Summa: An Gold, Marmor, Statuen, Reliefs, Gemälden und Kriegs-Trophäen ist kein Mangel, und wie bereits gesagt, das reiche Gebäude war dereinst ein stolzes Rathhaus, jetzt ist es ein verpfuschter Königspalast. Aber etwas Herrliches ist ihm geblieben — die entzückende Aussicht von der Kuppel des Thurmes über die ganze Stadt, den Hafen, das Jj bis zu den von blauen Nebelschichten gedrückten Wogen der Zuiderzee.

Als Stadthaus wird seit der Verschenkung des ursprünglichen der *Prinsenhof* (früher ein Kloster) dazu verwen-

det. Es sind einige gute Bilder, Porträts von Amsterdamer Bürgermeistern und Bürgern, darin.

Dem *Paleis* gegenüber steht der grossartige prächtige Tempel des Mercur, oder auf prosaisch: die Börse, die erst 1845 vollendet wurde und auf 3400 Pfählen ruht. In seiner von 14 jonischen Säulen getragenen Vorhalle steht eine kleine Statue Mercur's, des Gottes der Diebe und der Kaufleute bei den Alten. Man hätte ebenso gut ein goldenes Kalb darin aufstellen können, denn zu dessen Cultus allein ist das stattliche Gebäude errichtet, strömen Tausende von Geldmännern und sonstigen Besuchern zusammen*). Einige halblaute Worte, einige Zeilen in das Portefeuille — und Geschäfte von hunderttausenden von Gulden sind gemacht. Uebrigens hat diese Versammlung von lauernden, unruhigen, flüsternden und schreienden Leuten etwas Unerquickliches, etwas Unheimliches. Nicht weit weg befindet sich die Kornbörse.

Auf dem Platze (*Dam*) zwischen der Börse und dem *Paleis* steht ein kleines Brunnen-Monument aus Stein, die Göttin der Eintracht, mit der Inschrift: „*Aan den Volksgeest van* 1830 *en* 1831." Dieses Denkmal kann doch wohl nur den Charakter der Versöhnung tragen, da der Krieg mit der Losreissung Belgiens, also mit dessen Triumphe endigte.

In der Nähe des *Paleis* befindet sich die *Nieuwe Kerk*, heute noch eines der schönsten Gebäude von Holland, obwohl die Bilderstürmer die 34 Altäre, die sie ehedem schmückten, zerstört und die Kirche kahl gemacht haben, bis auf die Glasmalereien, die den Entsatz von Leiden zum Gegenstande haben. Sie wurde 1408 erbaut und nach einem Brande (1420) wieder

*) Börsenstunde ist täglich um $3^1/_4$ Uhr, Ende $4^1/_2$ Uhr. Eine Glocke gibt das Zeichen, und während deren Töne erschallen, wimmelt's auf den nächsten Strassen und Grachten von herbeiströmenden Besuchern, die man täglich im Durchschnitte auf 3000 schätzt.

hergestellt (1500). Um die Masse des grossartigen Thurmes zu stützen, den sie erhalten sollte, wurden 6000 Masten in den Boden geschlagen, aber das Schicksal verlieh ihr nur einen miserablen Dachreiter. Von Aussen sieht die Kirche etwas gleich. Freilich hat sie im Innern die gewöhnliche fatale schwarzbraune Holzdecke, aber auch eine Kanzel mit sehr gutem Schnitzwerk und ein prächtiges messingenes Gitter vor dem Chore. In dieser Kirche ruht Hollands grosser Seeheld, der Admiral Michiel Adriaanszoon de Ruyter, gestorben 1781 an den Wunden seines letzten Seesieges. Sein Denkmal, an der Stelle des ehemaligen Hochaltares, ist prächtig, aber etwas schwerfällig. Die Inschrift nennt ihn pompös: „*Immensi tremor oceani.*“ Noch andere Denkmäler von berühmten Seemännern*) sind da, allen hat man mehr oder weniger kostbare Gedenksteine gesetzt, für den berühmtesten älteren Dichter Hollands hatte man keinen, nur eine verlorne Inschrift an einem Pfeiler erinnert an Joost van den Vondel.

Einige Strassen weiter, über einige Canäle und Brücken mehr, und man befindet sich vor der *Oude Kerk* in der *Warmoesstraat*. Sie ist wie die *Nieuwe Kerk* im gothischen Styl um das Jahr 1300 erbaut, 300 Fuss lang, 225 Fuss breit, hat drei Schiffe, und die famose Holzdecke fehlt nicht. Von dem ehemaligen reichen Schmucke ist nichts mehr vorhanden als ein paar Fenster mit Glasmalereien aus dem Jahre 1555, Darstel-

*) Auch der Schiffslieutenant van Speyk hat dort ein Denkmal. „Er handhabte am 5. Febr. 1831 vor Antwerpen die Ehre der Landesflagge auf Kosten seines Lebens“, sagt die Inschrift. Damit verhält es sich so. Ein Sturm hatte das Kanonenboot, das er im Kriege gegen Belgien befehligte, an den Strand geworfen; belgische Freischärler bemächtigten sich desselben und waren im Begriffe, die holländische Flagge zu beschimpfen, als Freund und Feind in die Luft flogen. Der Lieutenant van Speyk hatte seine Pistole in die Pulverkammer abgefeuert.

lungen aus der Geschichte der heiligen Jungfrau enthaltend. Alles Uebrige kahle, weissgetünchte Wand, keine Bilder, nur ein halbes Dutzend Denkmäler von Admiralen.

Es gibt noch eine Menge Kirchen in Amsterdam, den verschiedensten Religionsbekenntnissen gewidmet, aber von den Bilderstürmern aller Zierrathen und Kunstschätze beraubt, haben sie auch alles Interesse verloren. Sie gleichen den Bäumen ohne Blätter und Blüthen — ein trübseliger frostiger Anblick.

Einen fröhlicheren Eindruck machen die katholischen Kirchen, deren es 18 in Amsterdam gibt. Freilich sind manche nur Bethäuser und ohne alle Bedeutung. Doch erhebt sich die neue Kirche „Moses und Aaron“ ganz stattlich mit ihren zwei Thürmen. Recht nett ist auch die neue Kirche der Redemptoristen, früher ein Fabrikgebäude. Etwas befremdend ist die Gasbeleuchtung in den katholischen wie in den andern Kirchen, es schmeckt zu stark nach dem Schauspiel- und Wirthshause.

Wir wollen nun sehen, was die mächtige Handelsstadt im Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften aufzuweisen hat. Da ist zuerst das Reichs-Museum mit hunderten von Gemälden. Nirgends wird man werthvollere Bilder der altholländischen Schule finden, worunter Meisterstücke von Jan Steen, Paulus Potter, Rembrandt van Rhijn, B. van der Helst, Gerard Dou, van der Velde etc. Dieses Museum wird gewöhnlich das *Trippenhuis* (nach den Stiftern, den Gebrüdern Trip) genannt. Leider ist die Beleuchtung des *Trippenhuis* sehr schlecht. Das Licht kommt von der Seite, ertränkt entweder die Gemälde oder lässt sie im Schatten.

Nicht so gross ist das Museum *van der Hop*, ein Vermächtniss des Banquiers dieses Namens, mit 198 Gemälden, aufgestellt in zwei Sälen der Zeichnungs-Akademie. Man findet

in einem Saale Bilder neuerer niederländischer Meister, im anderen solche von älteren, worunter mehrere Rubens.

Auf der *Keizersgracht* steht ein hohes Haus, an dem in goldenen Buchstaben zu lesen ist: *Felix Meritis*. Es gehört der Gesellschaft gleichen Namens „zur Beförderung von Kunst und Wissenschaft.“ Sie besitzt eine Sternwarte, ein Cabinet von physikalischen und mathematischen Instrumenten, eine gute Bibliothek, Gemälde etc. In ihrem schönen Concertsaale werden den ganzen Winter hindurch alle Freitag Concerte veranstaltet. Diese Gesellschaft verdankt ihr Entstehen einem schlichten Uhrmacher, Willem Writs, und einigen kunstliebenden Kaufleuten*). Ich glaube nicht, dass es ausser Holland noch irgend ein Land in Europa gibt, wo so viele ausgedehnteste wissenschaftliche und künstlerische Institute von eigentlichen Laien in den Wissenschaften in's Leben gerufen wurden, wie in Holland. Wenigstens ist mir von unsern deutschen Uhr- und sonstigen Machern oder Kaufleuten noch keine derartige Begeisterung für die Wissenschaft bekannt geworden.

Das colossale Erzstandbild Rembrandt's van Rhijn, welches dem grossen Maler als *„Hulde van het nageslacht“* errichtet und in Gegenwart des Königs Willem III. am 27. Mai 1852 enthüllt wurde, kam vorzüglich auf Betreiben der Gesellschaft *„Arti et amicitiae“* zu Stande. Der Guss des Standbildes ist nach dem Modell des verdienstvollenBildhauers Louis Royer ausgeführt.

Amsterdam hat keine der Stadt würdige öffentliche Bibliothek, weshalb im Anfange dieses Jahrhunderts ein Lesemuseum errichtet wurde, welches in einem eigenen, ansehnlichen Gebäude auf dem *Rock-in* untergebracht ist. Dort findet

*) Das Haus mit Allem, was es enthält, soll eine Million Gulden gekostet haben.

man die hervorragendsten wissenschaftlichen und politischen Zeitschriften, Zeitungen und Karten.

Nun möge mir der freundliche Leser, wenn er noch nicht zu ermüdet ist, in die Gegend des grossen Fischmarktes folgen. Das Treiben dort ist interessant genug, aber wir bleiben bei jenem Haufen Thürme vor dem Fischmarkt stehen. Es sind ihrer sechs, alle kurz, wohlbeleibt und tragen eine spitze Dachkappe in der Form eines Zuckerhutes. Am dickbauchigsten ist der mittlere, unter dem ein Thorweg durchführt. Das Ganze gibt ein originelles Bild. In der Jugendzeit der Stadt Amsterdam diente jene Thurmgesellschaft als befestigtes Thor gegen einen Angriff von der Seeseite. Mit der Ausbreitung der Stadt kam es fast in die Mitte derselben und seine kriegerische Bestimmung verleugnend, verwandelte es sich in eine friedliche Stadtwaage.

Lange Zeit wurden vor dem Gebäude die Verbrecher gehenkt, und wer die holländische Umständlichkeit kennt, mit welcher diese lebensgefährliche „Ceremonie" vor sich geht, der muss unwillkürlich den armen Sünder bedauern wegen der Langeweile, die er zu guter Letzt noch auszustehen hat*). In der neuesten Zeit henkt man ausserhalb des Zellengefängnisses, und die *St. Anthonie's Waag* dient jetzt zu Möbel- und dergleichen Magazinen. Das hätten sich die alten Thürme nicht träumen lassen, als sie vor 400 Jahren zu kriegerischem Schutz und Trutz erbaut wurden. Doch ist's so besser.

Auf der Kaisersgracht steht ein Haus mit dem Datum 1622. Es hat drei Stockwerke und auf einem Fries, welcher den zweiten und dritten Stock trennt, treten sechs Menschenköpfe hervor von mittelmässiger Sculptur. Die Sage, welche sich daran knüpft, macht sie aber interessant.

Einst hat in dem Hause ein sehr reicher Kaufherr ge-

*) Man vergleiche auch Band I. Seite 320.

wohnt, und das Gerede der Leute machte seine Schätze noch zehnmal grösser, als sie wirklich waren. Alle Samstag Abend begab sich der Kaufherr mit Weib und Kind nach Broek, wo er einen Landsitz hatte. Auch seine Dienstboten nahm er mit und liess Niemand im Hause, als eine alte Magd. Das hatten sieben Spitzbuben ausspionirt und bauten darauf ihren Operationsplan. Gegen Mitternacht begannen sie ein Loch in die Erde zu machen und von da einen unterirdischen Gang auszugraben, der unter den Fussboden der Küche führen sollte. Einmal so weit, war es ein Leichtes, eine Oeffnung nach oben zu brechen, durch dieselbe in das Haus zu dringen und es säuberlich auszuplündern. Würde die Alte sich mucksen, so brauchte man sie nur ganz einfach zu erwürgen. Der Plan war gut angelegt, und die sieben Kerls fest entschlossen, ihn zur Thatsache zu machen. Aber in der verhängnissvollen Nacht hatte die Alte keinen Schlaf, blieb daher lange in der Küche bei ihrer Lampe sitzen und nähte. Da meinte sie anfangs ein leises Scharren zu hören; allmählig vernahm sie es deutlicher und zuletzt blieb ihr kein Zweifel mehr, dass man unter dem Boden grabe und arbeite. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, dachte sich die Alte, und von der Furcht vor einer unbekannten drohenden Gefahr ergriffen, warf sie ihre Nadel beiseite und bewaffnete sich — ein herzhaftes Weib war sie von jeher gewesen — mit einem gewaltigen Küchenmesser. Darauf stellte sie die Lampe auf den Gussstein, schraubte den Docht so weit nieder, dass nur noch ein fahler Lichtschein ausströmte, und kauerte sich kampfgerüstet in eine Ecke. Mit einem Male erhebt sich eine Steinplatte des Fussbodens und wird von einer unsichtbaren Kraft bei Seite geschoben, dann eine zweite, eine dritte und zuletzt kommt ein struppiger, bärtiger Kopf heraus, der Niemand als einem Räuber gehören konnte. Entschlossen packt die Magd den Kopf beim Schopf und — mit einem einzigen Ruck glitt die scharfe Klinge

durch den Hals, dass der fremde Kopf gar nicht einmal Zeit hatte zu seufzen. Nun zog sie den Rumpf, welcher in dem Loche aufrecht stand, heraus und lehnte ihn bedächtig an die Wand. Jetzt werde ich doch Ruhe haben, dachte sie, als schon wieder ein Kopf aus der Erde auftauchte. Ohne Umstände schnitt sie ihn weg, wie eine Salatstaude, und zog den schweren Körper abermals aus dem Loch. Aber — o Himmel! — die Köpfe wollten nicht abnehmen, und sechs Mal verrichtete sie ihr blutiges Geschäft; denn die Diebe krochen einer hinter dem andern in den Darmcanal, und da keiner ein Geräusch vernahm, so glaubte der hintere immer, sein Vormann sei glücklich in die Küche hinaufgestiegen und beeile sich, Kisten und Kasten zu visitiren. Dem siebenten Spitzbuben aber, welcher die Nachhut bildete, kam die Todtenstille etwas verdächtig vor. Er war ein alter durchtriebener Hallunke. Er hütete sich also, seinen Kopf in das Loch zu stecken und rief seinen Kameraden. Lautlose Stille. Da blieb er stehen, tappte mit seinen Händen um sich und griff in's Nasse. Zugleich roch er den scharfen Blutgeruch und begriff augenblicklich, dass da oben etwas vorgegangen sei, was in ihrem Feldzugsplane nicht vorgesehen war. Er war nicht so neugierig erforschen zu wollen, was es gegeben habe, sondern kroch ohne Zeitverlust in's Freie zurück und machte sich auf die Strümpfe.

Der reiche Mann hat seiner Magd ein Jahrgehalt von sechstausend Gulden ausgeworfen, tausend Gulden für jeden Kopf, und zum ewigen Angedenken sein Haus mit sechs gemeisselten Köpfen versehen lassen.

Viertes Capitel.

Die Clubs und ihre Zwecke. — Grosse Bedeutung der Clubs. — Gold als Stimmzettel. — Ein Abend im *Salon des Variétés*. — Die „Schauburgen" von Amsterdam. — Ueber holländische Theater. — Theater-Etikette der Matrosen und Packknechte. — Das Leben auf den Strassen. — Begraben in den Kirchen. — *Gapers*. — Häringsschilde. — Doppelsinnige Wortlaute. — Im Kaffeehause. — Mangel an Trinkwasser. — Ein Riesen-Wasser-Behälter. — Cisternen. — Wasserschiffe. — Süsswasserhandel. — Quartiere der Armuth. — Citat.

Die Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, Wohlthätigkeit und sogar die Religion sind in Amsterdam durch Gesellschaften — Clubs — repräsentirt. Wie wir so eben gehört haben, gibt es Clubs, wo Bücher, Gemälde und Sculpturen gesammelt und Concerte veranstaltet werden, wo die Journale des In- und Auslandes aufliegen. Ein Club besitzt den ausgezeichnet schönen und reichen zoologischen Garten, einem Club gehört der botanische Garten, und die meisten Wohlthätigkeitsanstalten sind von Gesellschaften gegründet. Es gibt Clubs, wo lediglich drei bis vier Bälle und eben so viele Soupés gegeben werden; es gibt Clubs, wo sich nur die Bürger-Aristokratie versammelt bei wenig Zeitungen aber vielen Spieltischen. Noch eine ganze Reihe könnte ich aufzählen, namentlich auch die Fischer- und Schiffer-Clubs.

Einige dieser Gesellschaften bestehen seit alter Zeit und besitzen beträchtliche Geldmittel. Fast alle haben ein eigenes Haus mit bedeutendem Mobiliar. Jedes Mitglied kann einen Fremden für mehrere Wochen einführen, nur den Einwohnern der Stadt, welche nicht Mitglieder sind, bleiben die Pforten des Gesellschaftshauses verriegelt. Die Aufnahme geschieht durch Stimmenmehrheit. Bei manchen Gesellschaften soll der brutale Gebrauch existirt haben, dass ein Mitglied die Aufnahme eines

Candidaten absolut vereiteln konnte, wenn es statt der Stimmkugel ein holländisches Zehnguldenstück in die Wahlurne legte.

Die jährlichen Beiträge sind aber immer sehr hoch, und diejenigen Bürger, die keine Gesellschaftsmitglieder sind, gehen in das kleine Volkstheater, den *Salon des Variétés*, in der Ness, nahe den berüchtigten Nachthäusern, wo das Laster seine Orgien feiert.

Ein kleiner freundlicher Saal, gestopft voll kleiner, symmetrisch aufgestellter Tische. Ausser der kleinen freundlichen Bühne gibt es noch eine eben so herrliche Augenweide — das Büffet mit dem dampfenden Theekessel, mit der Punschbowl, mit den breiten Kalbs- und Schinkenschnitten, deren Anblick allein einem mit gesundem Magen gesegneten Menschenkinde den Mund wässern macht. Dieser Anblick ist es, der dem Holländer ein seliges Lächeln auf die Lippen lockt. Das ganze Plaisir kostet 75 Cts. (45 Xr.), und dafür geniesst er ein Uebermaass von Glückseligkeiten. Ausser so vielen geistigen Genüssen erhält man ganz nach Wahl noch ein Glas Punsch oder eine grosse Tasse Thee, was schon beim Eintrittsgeld mit inbegriffen ist — „*in vertering*“ heisst man das. Das ehrbare holländische Familienhaupt setzt sich mit den Seinigen an einen Tisch, empfängt mit der Würde eines indischen Nabobs aus den Händen J a n's (so heissen in Holland alle Kellner) die lange Thonpfeife, die man gratis erhält, in eleganten Kaffeehäusern wie in den schofelsten Kneipen. Ist die Pfeife nicht ganz frisch und neu, so bricht er aus Reinlichkeitsgründen vor dem Gebrauche ein Stück vom Rohre ab. Alsdann bestellt er seiner Familie den Abendimbiss und schaut, hört, trinkt, raucht und dankt ohne Zweifel in seiner innersten Herzenskammer dem lieben Herrgott, der da dem Menschen den Wachholderbranntwein, die Musik des Signor R o s s i n i und die Lustspiele des Monsieur S c r i b e gnädiglich verliehen hat.

Die Theater-Gebäude und das, was darin aufgeführt wird,

will nicht viel heissen. Darum habe ich weder bei Haag, wo französisch gespielt wird (und nur zweimal die Woche im Winter auch holländisch), noch bei Rotterdam, Utrecht und Haarlem des Theaters erwähnt. Eine holländische Oper gibt es begreiflicher Weise gar nicht. Denn wer hat je etwas von holländischen Componisten oder Sängern und Sängerinen gehört? Schon die Sprache würde, wenn gesungen, einen unauslöschlich komischen Eindruck machen. Darum behilft man sich in Rotterdam und Amsterdam bald mit der deutschen bald mit der italienischen Oper, wobei aber das Ballet die Hauptsache bildet. Solche Vorstellungen dauern unsinnig lang, und es gehört eine holländische Geduld dazu, um vom Anfang bis zum Ende auszuhalten. Und um der Wahrheit die Ehre zu geben, es herrscht in den Theatern beider Seestädte ein roher Ton.

In Amsterdam gibt es ausser den Volkstheatern *(Salons des Variétés)* ein holländisches Stadttheater — *Stadsschouwburg*, ein deutsches und französisches Theater *(Vaudeville français)*. All diese „Schauburgen" muss man sich von bescheidenen Dimensionen vorstellen und den Maassstab unserer deutschen Residenztheater hübsch daheim lassen. Treten wir in die holländische Schauburg, ohne uns mit dem uninteressanten Gebäude selbst zu befassen.

Da sitzen die Leute in dem *Bak* (Parterre) und in den Logen mit den Hüten auf dem Kopf, rücksichtslos wie in der Kneipe. Auf der *Gaandereij* (Paradies) aber drückt sich ein urwüchsiges Publikum — Matrosen und Packknechte, Soldaten, Handwerksgesellen und Gassenjungen — alle in schmutzigen Hemdärmeln, mit Wollmützen auf dem Kopfe. Die Einen trampeln mit den Füssen, die Andern trommeln mit den Fäusten, die Einen brechen in ein wieherndes Gelächter aus, die Andern in ein murrendes Gebrüll. . . . Nein, hier wohnen die Musen nicht. Die Stücke, welche aufgeführt werden, sind meistens nur

holländische Uebersetzungen aus dem Französischen. Und erst die Garderobe? Lassen wir lieber die „*Gordijn*“ fallen und betrachten uns das Leben auf den Strassen in Amsterdam.

Man weiss nicht, wo man zuerst hinschauen soll, in den Quartieren des Reichthums — die *Hoogstraat* und *Kalverstraat*, die Herren-, Kaiser- und Prinzengracht entlang. Laden reiht sich an Laden, und hinter den grossen Spiegelfenstern Alles so hübsch geordnet: das funkelt, das glänzt, das reizt und lockt! Und das Menschengewühl dazu, dazwischen die Drehorgelspieler, und hoch in der Luft bimmelt's und summt's von den Thürmen. Aus den Waffelbuden am Wege brodelt lockender Duft, und die Spitzenhäubchen der schönen Bäckerinnen winken verführerisch heran. Vor den Schenken und Kaffeehäusern sitzen die Zecher. Auf den Brücken haben die Büchertrödler ihren Kram aufgestellt, und kaum hast du das Titelblatt eines Buches umgewendet, arbeitet ein Stiefelputzer an deinen Stiefeln und polirt sie blank wie einen Spiegel, während ein Jude von der Seite sich an dich herangeschlichen hat, dir ein Lotterieloos unter einem Wortmeere anpreisend. Du kannst ihm nimmer entrinnen, er umkrallt dich mit tausend goldenen Verheissungen. Jetzt sperrt ein militärischer Aufzug die Strassen, und dort kommt ein Leichenzug herauf, er nimmt zu unserem Erstaunen seinen Weg in eine Kirche. Dort wird der Verstorbene begraben, weil er ein reicher Mann war, weil er Geld genug hinterliess, die hohen Sporteln zu bezahlen. In Amsterdam herrscht noch der Gebrauch, Leichen in den Kirchen beizusetzen. Ohne Zweifel ist dies keine liebenswürdige Sitte, aber einerseits trägt sie den Kirchen hohe Einkünfte, andererseits würden die Leichen ausserhalb der Stadt in Folge des morastigen Bodens im Wasser schwimmen. Die Einkünfte werden jedoch wohl das Hauptmotiv bilden.

Wenn man so planlos auf den Trottoirs hinschlendert, gewahrt man immer etwas Neues und sollten es auch nur die hölzernen

bemalten Mohren- und Türkenköpfe sein, welche das gewöhnliche Schild der Materialhandlungen sind und *Gapers* (Gähner) genannt werden. An einem andern Hause hängt ein Ding wie ein Korb heraus, mit seidenen Lappen, Goldpapier, grünem Laube und Kornähren gefüllt, und das ist das Symbol der neuen frischen Häringe. Wo anders prangt die Aufschrift: „*Hier verkoopt men sterke dranken*" oder kurzweg: „*tapperij*". Das bedeutet eine Schnapskneipe. Hie und da wird aber der Deutsche durch doppelsinnige Laute ganz komisch geäfft. Alle hundert Schritte steht angeschrieben: „*Huis te huren*" oder „*Gemeubeleerde, gestofeerde kammer te huren*", allein es hat den schlimmen Sinn nicht, den wir vermuthen könnten; denn „*huren*" heisst im Holländischen ganz harmlos vermiethen.

Gar komisch aber klingt es, wenn man an einer geschlossenen Thüre ersucht wird, zu „*bellen*", damit geöffnet werde; oder wenn im Gasthofe „*Jan*" daher gerannt kommt und höflich fragt: „ob Mynheer vielleicht „gebellt" habe. („Bellen" heisst klingeln, läuten.)

In den Kaffeehäusern steht auf jedem Tische eine Urne mit dem heiligen vestalischen Feuer, das nie erlöscht — das *Tabakskomfoortje*, ein mit glimmendem Torf oder Buchweizenhülsen gefülltes Kohlenbecken zum Anzünden der Cigarren und Pfeifen. Die alte Sitte, dass dem Eintretenden eine gestopfte irdene Pfeife mit langem Stiele angeboten wird, fängt an zu verschwinden, wenigstens ist sie in den eleganteren Kaffeehäusern schon ausser Uebung gekommen. Alle Augenblicke wird der Kellner angerufen: „*Jan een vlammetje*" (Fidibus) oder „*Jan een sneeuwballetje*" (ein Glas Jenever mit Zucker, wörtlich: ein Schneebällchen).

Hie und da sieht man in den Grachten der Stadt von allen Seiten geschlossene grosse Kähne liegen, zu denen die Leute mit Geschirren hinzueilen, als wollten sie zum Brunnen gehen.

Wirklich sind das auch auf dem Wasser wandelnde Brunnen. Denn Amsterdam, die grosse Stadt, hat gar kein Quellwasser. Mitten im Wasser hat sie doch keines zu trinken. Deshalb sind unter den Häusern oder im Hofplatze Cisternen eingemauert, in denen jeder Tropfen Regenwasser von den Dächern aufgefangen wird.

Seit dem Jahre 1853 ist zwar eine Wasserleitung vollendet worden, durch welche Wasser in unterirdischen Röhren aus einem ungeheuren Behälter in den Dünen, $1^1/_2$ Stunden ober Haarlem, also auf eine Wegstrecke von $4^1/_2$ Stunden, nach Amsterdam in die Wohnungen geleitet wird. Jener Wasserbehälter ist 20 Fuss tief und 11 preussische Morgen gross und fängt das Dünenwasser auf, das freilich auch nur Regenwasser, aber hell und klar ist, dem der Sand, durch den es sickert, als natürliches Filtrum dient. Indessen können auch die ärmeren Klassen dieses Wasser haben, da es die Unternehmer an verschiedenen Orten gegen 1 Cent den Kübel voll käuflich abgeben. Doch bleiben die Aermeren lieber bei ihren altgewohnten Wasserschiffen, „*Leggers*“ geheissen, deren ganzer innerer Raum zu einem Wassermagazine eingerichtet und daher besonders dicht und sauber gezimmert ist. Die *Leggers* von Amsterdam holen ihre Ladung aus der Vecht in der Gegend von Weesp oder Utrecht. Wenn die Wasserkähne beladen ankommen, gehen sie sehr tief im Canalwasser, oben in der Mitte auf dem Deck steht eine Pumpe, diese wird in Bewegung gesetzt, und die flüssige Waare läuft wie aus einem Brunnen heraus.

Das Trinkwasser ist aber nicht blos in Amsterdam ein wichtiger Handelsartikel, ein besonders starker Süsswasserhandel wird auch nach den Inseln von Zeeland hin betrieben.

Man denke sich, was es in einer Stadt um die Armen sein muss, die sogar ihren Bedarf an Wasser kaufen müs-

sen *). Und es gibt viele Arme in Amsterdam, trotz den grossen Quartieren des Reichthums. In den Nebengassen, in Keller- und Dachstübchen wohnt die Armuth mit ihren hohlen thränenzerfressenen Wangen, und dort findet man wohl an Kellerthüren ein kleines Schild mit den Worten: „*Water en vuur te koop.*" Hier holen sich arme Familien für einige Cents heisses Wasser und etwas glühenden Torf, um sich einen dünnen Thee oder noch dünnern Kaffee zu bereiten. Allein nirgends in der Welt sind auch die Wohlthätigkeits-Anstalten (im Verhältniss zur Grösse der Stadt) so zahlreich als in dem nordischen Venedig, wo der Handel das Lebensprincip der Bevölkerung ist. Schliessen wir mit den Worten des holländischen Schriftstellers van der Palm:

„In Amsterdam lebt Alles vom Handel, von dem Kaufmann an, der seinen Gewinn nach Tausenden berechnet, bis zu dem halbnackten Jud, der unter der Wucht überschwerer Lasten keucht, oder dessen Muskeln zittern beim Fortkarren einer Pferdefuhr."

*) Ausser dem Wassermangel trifft die arme Bevölkerung auch das nasskalte Klima Amsterdams besonders hart. Nicht blos im langen Winter, auch im Frühling und Herbst müssen die Wohnungen geheizt werden. Ueberhaupt ist der schnelle Temperaturwechsel in Amsterdam besonders empfindlich. Im Sommer kann zur Mittagszeit zwischen den hohen Häuserreihen durch das Zurückfallen der Sonnenstrahlen von den unzähligen Wasserspiegeln eine ostindische Hitze herrschen, und gegen Abend bringen die Seewinde winterliche Kälte und Fieberschauer. Im Jahre 1667 trat nach milder Witterung am 16. März so grosse Kälte ein, dass man schon nach zwei Tagen über den zugefrornen Meerbusen des Jj ging. Am 26sten desselben Monats aber schmolz das Eis so rasch, dass, nachdem man am Morgen noch das Eis begangen hatte, des Abends schon die Schiffe passiren konnten. Der Reisende wird wohl thun, auch im Sommer sich mit warmer Kleidung in Amsterdam sowohl wie in ganz Holland zu versehen.

Broek.

Das reinlichste Dorf der Welt. — Käsebauern und Millionäre. — Die Gärten von Broek oder kostspielige Geschmacklosigkeit.

„Niemand soll nach Sonnenuntergang längs des Dorfes Tabak rauchen, indem dies nur am Tage zugestanden ist, doch soll alsdann die Pfeife mit einem guten Deckel darauf versehen sein müssen; ferner wenn Jemand mit einem Pferd durch das Dorf geht, soll man nicht darauf sitzen, sondern muss es bei dem Kopf halten und es im Schritt führen.“ Diese Warnung steht am Eingang in das Dorf Broek (sprich Bruk) im Waterland (Wasserland).

Hier sind alle Bauern Capitalisten und alle Capitalisten Bauern oder vielmehr Käsemacher. Wenn die Holländer im Allgemeinen die reinlichsten Menschen sind, so wird diese Neigung in Broek zur Tollheit gesteigert. Die Fusswege des Dorfes (Fahrwege gibt es keine, der einzige vorhandene führt um das Dorf) sind in der Weise äusserst sorgfältig mit kleinen auf die hohe Kante gestellten Backsteinen gepflastert, dass sie allerlei Figuren wie eine Art Mosaikboden bilden. Jeden Morgen werden sie mit Wasser und Bürsten gefegt, sie sind spiegelblank, nirgends ein Grashälmchen, ein Baumblatt, eine Vogelfeder, ein Staubhäufchen. Die Dienstboten müssen früh Morgens, Sommer und Winter, auf den angrenzenden Wiesen, hundert Schritte wenigstens vom Dorfe und unter dem Winde, die Kleider ausklopfen und die Schuhe putzen. Im Sommer sind Kinder aufgestellt und dafür bezahlt, jedes Baumblatt, das der Wind in die Gässchen führt, aufzuklauben und sie in Löcher zu werfen, welche mit Brettern bedeckt sind, damit der lustige Wind sie nicht neuerdings fortblase.

Die Häuser sind grösstentheils von Holz und wegen der grossen Feuchtigkeit mit grellen Oelfarben bemalt, welche Bemalung häufig erneuert wird, so dass sie immer neu aussehen. Die Fenster sind von Spiegelglas und inwendig mit reichen Gardinen versehen. Die meisten Häuser sind einstöckig, die der ganz reichen Familien zeigen einen eigenthümlichen aber geschmacklosen Styl. Jedes Haus hat zwei Thüren. Die Hauptthüre in der Mitte öffnet sich nur an den drei grossen Ereignissen in der Familie, bei der Taufe, Trauung und Begräbniss. Der gewöhnliche Eingang ist von der hinteren Seite. Die Dächer der Häuser bestehen aus glänzenden Ziegeln von bunten Farben, man untersucht dieselben, ob nicht etwa einige Moosfasern wuchern, und man wäscht die Kaminrohre. Fast vor jeder Thür befinden sich eine Anzahl Leder- und Holzschuhe, die an der Thüre ausgezogen werden; denn die Bewohner laufen in ihren Häusern nur in Strümpfen oder Pantoffeln umher. Nicht allein alles Holzgeräthe in und an den Häusern, sondern auch alle Schlagbäume, die Umzäunung der Wiesen und die auf den Wiesen eingeschlagenen Pfähle, woran sich das Vieh reibt, sind bemalt, die Viehpfähle nicht selten am Knaufe mit Schnitzwerk versehen. Vieh darf niemals durch das Dorf getrieben werden, aus einem leicht begreiflichen Grunde. Die Einwohner leben entweder vom Coupon-Abschneiden, oder treiben Handel oder machen Käse; denn im *Waterlande,* wie schon der Name andeutet, gibt es keinen Ackerbau, nur Wiesen und Weiden, besät von den herrlichsten Kühen und Rindern. Das einstöckige Haus eines Broeker Käsebauern ist fast nur Stall, drei Seiten nimmt dieser ein; die andere Seite und die Mitte dient den Menschen zum Aufenthalt. Durch den Stall geht auch der gewöhnliche Eingang. Aber dieser Stall ist ein Besuchzimmer an Reinlichkeit, und nicht selten hängt eine schöne Uhr mit einem Glockenspiel darin. In der Molkenkammer kein Geruch, kein Flecken;

auf langen Tischen die dicken runden Käslaibe geordnet. Einige sind schon unter der Presse, andere liegen noch im Wasser, um Salz einzusaugen. Die Geräthe schimmern, das Kupfer blitzt im goldenen Glanze. An den Wänden hängen Bilder, auf dem Fussboden liegen aus Schilf geflochtene Matten. Haben etwa diese Leute den Stein der Weisen und können sie Schlamm und Wasser in Gold verwandeln? Ihre Wünschelruthe heisst Fleiss, Gewandtheit im Handelsgeschäfte, Sparsamkeit und Mässigkeit.

In die Häuser und Gärten der Reichen zu kommen, ist etwas schwieriger; denn diese Rentiers wollen nicht von jedem neugierigen Reisenden ihr Haus und seine Einrichtung begaffen lassen. Darüber sind sie sicher nicht zu tadeln. Wer aber eine Empfehlung hat oder bescheiden um Einlass bittet, der kann die Broeker kostbaren Kleinigkeiten und Spielereien bewundern, wenn sie ihm nicht zu kindisch vorkommen. Betritt den Garten, da stehen Buchs- und Taxusbäume zu mancherlei Gestalten verschnitten, zu Hunden, Katzen und Pfauen, zu Sternen und Tischen mit Gläsern, zu Kronen und Kreuzen. Man kämmt die Gesträuche und rasirt sie jeden Morgen, und alle Stunden knirschen in den Gängen und Beeten die Spaten und Rechen. Ist es nicht zum Lachen, wenn so ein Gärtner Jahre lang darauf wartet, bis ihm die Pfote oder der Kopf an seinem Taxusstrauch an der passenden Stelle zum Vorschein kommt? Dort ist der Weiher, darin schwimmen Schwäne und Enten und Meerweibchen von Messingblech, die mit dem Geräusch von Küchenpfannen an einander stossen, wenn der Wind aus vollen Backen bläst. In jener Strohhütte sind lebensgrosse Automaten, der Führer lässt die Räder an, ein Weib spinnt, ein Mann haspelt, und in der Grotte kniet ein Eremit mit langem Flachsbart.

Die Ursachen dieser kostspieligen Geschmacklosigkeiten liegen theils in dem unermesslichen Reichthume der betreffenden Familien, theils in der traurigen Beschaffenheit des lockern Bo-

dens, welcher keinem Baume einen festen Halt gewähren kann. Ebenso ist das Bemalen alles Holzwerkes zum guten Theile eine Folge des feuchten Klimas, welches das Holz, wenn es nicht mit einem Anstrich von Oelfarben überzogen wäre, bald zerstören würde.

Broek ist einst durch seinen Holz- und Getreidehandel mit den Küsten der Ostsee reich geworden, und wenn heute die Handelsströmung das Dorf bei Seite geschoben hat, so gibt es dort doch noch viele, viele Tonnen Goldes.

Zaandam.

Ein Ausflug zur See. — Die Windmühlenstadt. — Niedliches Stadtbild von Zaandam mit chinesischem Colorit. — Ehemalige grossartige Industrie. — Windmühlen zu Hunderten. — Solide „Windmüllerei“. — Die Hütte Zaar Peters des Grossen, Zaandams Wahrzeichen.

An der Mündung der Zaan in das Jj liegt die lustige Windmühlenstadt Zaandam. Wenn man zu Lande von Broek herkommt, so ist das ein langweiliger Weg, nur Wasser und Viehweiden, kein Schatten, kein Baum. Um so schöner aber die Fahrt mit dem Dampfboote über das Jj von Amsterdam aus an einem sonnigen Morgen, wo Stadt, Hafen und Werft in schönster Beleuchtung daliegen, alles durchsichtig klar, in grelle trockene Farben gesetzt, grüne Kirchthürme, rothe Schieferdächer, schwarze, betheerte Schiffsbäuche. Auf dem die Fluth kräftig furchenden Dampfer sieht man allenthalben Schiffe mit ausgespannten Segeln auf der Wasserfläche, die so beträchtlich ist, dass man an manchen Stellen die Küste aus den Augen ver-

liert. Hoch über dem Schiffe wiegen sich die Seemöven mit ausgebreiteten Schwingen in den Lüften.

Das Dampfboot legt am neuen Rathhause an, und man sieht längs des Quai eine Reihe kleiner netter hölzerner Häuser, lustig mit allerlei Farben bemalt: grün, grau, rosaroth. Zaandam gefällt auf den ersten Blick. Ein Spaziergang längs der Zaan gewährt das beste Bild von der niedlichen Stadt, die nach allen Richtungen von schmalen Grachten gekreuzt wird. Fast jedes Häuschen liegt mit seinem Gärtchen auf einem Inselchen, die durch Brückchen mit dem festen Lande verbunden sind. Die Menge kleiner Brücken, kleiner Häuser, kleiner Canäle, alles so sauber und niedlich, wie in einem Puppentheater — verleihen dem Städtchen einen chinesischen Anstrich, noch mehr wenn man die hübschen Mädchen und Frauen in ihrer eigenthümlichen, etwas bizarren Kleidertracht dazu nimmt!

Die Gärtchen zeigen den nordholländischen Geschmack in seiner Unverfälschtheit. Die Wege sind mit zerstossenen Muscheln oder Ziegelsteinen zum Schutze gegen die Feuchtigkeit dick bestreut, die Blumenbeete und Ziersträucher bilden allerlei Figuren, und vor den Gärtchen liegen grün und weiss angestrichene Gondeln.

Einst war Zaandam berühmt wegen seines Schiffswerftes, wegen seiner Industrie*), wegen seines Holz- und Getreidehandels. War ja doch Z a a r P e t e r d e r G r o s s e dorthin gekommen und hat auf dem Werfte von *Mynheer* C a l f als Schiffszimmermann gearbeitet. Heute ruhen die Werften, nur die Windmühlen hängen überall ihre Flügel über das Städtchen von ungefähr 11,200 Einwohnern herein. Im Jahre 1768 gab

*) Ein Papier-Fabrikant soll einmal an einem Börsentage in Amsterdam 100,000 Ries Papier verkauft und 100,000 Gulden rein gewonnen haben.

es 505 Windmühlen, die heute bis auf ungefähr 314 geschmolzen sind. Der Dampf hat schon viele verdrängt.

Die *Zaankanters* (Anwohner der Zaan), worunter mehrere Millionäre, schätzen ihr Vermögen nach Windmühlen. Wenn ein Vater seiner Tochter zur Aussteuer ein Paar Windmühlen als Mitgift bestimmt, so ist das keine luftige Sache, sondern etwas sehr Reelles; denn so eine Zaandamer Windmühle repräsentirt mit dem was drum und dran hängt die runde Summe von 100,000 Gulden. Das ist sicher eine solide „Windmüllerei". Am zahlreichsten sind die Oel- und Holzsägemühlen, Farb- und Papiermühlen, und eine ist mit nichts anderem beschäftigt, als Sandsteine zu mahlen, welche von Bremen herkommen und deren Mehl den Holländerinen zum Bestreuen der Hausflur dient.

Die historische Merkwürdigkeit von Zaandam ist die hölzerne Hütte Peters des Grossen von Russland, welche er angeblich (1697) selbst erbaut haben soll. Sie besteht aus zwei Kammern und einem Bettschrank, enthält zwei Marmortafeln zum Gedächtniss an den Besuch zweier russischer Kaiser und einige Porträts des grossen Peter und seiner Katharina. Die Hüttenwände sind bedeckt mit den lächerlichen, unbekannten Namen unbekannter Reisender, bei deren Anblick Einem unwillkürlich jener bekannte Spruch einfällt: *Nomina stultorum....*

Die rohe Bretterhütte, welche sich altersschwach auf eine Seite neigt, wird von einem auf Backstein-Pfeilern ruhenden Dache gegen das Wetter beschützt, welchen Regenschirm ihr die niederländische Königin Wittwe (eine russische Prinzessin) hat machen lassen.

Die Sage von dem kaiserlichen Zimmergesellen kennt jeder Leser aus jener Oper mit der schönen Arie: „Einst spielt' ich mit Scepter etc.", aber die Wahrheit ist, dass Zaar Peter nur acht Tage sich in Zaandam aufgehalten hat. Er flüchtete vor der

Menge Neugieriger nach Amsterdam und arbeitete dort ungestört auf den Werften der ostindischen Compagnie.

Edam.

Käse, berühmte Männer, Sagen und Wundergeschichten.

Wer hat nicht schon von dem berühmten Edamer Käse*) gehört oder gegessen? Die Stadt, von dem er seinen Namen hat, spiegelt sich in den Fluthen der Zuiderzee — eine kleine Stadt mit einer katholischen Kirche, welche zu den grössten und schönsten Nord-Hollands gehört. Edam hat wie so viele holländische Städte ihren Ruhm überlebt. Einst wurde auf ihren Werften die ganze Flotte Ruyter's gebaut, jetzt läuft nur selten ein Schiff dort vom Stapel, und ihr „Käse“ allein lässt sie nicht ganz in Vergessenheit fallen.

Die Stadt Edam hat von ihrer in's Meer gesunkenen Blüthe nichts mehr aufzuweisen, als Sagen und Legenden und fünf „Schildereien“ im *Prinsenhof*. Die eine stellt den Schiffszimmermann Jacobus Matijsen Oosterling vor, der 92 grosse und kleine Schiffe gebaut hat; die zweite einen gewissen Jan Claasz. Clees, der in seinem 42. Jahre 227 Pfund wog; die dritte einen Peter Dirkz, mit dem Beinamen „Langbart“, weil er seinen Bart halten musste, um ihn nicht auf dem Boden nachzuschleppen; die vierte einen gewissen Printje Cornelis Kever, der in seinem 17. Jahre starb und nicht weniger als $9^1/_2$ Fuss hoch war; die fünfte Schilderei stellt die sogenannte „Meermin“ dar, deren Legende also lautet:

*) Runde, kleine Käse, die von süsser Milch gemacht werden — *Zoetemelkskaas.*

Es geschah nach einem heftigen Sturme, welcher die Schleusen gebrochen und die Meereswogen weit über die Küsten geführt hatte, dass einige Mädchen aus der Stadt Edam ihre Kühe an den (jetzt ausgeschöpften) Pürmersee zur Tränke trieben. Da gewahrten sie ein nacktes Weib, deren Glieder mit Schlamm und grünlichem Gischt bedeckt waren, auf dem Wasserspiegel des See's schwimmen. Die Mädchen zogen die vermeintliche Seenymphe in einem Netze an's Ufer und führten sie nach Edam. Als man sie dort gewaschen und ihr Frauenkleider angethan hatte, sieh, da erschien sie Allen, die sie sahen, als ein wunderbar schönes Weib. Sie lernte Brod essen und nähen. Am liebsten ging sie zu den Wassern des See's, wohin es sie unwiderstehlich zog. Sie redete eine unbekannte Sprache und lernte kein Wort holländisch. Was weiter aus ihr geworden ist, das wird nicht vermeldet.

In der Münchener Staatsbibliothek kam mir eine kleine alte Druckschrift mit einer auf Edam bezüglichen (tendenziös erfundenen) Wundergeschichte unter die Hände und ich will dieselbe in treuer Copie hier folgen lassen:

New, Unerhörte, erschröckliche, warhafftige Wundergeschicht, so sich in der Statt Edam in Holland den 24. Tag Hornung diss lauffenden 1602. Jahrs zugetragen, wie sich die Göttliche Güte unnd strenge Allmacht augenscheinlich wunderbarlich erzeigt hat.

Erstlich in Flandrischer Sprach getruckt zu Brüssel, nachmals nach diser Brüssellischer Copi in das Französisch versetzt unnd nachgetruckt zu Lüttich, jetzund aber sowol aus obbenandter Flandrischer und Französischer als auch auss der Lateinischen in die Hochteutsche Sprach treulich verfertigt. Mitsampt einem Baderbornensischem Sendschreiben. Getruck zu Ingolstadt, in der Ederischen Truckerei, durch Andream Angermayer. Anno M.DCII.

Nach einer kurzen Vorrede „an den treuherzigen Leser“ beginnt die erschreckliche Mähre also:

In diesem einlauffenden 1602. Jahr, an dem Sonntag Quinquagesimae, der dann auff den 17. Hornung gefallen, hat sich ein seltzamer Mutwill uñ Frevel under 30 Ostendischen Soldaten geübet. Dise 30 Soldaten waren inn einer Kriegsrot oder Geschwader, so auss Ostenden inn wehrender Belägerung gezogen, seyn also dise 30 darvon kommen, unnd in ein Nort-Holländische Stadt, Edam genandt, angelangt, allda sie auss überfrechem Muth allerhand schimpflich Höngespött getrieben, mit eussersten Verachten unnd Verlachen der Catholischen Glaubens-Zier, Ceremonien unnd Kirchengebräuch, die sie nach Art der vergifften Ketzer uñ verwegener roher Leut, mit unerhörtem Gotteslästern in das Gespött gezogen, auch auf nachfolgende Weiss ein solche gottlose, verruchte Fassnacht-Kurzweil angericht.

Ein jeder zog ein Hemmet an über die Kleider, einer aber auss disen ward angethan mit priesterlichem Ornat unnd Messgewand, trug in den Händen ein Oblat oder Hostien. Sie hätten auch ein Geschirr voll Wasser, als wärs ein Weihkessel, darauss einer Gespötts weiss mit einem Besen sprenget, gleich als gebe er das Weihwasser.

Unnd also mit solcher andächtiger Ordnung giengen dise Spötter umb, hielten den Umbgang oder die Procession. Neben andern verstellten Kirchengesäng erholten sie dise Wort sehr offt, sungen mit lauter verstellter Stimme Dominus vobiscum.

Mit welchem Gesang sie ein Spottreyen, unnd disen ihren höhnlichen Umbgang biss zu der Kirchen vollfierten. Alsbalt sie aber darzu genahet, treiben sie ein newes Spiel, fangen an die Kirchen weihen. Der in dem Messgewand gehet voran, die ander sein Clerisey folget hernach. Weiter fahren sie in ihrem Gottesdienst fort, nemen einen auss disem ihren Hauffen her-

auss, binden in an ein Baum, brennen auff ihn loss, wiewol sie die Handrohr nur mit ungenetztem Papier geladen, und lassen ihnen seyn, als wann diser erschossen werd, welchen sie solten zu der Erden bestatten. Damit also auch die Ceremonien der Catholischen Begräbnuss veracht wurden. Stellen sich derhalben als wann sie disen vermeinten verstorbenen gantz ehrlich auff der altglaubigen Weiss, mit grossem Gebräng zu der Erden bestätten.

Bald hoben sie ihn widerumb auss dem Grab, und führen ihn in obbenandte Kirchen, da ihnen dann vonn den Herren vier Fass Bier zum besten geben ward. Bald hielten sie steiff unnd setzten zusammen, ziehen und stimmen so lang, biss die Fass das Leer sungen. Wie dann auch die zween Burgermeister von Edam selbst mit und beigewesen. Den nächst nachfolgenden Tag erwischen sie einen, dem sie Bischöfliche Kleider anlegten, setzten ihm ein Bischoff Hut auff, Brillen oder Augengläser auff die Nasen, inn die Hand geben sie ihm ein grosse brinnende Kertzen. Und nachdem sie ihnen genug ob disem ihrem Bischoff gelachet, auch wunder viel seltzam Affenspil gottloser Weiss getrieben, fragen sie letzlich ihre Hochwürden in den Brillen, ob er seine Irrthumb noch nit sehe. Auff welches diser Brillenreisser antwort, was hilfft mich dise brinnende Kertz oder dise Augenspiegel zum sehen, so ich doch nicht sehen wil.

Letzlich haben sie disen in ein Schifflein gesetzt, von dem Gestatt gestossen, fahren unnd drinnen lassen. Unmüglich ist es zu erzählen allerley Schandreden und Schmachthaten, mit welchen sie zu Spott dess Catholischen Glaubens, wider die heyligen Ceremonien der Christlichen Kirchen unsinniger Weiss gefrevelt haben. Es ward auch schon anbestimbt, und beschlossen, eben dergleichen und mehrer Spottspiel und Gotteslästerung an dem ersten Sonntag in der Fasten am 24. Hornung zu widerholen. Welchen Tag sie ihnen zu solcher Schmachbüberey

schon allbereit verfertigt hatten. Aber der starck ewige Gott hat sich disem ihrem tobenden gottlosen Vorhaben entgegen widergesetzt, mit einem unerhörtem augenscheinlich der gantzen Welt bekandtem Wunderzeichen.

Dann auff obbemeltem 24. Tag Hornungs zwischen 4 und 5 Uhr vor Tags, ist der Fewerblitz und Donnerstraal vom Himmel über die Stadt Edam auff den Thurn zu, und in dem Donnerstreich der Teufel in Gestalt eines fliegenden fewerspeyenden Drackens durchgeschossen, und mit seinem Drackenschwantz (der da gleich ward einem Funckenglüendem Cometstern) den Thurn in der Höhe umbwunden, auch angefangen auss dem Rachen häuffig Fewer zu würgen, unnd die aussgespeyene Fewerflammen in die vier nächst bey dem Thurn gelegene Häuser zu schiessen. Man hat auch augenscheinlich gesehen, unnd gehört, wie der böse Feind gesungen, *Dominus vobiscum*, unnd allerley dergleichen Spottspiel geübt, so die 30 Ostendische Soldaten den vorgehenden Sonntag zu Spott unnd Verkleinerung dess Catholischen Glaubens gespielt. Die Burger bearbeiteten sich sehr, dass sie ein Stuck Feldgeschitz für den Thurn brächten, damit sie den Thurn fällen möchten, unnd mit dem Fallen die Flammen mit gefelt und ersteckt wurden. Aber diser Anschlag gewann keinen Fortgang, dann dess Feldgeschützes Wagenrüstung zersprenget sich selbst, zerbrach unnd fiel zu Hauffen. Ist also der gantz Thurn in Fewer verdorben, dessgleichen hat die Flamm umb 8 Uhr vor Mittags die gantz Kirchen völlich ergriffen, und biss auff den Grund verbrannt. Ist aber bey disem nit verblieben, sondern dise wunderbarliche Nottbrunst hat bey 60 Häuser ringsweiss herumb biss inn die Aschen verzehrt, doch ist ein einig Hauss gewesen, so zwar mitten under disen brinnenden Häusern gestanden, nicht ohn sonderlichs Wunderzeichen und göttlichen Schutz gantz unverletzt, auss solcher gemeiner Fewersnoth errett und erhalten worden. Diss war eines Prie-

sters Hauss, in welchem damals noch etliche Gute, Fromme, Altglaubige, auss dises Priesters Geschlecht wohneten.

Ohne Zweyfel ist diss ein überauss gross Wunder Gottes.

Heut ist einer von Munikinden (*Monnikendam* bei Edam) bey mir gewesen, der bestättigt, dass wie die Kirchen noch biss auff heutigen Tag im Rauch und Flammen stecke, und brenne. Könne auch mit keinem Wasser dise Brunnst gelescht werden. Ja welchen ein einiges Füncklein von disem Fewer berüret, der könne vonn der erschrecklichen Noth dess Brands nicht gerettet, noch dass Fewer aussgelescht werden, biss sich einer gantz unnd gar in das Wasser senke. Diser obbemelte erzehlet auch ferner, wofern die Burger vonn Horn un Munikinden denen von Edam auss nachbäewrlichem Mitleiden, nit wären also starck zu Hülff kommen, so wär in diser erbärmlichen Fewersnoth die gantze Stadt verbronnen. Wahrhafftig ist diss ein überauss unerhörte Straff, unnd überauss grosser Schad verhengt über die Stadt Edam.

Guthertziger Leser, gleich als ich dise Brieff geschriben, kommt andere Bottschaft mit vermelden, wie dass die 30 obbenandte Ostendische Soldaten schier all in diser Brunst erbärmlich verdorben uñ verbrunnen seyn. —

Das noch beigefügte anonyme „Baderbornensische Sendschreiben“ erzählt dieselbe Historie noch einmal, nur viel kürzer, und ist „Geben zu Baderborn, den 16. April, im Jahr 1602.“

Alkmaar.

Landschaftlicher Charakter von Nord-Holland. — Zierliche Bauernhäuschen. — Merkwürdigkeiten in Alkmaar. — Käse, viel Käse. — Schloss und Abtei Egmond.

Eine der interessantesten Provinzen ist Nord-Holland, sie ist reich an Abwechselungen, Reizen und Landschaftsbildern, eigenthümlich in Klima, Bauart und Sitten. Sie bietet die frischesten Gegenden, die hübschesten Gegensätze: hier eine lange Ebene, besät mit lieblichen Gärten, wogend im goldenen Meere der Oelfrucht und des Getreides, dort reiche grüne Auen mit glänzendem Vieh; hier niedliche Dörfer und arbeitsame Menschen, dort der öde Hügelrahmen der Dünen mit den gebrechlichen Hütten armer Strandbewohner. Hier das Landhaus und der Luxus eines Fürsten der Börse, dessen Namenszug als baares Geld in der ganzen Welt gilt, dort die Noth des Fischers, welcher im Sturm der Wogen seine unsichere Beute zu erjagen sich abmüht. Längs des nordholländischen Canals liegen Dörfer an Dörfer. Die Häuschen alle zierlich und nett, halb aus Holz, halb aus Backsteinen, die einen mit Ziegeln, die andern mit wunderlich ausgezackten Strohdächern gedeckt. Die buntbemalte Staatsthüre des Hauses, welche, wie schon öfter erwähnt, nur bei Geburt, Trauung und Tod sich öffnet, ist nicht selten mit vergoldetem Schnitzwerke versehen; denn der gewöhnliche Eingang ist von hinten durch den sauberen Stall. Die Reinlichkeit sucht sogar die Natur zu corrigiren, indem die Bäume an den Häusern mit Farben bemalt sind.

Am grossen Nord-Canale liegt auch die Stadt Alkmaar, ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit in den Strassen und Häusern. Ihr im Anfange des 16. Jahrhunderts erbautes Rathhaus ist ansehnlich und ihre *Groote*

Kerk ein gothischer Prachtbau, freilich mit der unvermeidlichen Holzdecke.

Das Merkwürdigste ist der Käsemarkt. Von ganz Nordholland bringen die Bauern nach Alkmaar ihren Käse zum Verkauf, von wo er nach allen Theilen der Welt, nach Westindien und Südamerika, versandt wird. Nordholland producirt jährlich 10 bis 11 Millionen Pfund Käse, davon werden jährlich über 8 Millionen Pfund auf der Stadtwage von Alkmaar gewogen. Der weite Platz vor der alten Wage mit ihrem hübschen Thurme ist über und über mit aufgeschichteten grossen runden gelben und rothen Käslaiben bedeckt. Die Lastträger sind alle weiss gekleidet und tragen farbige Hüte. Es ist ein heiteres lebendiges Bild.

Westlich von Alkmaar liegen die Ruinen des Schlosses und der Abtei Egmond, die von den Spaniern zerstört wurden. Ersteres war der Stammsitz eines berühmten Geschlechtes*), in letzterer wohnten Mönche, die sich um die Wissenschaft hoch verdient gemacht haben. Die Bibliothek der Abtei galt im 16. Jahrhundert für die bedeutendste in ganz Europa, besonders wegen ihres Reichthums an alten Handschriften. Die Barbarei der Bilderstürmer hat Kloster und Bücher vernichtet; der Platz, wo ehedem die reiche Abtei gestanden, ist jetzt der Kirchhof des Dorfes Egmond-Binnen.

*) Dort stand auch die Wiege des Grafen Lamoral von Egmond, dessen Leben der Freiheit des Vaterlandes gewidmet war. Er hat es bekanntlich auf dem Marktplatz zu Brüssel (1566) unter dem Henkerbeile ausgehaucht. Er war ein treuer Ehegatte, wenn gleich Göthe einen verliebten Schwärmer aus ihm gemacht hat.

Nieuwe Diep und der Helder.

Veränderte Scene. — Kriegshafen. — Rasches Entstehen von *Willemsoord*. — Der Heldercanal. — Aussehen der jungen Stadt. — Festungswerke. — Fort *Kijkduin* und der Leuchtthurm. — Bunte Mischung der Bevölkerung des Helder. — Letztes Lebewohl. — Auf dem Helderdeich, eine Mondscheinidylle.

Wenn man mit der Trekschuit von Alkmaar nach dem Helder fährt und in dem Hafen von *Nieuwe Diep* oder *Willemsoord* angelangt ist, sieht man die Umgebung wie mit einem Zauberschlage verändert. Mit Erstaunen betrachtet man das neue Bild, das sich da vor den Augen entrollt. Statt der Viehweiden und Bauernhäuschen, deren Einförmigkeit von Alkmaar her ermüdet und gelangweilt hat, stehen da plötzlich grosse und schöne Gebäude. Das Commando tönt von jener Fregatte herüber, die Matrosen holen die Taue an, und von einer Kaserne hört man die Trompetensignale. Kauffahrtei-Schiffe laufen in den Hafen ein, Boote gleiten über die Canäle, Lastträger gehen gebückt unter den schweren Säcken voll Reis oder Kaffee. Wir sind im Stapelplatz der Nordsee, in einem Kriegshafen von Holland.

Die grossen Magazine, die lange Strasse und alle Anlagen stammen aus der neuesten Zeit; vor etlichen 40 Jahren standen dort nur wenige schlechte Hütten. Als der grosse Nordcanal gezogen war, ist aus der Wüste in Kurzem eine belebte Stadt erstiegen. Hier legen die grossen Kauffahrer an, wenn sie von Indien kommen oder dorthin gehen, hier liegt die holländische Kriegsflotte vor Anker, hier werden auch alle Kriegsschiffe armirt und seefertig gemacht, hier erhalten sie ihre Kanonen und Kugeln, hier legen sie ihren kriegerischen Schmuck ab, wenn eines oder das andere auf dem Nordcanale nach Amsterdam von

Pferden geschleppt wird. Des grössten Theiles der Segel entkleidet, zuweilen selbst ohne Mast, läuft es in dessen Doks wie ein friedlicher Spiessbürger ein.

Um nach dem Helder zu gelangen, gleiten wir neuerdings in der Schuit auf dem $^1/_2$ Stunde langen Heldercanal hin, der einer Korallenschnur zu vergleichen ist, so reiht sich an seinem Saume ein einstöckiges Haus an das andere. Diese Häuschen haben ein fröhliches, friedliches Aussehen. Das eine hat seine Fenster mit Blumentöpfen geschmückt, das andere versteckt sich kokett hinter einem Baum, der ihm seine langen grünen Zweige wie einen Fächer vorhält. In dem einen wohnt die Familie eines Seemanns, und er selbst ruht dort von den Beschwerden des Seefahrens aus, in dem andern spendet eine Schenke klaren Jenever und lange Thonpfeifen — die Herzensfreuden des Lootsen und Matrosen.

Der Helder ist eine kleine, nette, immer mehr aufblühende Stadt, die sich in gerader Linie ausstreckt und sich sicher noch weiter ausstrecken würde, wenn das Meer nicht „Halt!" geböte. Die Stadt zählt 12,000 Einwohner, hat 6 Kirchen und 1 Synagoge. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Helder nur ein grosses Fischerdorf. Der Kaiser Napoleon liess hier im Jahre 1811 durch spanische Kriegsgefangene beträchtliche Festungswerke anlegen, welche die niederländische Regierung hat ausbauen lassen, wodurch der Helder ein sehr stark befestigter Punkt geworden ist. Die Batterien vertheidigen die Strasse des *Marsdiep* und den Eingang des Hafens von *Nieuwe Diep* und den Nord-Canal. Auf dem höchsten Punkte der nördlichen Düne erhebt sich das Fort *Kijkduin,* aus seiner Mitte ragt der hohe Leuchtthurm *(Vuurtoren)* auf, dessen innere Einrichtung ebenso interessant als die Aussicht auf das Meer grossartig ist. In den Kasematten des Forts liegt ein Straf-Bataillon,

und mancher Seufzer, mancher Wunsch, mancher schwere Fluch mag in den dumpfen Gewölben unter der Erde verhallen!

Die Stadt hat eine bunt gemischte Bevölkerung von Bürgern, Kaufleuten, Beamten, Soldaten und Seeleuten, die kommen und gehen. Der Helder ist der äusserste holländische Ort, wo der Seemann von seinem weinenden Weibe, seinen schreienden Kindern Abschied nimmt und wo er wieder erwartet wird. Wie viele sind schon fortgesegelt und sind nicht wiedergekommen! Das Meer aber schlägt nach wie vor an die gewaltigen Dämme, die kostbaren Schilde der Stadt und der Küste, und spottet der Thränen eines so schwachen Wesens, wie der Mensch es ist.

Ein Riesenwerk ist der grosse Helderdeich*), gegen den das Meer unablässig seine Wogen wälzt. Sein Rücken dient zur Strasse und ein Spaziergang darauf gewährt hohen Genuss, besonders am Abend, wenn der Mond ungeheure goldene Streifen auf die weite, weite Wasserfläche wirft, wenn die See friedlich ist und der lauschenden Küste von den Herrlichkeiten ferner Welttheile erzählt . . .

Texel und Eierland.

Erstes Capitel.

Lage, Grösse und Beschaffenheit der Insel. — Grosse Schafzucht und ihre Erträgnisse. — Die Abtheilung der Weiden. — Sinnreiche Vorrichtung das Entspringen der Schafe zu verhüten. — Der Texelsche Käse und sein eigenthümliches Färbungsmittel. — Der Hauptort der Insel. — Das Eierland und seine Geschichte. — Die Eierärnte. — Oudeschild. — Lootsen. — *Klapperlieden.*

Die grösste jener Inseln, welche Holland gegen die Nordsee schirmen und wahrscheinlich in früheren Zeiten mit dem

*) Siehe I. Band, Seite 60.

Festlande vereinigt waren, ist das Eiland Texel, vom Helder nur durch die Meerenge Marsdiep getrennt, die man in zwei Stunden mit der Barge überfährt. Der gewöhnliche Landungsplatz und der vorzüglichste Hafen der Insel ist het Oudeschild. Von da führt der Weg eine Stunde weit durch lauter Vieh-Weiden, nirgends ein Baum, nirgends ein Gestrüpp. Die Insel ist fünf Stunden lang und zwei Stunden Gehens breit — Alles Weideland und Schafe, so weit das Auge reicht. Die Weiden sind durch drei Fuss hohe Wälle abgetheilt, und damit die Schafe dieselben nicht überspringen können, ist eines ihrer Hinterbeine durch einen Strick mit einem Vorderbeine verbunden. Zugleich gewähren diese Wälle, welche die Weidegründe von allen Seiten wie ein Rahmen umschliessen, einigen Schutz gegen die Seewinde; denn die Schafe sind Tag und Nacht, Sommer und Winter im Freien. Hier und da steht eine Scheune zur Aufbewahrung des Winterfutters. Im Ganzen leben ungefähr 40,000 Schafe, 2000 Stück Hornvieh und 700 bis 800 Pferde auf der Insel. Die Schafe liefern jährlich 200,000 bis 250,000 Pfund feine Wolle. Auch werden im Durchschnitt jedes Jahr 20,000 Lämmer und 4000 alte ausgemusterte Schafe, sowie eine Menge Rindvieh nach den Städten Süd- und Nordhollands zum Schlachten ausgeführt. Das Fleisch der Texelschen Lämmer und Schöpse ist besonders zart und saftig und wird in Amsterdam theurer als anderes bezahlt. Die Schafe der Insel Texel sind meistens schön weiss, viel grösser als die unsrigen und geben eine fette Milch, woraus der bekannte „Texelsche Käse“ bereitet wird. Dieser Käse hat aber seine schöne grüne Farbe nicht von Kräutern, sondern von dem Abgang der Schafe. Allenthalben lesen nämlich Kinder jene Art von Kaffeebohnen auf, welche die Schafe freigebig fallen lassen, und die mit Wasser angefeuchtet, in einen leinenen Lappen gebunden und ausgewunden werden. Der auf diese Weise erhaltene grüne Saft

dient zur Färbung des an sich weissen Schafkäses. Diese Art von Schönfärberei geschieht also nicht auf die appetitlichste Weise, und wirklich hat auch der Verbrauch des grünen Texel-Käses gegen früher, wo das Farbmittel nicht allgemein bekannt war, merklich abgenommen.

Ein anderer Reichthum für die Insel besteht in ihren Brunnen von frischem süssen Quellwasser, womit die Seeschiffe versehen werden. Sonst aber entbehrt sie die Producte des Acker- und Gartenbaus, welche aus Holland und Friesland eingeführt werden. Nur höchst selten sieht man einen verkrüppelten Obstbaum bei den Häusern. Die heftigen Seewinde gestatten keine Baumzucht.

Unter den sieben Dörfern auf Texel ist de Burg der Hauptort. Der Baustyl der Häuser ist ebenso patriarchalisch als das einförmige Leben der Insulaner, die nach alter Sitte ihren Reisbrei aus einer und derselben Familien-Schüssel löffeln.

Der nördliche Theil von Texel heisst *Eijerland*. Früher war es eine Insel für sich, aber im Jahre 1629 begann man sie durch einen Damm mit dem Texel zu verbinden. Die Natur kam dieser Absicht durch Anschlemmungen zwar zu Hülfe, allein diese mussten eingedeicht werden, wenn das Geschenk der See nicht wieder von der See selbst zurückgefordert werden sollte. Es fand sich eine Gesellschaft, welche im Jahre 1835 den Grund um 94,000 Gulden ankaufte. Die Eindeichung begann, und noch im folgenden Jahre wurden 3300 Bunders Land gewonnen. Jetzt steht bereits ein Dorf, de Cocksdorp, dort mit einer reformirten und einer katholischen Kirche und ungefähr 1000 Einwohner zählend. Vor der Eindeichung nisteten zahllose Möven und sonstige Seevögel auf dem Eierlande, von deren Eiern die Insel ihren Namen hat. Nur vier Gebäude standen dort, worunter das „Eierhaus“, welches noch existirt, das ansehnlichste war, obwohl es einstöckig ist und nur vier Fenster

in der Breite hat. Die Eierärnte war früher vom Staate verpachtet worden und brachte schöne Summen ein. Man erzählt, dass vor dem Anbau Nest an Nest gestanden sei, und dass man wohl tausend Eier im Umkreis eines Schrittes sammeln konnte. Das Einsammeln der Eier war gewissen polizeilichen Verordnungen und Beschränkungen unterworfen, da die Vögel, wenn sie eine Störung bemerkten, sogleich in Schaaren, wie Wolken, herangekommen wären und ihre Eier rachgierig zerpickt hätten. Die Möveneier gingen in Massen nach Amsterdam, wo sie den Gänse- und Enteneiern gleich geschätzt und aufgekauft wurden.

In dem Texelschen Hafenplatz Oudeschild wohnen meistens Austernfischer und Lootsen. Für letztere bestehen eigene königliche Verordnungen, welche ihren Dienst in Bezug auf das Peilen des Fahrwassers und die Instandhaltung der Tonnen regeln, die hier und da zur Bezeichnung des Curses der See-Schiffe auf dem Wasser gelegt sind. In jenem äussersten Vorposten Hollands dreht sich Alles um die Schifffahrt und was damit zusammenhängt. Sogar die Nachtwächter oder „*Klapperlieden*“ verkünden dem schlafenden Oudeschild nicht blos die Stunden der Nacht, sondern auch die Richtung des Windes.

Seit der Anlage des grossen Nord-Canals hat das Gewerbe der Lootsen sehr gelitten; denn ehedem hatten sie die Seeschiffe, welche jetzt grösstentheils den Nord-Canal passiren, zwischen den Sandbänken der Zuiderzee durchzuführen. Die ärmeren Insulaner sind also gezwungen, als Matrosen Dienste zu thun oder als Fischer mit Lebensgefahr die Früchte des Meeres zu ärnten.

Zweites Capitel.

Der holländische Matrose.

Sein Charakter, seine Wissenschaft, sein Glaube, seine Hölle und sein Paradies.

Was den Matrosen am meisten charakterisirt, ist seine Verachtung der ganzen übrigen Welt. Sein Capitain und sein Rheder — alle andern Autoritäten sind ihm lächerlich.

Ein rechter Matrose hält das Land nur in so fern nöthig, als es dort Wirthshäuser gibt. Sein Schiff ist seine eigentliche Heimath, sein Vaterland. Am Lande ist ihm Alles zu spiessbürgerlich, zu erbärmlich, er muss in der Hängematte schlafen oder in den Marsen sitzen. Niemand kann genügsamer sein zur See: guter Wind und doppelte Ration Speck, Tabak und Branntwein. Niemand kann aber ausschweifender am Lande sein als der Matrose, wenn sich die Gelegenheit darbietet. Sein Charakter gleicht dem Elemente, auf dem er lebt: wilde Energie, stürmische Heftigkeit, Muth im Sturme, Frohsinn bei gutem Winde.

Der holländische Matrose hat seine Wissenschaft für sich, die Wissenschaft, welche seine alten Kameraden in ihrem Geplauder Abends vorne auf der Schanze ihm gelehrt haben. Diese Wissenschaft ist der Aberglaube. Was scheert er sich um das Gefasel der Bücherwürmer und Landratten! Die Naturerscheinungen erklärt er sich nach seiner eigenen Weise und er wird bei widrigem Wind, der das Auslaufen seines Schiffes verzögert, weit eher geneigt sein zu glauben, dies sei eine Strafe dafür, dass einer oder der andere beim Abreisen seine Schulden absichtlich zu zahlen vergessen habe, als dass er den Erklärungen über Luftströmungen, über Passatwinde etc. den geringsten Glauben beimisst. Aber nicht blos der Gegenwart einzelner Passagiere, die

etwas auf dem Gewissen hätten, werden Windstillen und Orkane zur Last gelegt, sondern auch leblosen Dingen: einem neuen Geräthe, einem Kabelstümpfchen, einem Segel, einem fatalen Gesichtszuge oder einem bösen Blick. Sie glauben wie die Spieler an geheimnissvolle, bald verderbliche, bald wohlthätige Mächte, an erzwungene Sühnopfer einer Schuld, an übernatürliche Erscheinungen, Zauberspuk und Gespenster. Die Sage vom fliegenden Holländer, dem ewigen Juden des Meeres, glauben sie ebenso fest, als die Worte des Evangeliums.

Der fliegende Holländer ist ein grosses Kriegsschiff, ohne Mast und Segel, das schon von weitem, wie ein Ungethüm von Walfisch, am Horizont erscheint, und das die noch „grünen Theerjacken" gern für eine Landzunge halten. Dieses Schiff segelt gegen Wind und Fluth, ohne dass am Steuer eine leitende Hand zu sehen ist. Es hüpft nicht über die Wellen wie leibhaftige Schiffe, es gräbt eine tiefe, breite Furche in den Wogenschwall. und huscht dahin ohne Stoss und Anprall. Das Meer selbst scheint vor Schreck sich vor ihm zu senken: plötzlich schnellt es sich in die Höhe, wie ein Geier stürzt es einige Kabellängen vom Schiffe nieder, und jetzt gewahrt man Menschen oder vielmehr Knochengerippe mit erdfahlen Leichen-Gesichtern. Sie strecken sich über die Schanzverkleidung, sie klettern an den Webeleinen und Strickleitern hinauf, rennen in den Mastkörben herum. Man hört jammernde und klagende Stimmen, welche sich nach einer vor Jahrhunderten verschwundenen Stadt erkundigen und die Matrosen bitten, Briefe abzuholen und an ihre Adresse zu bestellen. Aber wehe Dem, der es wagen würde, einen solchen Brief anzunehmen! Jeder davon wiegt mehr als Tausende von Centnern und würde das Schiff zum Sinken bringen. Was denken die Matrosen von diesem Schiffe? Auf ihm segeln bis zum jüngsten Tage Menschen, die ein grosses Verbrechen auf dem Gewissen haben, zu dessen Sühne sie bis zum

jüngsten Tage auf der Wasserwüste umherirren müssen ohne Rast, wie der wilde Jäger in Deutschlands Wäldern und Gebirgen.

Lieblicher ist es, den Matrosen zuzuhören, wenn sie beim Sternenschimmer auf einer Kanone sitzen, oder an den Mast gelehnt von jenem wunderbaren Schiffe zu plaudern anfangen, wo man alle Freuden des Seelebens kostet, ohne ihrer überdrüssig, ohne von ihnen enttäuscht zu werden. Das Schiff ist so gross, dass Keiner noch seine Länge hat messen können. Es braucht ein Jahr, um zu wenden, das kann eine Idee von seiner Länge geben. Die Offiziere, die Hochbootsleute, die Matrosen bilden in Entfernungen von einander gesonderte Equipagen. Der Capitain befindet sich oben auf der Kampanie, und wann er einen Befehl gibt, wird alsogleich ein reitender Bote abgefertigt, welcher im gestreckten Galopp das Commandowort dem nächsten Posten überbringt, der es seinerseits auf dieselbe Weise weiter verbreitet — und so geht's fort durch das ganze Schiff. Die Maste sind so hoch, dass diejenigen Mastwächter, welche zweimal bis zu den Bramstangen gekommen sind, als grosse Reisende angesehen werden. In jedem Mastkorbe gibt es eine Schenke, wo die Matrosen mehrere Tage von ihren Strapazen ausruhen, und mehr als einer, der vom Zwischendeck jung und munter aufzusteigen anfing und nur bis zum kleinen Marssegel hinaufgekommen ist, der ist von dort mit grauen Haaren wieder herunter gekommen, so lange ist der Weg. Welches herrliche Leben aber führt man an Bord dieses wunderbaren Schiffes! Hier ist der Matrose nicht zum traurigen Wittwerstande verurtheilt, seine Frau und seine Kinder kann er bei sich haben. Seine Hängematte ist zwischen zwei mit Früchten beladenen Bäumen aufgehangen, sein Pulverhorn läuft von der Feuchtigkeit nicht an, und das Putzen geschieht einfach mit einer Pfauenfeder, mit der man über das Metall der Kanonen und Gewehre wegfährt. Das Zwischendeck ist ein weiter Garten, wo immer

Salat, Petersil und Kresse grünen. Der Schiffsraum gleicht einer schönen Felsengrotte, wo ein frischer grüner Quell rieselt.

Die Ration ist unbeschränkt, die Löhnung wird alle Wochen in Goldstücken bezahlt, es gibt keinen Proviantmeister. Die Segel sind mehrere Meilen gross und von so leichtem Seidenstoffe, dass man nur mit der Fingerspitze hinzutupfen braucht, um sie aufzugeien. Die Kabeltaue sind stark wie eiserne Ketten und zart wie Spinnenfäden. Ein Kind könnte davon in einer Hand eine Rolle von mehreren tausend Klaftern tragen....

Der Leser mag sich das Vergnügen vorstellen, das die Schiffsjungen bei solchen Erzählungen empfinden, und es gibt alte Matrosen, die innigst überzeugt sind, dass sie eines Tages in jenes schwimmende Paradies der Seeleute kommen werden, wann sie lange genug auf dieser Welt die Boleine angeholt und das Gangspill gedreht haben.

Dritter Theil.

Wanderung

durch die

östlichen und südlichen Provinzen.

Friesland.

Erstes Capitel.

Die Sage von der Abstammung der Friesen. — Nationaltypus von Land und Leuten. — Die Friesinen. — Originalität in Sprache und Sitten. — Die Bauart und innere Einrichtung der Wohnungen. — Die Küche. — Leckerbissen. — Gleichheit im Tode. — Quellen des Reichthums. — Butter- und Käsemärkte. — Fortschreitende Blüthe.

In der skandinavischen Mythologie gibt es ein Meer, um das herum sich nichts ändert, selbst die Menschen altern dort nicht. Dieselbe Eigenschaft scheint der Zuiderzee inne zu wohnen. Hinter ihren schützenden Fluthen hat ein edler Volksstamm seine alten Traditionen, seine uralten Sitten, sein germanisches Wesen und sogar seinen Namen unverändert bewahrt. Als die Zeit den hochberühmten Namen der Bataver aus den Tafeln der Geschichte strich, blieb der der Friesen stehen — als ein würdiges Denkmal der germanischen Völkerfamilie. „Die Friesen sollen frei sein, so lange die Winde aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird.“ Also liest man in ihrem Landrechte. Wie sehr sie sich durch ihr Freiheits- und Unabhängigkeits-Gefühl hervorgethan, wurde im geschichtlichen Theile des I. Bandes dieses Buches möglichst betont. Heute ist ihnen eine bescheidenere Rolle zugetheilt: Friesland bildet nur mehr eine Provinz im

Königreich der Niederlande; aber die Friesen fühlen sich noch immer als ein ganzes Volk freier Leute mit einer eigenen Sprache, einer naiven originellen Poesie, eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. Dieses Volk erzählt, dass es aus Indien stamme.

Ungefähr dreihundert Jahre vor Christus — so meldet die Sage — gab es in Indien an den Ufern des Ganges ein blühendes Königreich. Sein Reichthum und sein Glück waren weithin rühmlich bekannt, und man nannte es das Königreich Frisia. Es wurde regiert von Adel, ein Nachkomme von Sem, dem Sohne Noa's. Ein Mann, mit Namen Agrammos, von niederer Herkunft, aber ehrgeizig und verwegen, fachte unter dem Volke die Flamme der Empörung gegen ihren angestammten Herrscher an, tödtete ihn und setzte sich auf seinen Thron.

Adel hatte drei Söhne: Friso, Saxo und Bruno. Diese wurden aus dem Reiche verbannt, und kamen nach Griechenland. Die Einen erzählen, die Brüder seien, ihres Erbtheils beraubt, gefasst weiter gezogen, um das Erbe der Wissenschaft zu suchen, und seien eifrige Schüler des weisen Plato gewesen. Andere melden, sie seien zu Alexander dem Grossen gekommen und hätten diesen auf seinen Feldzügen begleitet. Friso gewann durch seine Tapferkeit die Gunst des jungen Eroberers und zog mit ihm nach Indien zu Felde. Nach dem Tode Alexander's schlossen die drei Brüder Frieden mit dem Räuber ihres väterlichen Thrones und kehrten in's Vaterland zurück. Sie wurden jedoch bald inne, dass sie die Gunst von ehemals verloren hatten, indem das Volk es ihnen nicht verzeihen konnte, dass sie die Waffen gegen den indischen Volksstamm getragen.

Sie beschlossen abermals auszuwandern. Sie hatten von einer Gegend des Nordens gehört, die man Germanien hiess. Nach dieser Richtung nahmen sie ihren Weg. Mit einer Flotte

von 24 Schiffen segelten sie ab und nach einer siebenjährigen Irr- und Kreuz- und Querfahrt landeten sie im Jahre 312 vor Christus (die friesischen Chroniken geben mit bewundernswerther Genauigkeit sogar die Jahreszahl an) auf niederländischem Boden.

Das Land, auf dem F r i s o eben erst festen Fuss gefasst, war grossentheils mit Wasser bedeckt und von einem Stamme der Sueven in Besitz genommen. Kaum gelandet, liefert ihnen der kühne Abenteurer eine Schlacht und beugt sie unter seine Gewalt. Alsdann gibt er dem eroberten Lande seinen Namen, lässt Dämme gegen das Wasser aufwerfen, Städte bauen und darunter S t a v o r e n, Frieslands einstige Hauptstadt, welche dem Gotte S t a v o geweiht war. Allmälig trägt er seine siegreichen Waffen weiter, unterwirft sich noch andere Volksstämme, bis endlich sein Scepter den ganzen Süden von Holland beherrscht. Allein die rasch zunehmende Bevölkerung zwingt ihn, seine zwei Brüder mit einem Theile seiner Unterthanen auswandern zu lassen. S a x o zog nach S a x e n und B r u n o nach B r a u n s c h w e i g. Beide Länder wurden nach ihnen benannt. F r i s o aber regierte noch sechzig Jahre und als er starb, wurden die Leichenfeierlichkeiten nach der Weise der Perser begangen.

So erzählt die Sage.

Das Volk der Friesen ist derb und nüchtern, wie sein Boden, den es bewohnt. Es kann weder singen noch pfeifen, noch tändelt selbst von seinen Thürmen das Glockenspiel.

Zuweilen wirft ein reicher Mann auf seinem Besitzthum für viele tausend Gulden einen Maulwurfshügel auf und nennt ihn mit glückseligem Selbstgefühle „den Berg". Willst du dich einschmeicheln, Fremder, so b e m e r k e diesen Berg. In Friesland gibt's keine Wälder, sie könnten im schwammigen Boden nicht wurzeln, nur Gehölze, künstliche junge An-

pflanzungen*). Die Nachtigall schmettert nicht darin, die rauhen Seewinde würden ihr die Kehle ritzen; das melancholische Kukuk! zittert nicht durch laue würzige Lüfte — kein gefiederter, kein menschlicher Sänger: *Frisia non cantat.*

Friesland singt nicht; aber es besitzt das Talent der Freiheit. Das wissen die freien Friesen und sie verdienen ihr Volksepitheton. Zu allen Zeiten haben sie für unknechtbar gegolten. Starke, hochherzige Liebe zum Vaterlande und Heiligkeit des geschworenen Eides, felsenfeste Redlichkeit, Achtung vor der Würde des Weibes, tiefe Ehrfurcht vor den Eltern, ein klarer Verstand, unbeugsame Willenskraft, Witz und Laune — das sind die Grundzüge im tiefen friesischen Charakter und Gemüthe.

Den Friesen erkennt man äusserlich an seinem festen Gang, an seinem offenen Gesichte. Die Männer sind kernfeste, muskulöse Leute, mehr mager als fett, mehr blass als roth; zufrieden und wohlgemuth, lebhaft im Reden und im Handeln. So bieder der Friese ist, so ist er dennoch im Zorne ein wilder Bär. An Markttagen strömen die Frisinen schaarenweise mit ihren Brüdern und Männern in die Städte, um der Streitlust einen Dämpfer aufzusetzen, wenn sie emporlodern will. Es ist was Naives um diese weibliche Sauve-garde.

Die Männer sind nicht merklich durch ihre Tracht ausgezeichnet, aber die Frauen, deren Rang und Vermögen am Haarschmuck zu erkennen ist.

Der Männlichkeit der Männer entspricht die Schönheit und weibliche Würde der Frauen — junonische Gestalten! Schon aus weiter Ferne strahlen ihre goldumschildeten Häupter im Sonnenschein, und mehr als einmal wird man die trockenen

*) Der Stolz der Friesen sind die Lustgefilde von *Oranjewoud*, welche im 17. Jahrhundert von den friesischen Statthaltern angelegt wurden. Vorher waren es Haide-, Moor- und Torfgründe.

Bauern beneiden, die solche Schätze besitzen, ohne deren Werth recht schätzen zu können. Was gibt's Appetitlicheres, als so eine schmucke, von Reinlichkeit strahlende friesische Bäuerin in ihrem Allerheiligsten, der Milch- und Molkenkammer, walten zu sehen! Leider sind auch die schönen Friesinen mit dem Erbfehler des Landes behaftet: grosse Hände, breite Füsse. Nichtsdestoweniger findet man zuweilen eine einfache friesische Bäuerin mit Händen und Füssen wie eine Herzogin.

Wie sich die Friesen vor den übrigen Niederländern in Sprache*) und Sitten wesentlich unterscheiden, so sind sie auch bei diesen nicht beliebt, am wenigsten in Groningen und in Gelderland. Soll ja doch auf einer Pforte Nijmegen's zu lesen sein:

Doed alle menschen goed
Al was het ook een Vries.

(Thut allen Menschen Gut's,
Selbst wär' es auch ein Fries.)

Dagegen wollen die Friesen auch nicht Holländer genannt werden; den allgemeinen Namen Niederländer lassen sie sich noch gefallen.

Die Originalität der Friesen hat in allen Lebensverhältnissen ihre Abdrücke hinterlassen.

Das Innere der Häuser hat nur in der Reinlichkeit, nicht

*) Die friesische Sprache neigt sich zur englischen, indem ihre Wurzeln angelsächsisch sind. Sehr wohlklingend sind die friesischen Eigennamen. Viele Namen von Personen und Orten endigen sich auf a: z. B. *Vitringa*, *Goslinga*, *Roorda*, *Salverda*, *Wiarda*, *Elkema*, *Humalda*, *Albarda*, *Dekema*; oder mit der griechischen Endung ides: z. B. *Nollides*, *Mesonides*, *Oneides*, *Hayonides*; noch andere haben die Form des lateinischen Genitiv: z. B. *Ruardi*, *Wibrandi*. Auch gibt es komische Taufnamen: z. B. *Ufke*, *Wapke*, *Popke*, *Murkje*, *Aafke*, *Baukje*, *Sjoekje*, *Uke*, *Wijmke*, *Aukje*, *Pierke*. Eine Menge Ortsnamen endigen auf um: z. B. *Midlum*, *Almenum*, *Ballum*.

in der Bauordnung und Einrichtung den holländischen Charakter. Goldene und silberne Gefässe sind schwer und gediegen, aber altfränkisch; denn sie lieben Gold- und Silberschmuck sehr. Der ganze Hausrath weist auf alte Zeiten zurück. Wo man in den holländischen Häusern gewirkte Teppiche und grosse Eleganz überhaupt antrifft, da findet man in Friesland bei Bürger und Bauer Binsenmatten, oder gemalte Teppiche auf dem mit Oelfarbe angestrichenen Fussboden. Die inneren Wände sind mit Holztäfelwerk verkleidet. Thüren und Wandschränke gibt es in auffallender Menge.

Jeder baut sich sein Haus nach Bequemlichkeit und Laune, und oft stehen die Häuser der Dörfer durcheinander, wie aus einem Siebe gerüttelt. Der Friese bemalt sein Haus mit bunten Farben, vom tiefen Braun bis zum schreienden Grün, violett und rosaroth, kurz so ein Dorf oder eine Stadt prangt im fröhlichsten buntesten Farbenschmuck. Die Giebel der Häuser stehen nach der Strassenseite. Die Dächer sind hoch, und grosse und kleine Fenster, alle mit kleinen Fensterscheiben und friesisch grünen Rahmen, gibt es an einem und demselben Hause, das an sonderbaren Verzierungen und Schnörkeln keinen Mangel hat. Vor vielen Bauernhäusern befinden sich feststehende Sitze und Tische mit Schirmdächern. Dort sitzt am Sonntag der Bauer mit seiner „andern Hälfte", wie er seine Frau nennt, begafft die Vorübergehenden und schmaucht dabei in beschaulicher Ruhe sein Pfeifchen. An den reinlichen Strassen der Städte und Dörfer mit Canälen und spärlichen Linden erkennt man den allgemeinen niederländischen Charakter, an dem Vorübergehenden, der zuvorkommend grüsst, den biederen Friesen. Neben gediegenem Reichthum, neben einem berechtigten Unabhängigkeits- und Selbstgefühle trifft man Dienstfertigkeit und Offenheit.

Die Küche ist gediegen und ergiebig. Die Friesen sind

grosse Liebhaber von süssen Dingen, und harte Pfefferkuchen, Brod mit Korinthen etc. gelten als allgemein beliebte Leckerbissen. Ausserdem fehlen natürlich nicht Tabak, Kaffee, Jenever, Thee und Rothwein.

Das Manna aber ist der Käse. Verlangst du in Friesland ausser der gewöhnlichen Tischzeit etwas zu essen, so gibt es hier Käse und Butter, dort Butter und Käse.

Eine Sitte haben alle Völker gemeinsam, das Sterben. Aber die Art und Weise, wie sie ihre Todten begraben, ist verschieden. Die Kirchhöfe, die Stätte der Todten, befragt der Culturhistoriker um Aufschluss über die Lebenden. Auf dem friesischen Kirchhof (und als Typus davon darf man doch wohl jenen der Hauptstadt Leeuwarden annehmen) sehen wir das Prinzip der Gleichheit auch nach dem Tode durchgeführt. Er ist mit Mauern umschlossen, und numerirte kurze Pfähle dienen zur Bezeichnung der Gräber. Trist und unpoetisch? Mag sein. Sicherlich aber wirkt es versöhnend auf den Armen, der wenigstens im Tode seine Gleichheit mit dem Reichen und Vornehmen anerkannt sieht — die Gleichheit des Moders, der Verwesung, welche die Welt vergeblich übertüncht. —

Seinen Hauptreichthum zieht Friesland aus der Viehzucht und den Torffeldern. Der Ruf der friesischen Pferde ist wohlbegründet, sie zeichnen sich weniger durch feinen schönen Gliederbau als durch bewundernswerthe Kraft und Stärke aus; doch muss man die edlen Thiere in der Freiheit, auf den Weiden und truppweise sehen, um ihren Werth recht würdigen zu können. In der Fremde entartet das friesische Pferd, es vermisst das saftige Gras des heimischen Bodens. Nicht minder schön ist das Hornvieh, und so eine unabsehbare grüne Ebene*), auf der Tausende von Kühen und Rindern weiden, ge-

*) Hier und da sind Walfischrippen in den Boden geschlagen, damit sich das Hornvieh wegen Mangel an Bäumen daran reiben kann.

währt ein so sanftes, ein in seiner Art einziges Bild der Ruhe, der Behäbigkeit. Es bedarf keiner Hunde und keiner Hirten; denn die Weiden sind von Wassergräben umrahmt, welche die Thiere nicht überspringen können. Die hübschen Dörfer, welche auf kleinen, einstens von Menschenhänden als Zuflucht vor den Ueberschwemmungen errichteten Erhöhungen gebaut sind, die Bauernhöfe und Oekonomiegebäude verrathen den allgemeinen Wohlstand der Provinz. Den besten Begriff von dem Reichthum des Landes an Erzeugnissen der Milchwirthschaft gibt der in ganz Friesland berühmte Buttermarkt zu Sneek an dem $1\frac{1}{2}$ Stunden langen und 1 Stunde breiten Sneekermeer. An manchen Markttagen des Sommers werden auf der dortigen Stadtwage 1400 Viertel-Fässer Butter gewogen. Desgleichen in Leeuwarden, wo zuweilen 1000 Viertel-Fässer Butter und 10,000 Pfund grober Käse verkauft werden.

Für die Zunahme und das Gedeihen der Agricultur war die Gewinnung des Torfes besonders fördernd. In Friesland, Groningen und Drenthe bietet der Boden unter den Torflagern, die man unter dem Namen „*Hoogevenen*" kennt, ein baubares Erdreich dar, wenn man die Torfdecke darüber wegnimmt. Der Torf wird ausgegraben und der darunter liegende feine Sandboden in Wiesen und Weiden und Fruchtfelder umgeschaffen. Durch dieses Verfahren sind viele tausend Morgen Landes für den Ackerbau gewonnen worden, und auf diese Weise sind aus den Markungen *Hoogeveen*, *Heerenveen*, *Gorredijk*, *Huysterveen*, *Witteveen* etc., welche vor wenigen Jahrhunderten noch Sümpfe und Einöden waren, die bevölkertsten und blühendsten Landschaften geworden.

Ausser der Agricultur hat Friesland noch andere Erwerbsquellen. An seinen Küstenplätzen wird ein bedeutender Handel nach der Ostsee in Holz, Getreide, Theer, Pech, Hanf, Talg, Potasche, namentlich in Haarlingen getrieben. Der Lemmer

ist der Hauptort für den Binnenhandel auf der Zuiderzee. Auch befinden sich dortselbst zwei Schiffsbauwerften und in Ijlst deren sieben. Der treffliche friesische Flachs liefert einen Faden von ausserordentlicher Feinheit. Die friesische Leinwand ist weltberühmt.

Friesland ist in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen, die es um so mehr beschleunigen wird, je mehr es aus seiner abgeschlossenen Lage in den allgemeinen Verkehr eintritt. Seine Städte sind freundlich, aber sie gewähren mit Ausnahme von Stavoren und Hindeloopen nicht genug Interesse, um uns mit einer Detail-Schilderung derselben aufzuhalten.

Zweites Capitel.

Stavoren.

Verfall der Stadt. — Einstiger fabelhafter Reichthum derselben. — Die Legende vom „Frauensand“ und von der Strafe der Stadt.

Fast allenthalben ist in der Zuiderzee der Leuchtthurm von Stavoren sichtbar. Dieser arme, verfallene Ort, der nur 500 Einwohner zählt, war einst der Sitz der friesischen Könige und dann eine freie, mächtige, reiche Handelsstadt, die im Bunde der Hansa den dritten Rang einnahm. Ihre höchste Blüthe hatte sie im 13. Jahrhundert erreicht. Ihre Seefahrer waren die Entdecker der Fahrt aus der Nordsee durch den Sund in die Ostsee, wodurch sie besondere Vorrechte von dem Könige von Dänemark erhielt, dem sie jährlich ein ganzes Stück Leidener Tuch zum Geschenke machte. Um den Reichthum und den Luxus der Stadt Stavoren zu schildern, erzählen alte Chro-

niken, die Kaufleute hätten silberne Thürschwellen und goldene Treppengeländer an ihren Häusern, und goldene Klopfer an ihren Thüren gehabt. Das Kreuz des Kirchthurms soll aus purem Golde gewesen sein — jetzt hat man die Mittel nicht mehr, den schönen Thurm vor dem gänzlichen Ruin zu schützen.

Die Ursache des Verfalls der Stadt liegt theilweise in der Versandung des Hafens, indem sich eine breite Sandbank, genannt Frauensand, davor gelegt hat; sicher ist jedoch, dass die veränderte Handelsrichtung, das Aufblühen Amsterdams, überhaupt die veränderte Weltlage Stavoren ruinirt hat. Denn wenn nur örtliche Hindernisse den Handel der Stadt beeinträchtigt hätten, so wären sie, wie wir die Niederländer kennen, sicherlich auf irgend eine Weise beseitigt worden. Die Sage aber deutet den Verfall der Stadt als eine Strafe Gottes für den Uebermuth seiner ehemaligen Bewohner und erzählt die Entstehung des Frauensandes in folgender Weise.

Eine Kaufmannswittwe kannte ihres Reichthums und ihrer Ueppigkeit keine Grenzen mehr; dabei war sie hartherzig gegen die Armen. Als einst einer ihrer Schiffscapitäne nach Danzig unter Segel ging, gab sie ihm den Befehl, das Reichste und Kostbarste dort zu laden, das er nur finden könne. Der Schiffer war ein schlichter Mann und meinte, das Kostbarste sei doch wohl das Getreide, weil man ohne Brod nicht leben könne. Und weil der gute Mann seinen eigenen Magen als Maassstab für die Lüste einer üppigen Frau gebrauchte, nahm er eine Ladung des herrlichsten Weizens ein. Kaum hatte sein Schiff auf der Rhede von Stavoren die Anker fallen lassen, so kam schon die Herrin, von Lüsternheit getrieben, an Bord. Ihre Enttäuschung ward nur durch ihren Zorn übertroffen; augenblicklich liess sie die ganze Ladung über Bord werfen.

Da überlief es den Schiffer siedheiss vor gerechter Entrüstung, er drohte der Verschwenderin mit der Strafe des Himmels und

prophezeite ihr, dass sie noch einmal das Brod vor den Thüren betteln werde, das sie jetzt verächtlich ins Meer werfen liesse. Das Weib entgegnete: „So gewiss dieser Ring nie wieder in meine Hände kommt, so gewiss bin ich sicher vor Armuth.“ Sprach's und schleuderte einen kostbaren Ring vom Finger in die See — und verliess das Schiff nicht eher, bis der letzte Sack seinen Inhalt ausgegossen hatte. Es dauerte nicht gar lange, so fand die Köchin den Ring ihrer Herrin im Bauche eines stattlichen Fisches — die Weissagung des Seemanns erfüllte sich nun entsetzlich schnell. Die Wellen des Meeres verschlangen im Sturme die Schiffe der reichen Wittwe von Stavoren, das Feuer legte ihre Magazine in Asche, Unglück folgte auf Unglück. Nach wenigen Jahren schon bettelte die schwer Gezüchtigte vor den Thüren, die oftmals verschlossen blieben, und, gleichsam als Schärfung der Strafe, erreichte sie ein hohes Alter.

Auch die übermüthige Stadt entging der Strafe nicht. Die Wellen rollten ohne Unterlass den Meersand vor den Eingang des Hafens, und zugleich schossen jedes Jahr dem Korn ähnliche Halme mit tauben Aehren aus dem Meere auf, so hoch und so dicht, dass sie die Versandung begünstigten und das Einlaufen der Schiffe erschwerten. Darum heisst diese Bank zur Stunde noch der Frauensand.

Drittes Capitel.

Hindeloopen und Molkwerum.

Eigenthümlichkeiten der Bewohner in Wohnung, Sprache und Sitten. — Beschreibung der Frauentracht.

Zwei Oasen in dem eigenthümlichen Friesland sind die noch eigenthümlicheren Städte Hindeloopen und Molkwerum. Die Häuser in Hindeloopen, welche Stadt im Jahr 1370 in die Hansa aufgenommen wurde, sind nur einstöckig und auf eine wunderliche Weise mit Holz bezimmert. Wenn man ein Haus gesehen hat, so hat man alle gesehen. Dies gilt von Aussen und Innen. Wie unsere Bauern bauten die Hindelooper nicht individuell, sondern nach der Gattung. Die Häuser werden noch heutigen Tags eingetheilt in das „innere Haus", in das „Mittelhaus" und in das „äussere Haus", welches letztere von der eigentlichen Wohnung durch einen Hof getrennt ist und zum Sommeraufenthalte dient. Die Möbel sind bunt bemalt, und die innere Hauseinrichtung des Reichen unterscheidet sich von der des Aermeren nur durch eine grössere Anzahl von Porzellan- und Silbergeschirren. Die Wände sind mit weissen oder bunten Porzellan-Fliesen besetzt, was im Sommer zwar sehr kühl, aber im Winter bei der schlechten Beheizungseinrichtung (es gibt nur Kamine, keine Oefen) auch sehr kalt macht. Die Betten sind so hoch, dass man einer Leiter bedürfte, um hineinzuklettern.

Die Sprache der Hindelooper — die altfriesische, mit vielen nordischen (schwedischen) Wörtern vermengt und auf eigenthümliche Weise ausgesprochen — ist nicht blos für die Holländer, sondern selbst für die Friesen theilweise unverständlich.

Am auffallendsten ist die Kleidertracht, namentlich die der Mädchen und Frauen. Das Haar wird in mehrere Stränge zu-

sammengedreht und oben auf dem Kopfe in Form einer Pyramide vereinigt. Darüber wird eine Haube getragen, deren Spitze fast wie ein Helmschweif der Kürassiere ovalrund ausläuft. Diese Haube (oder wie man's heissen will) ist von steifem Papier, innen mit rothem Tuch oder Kattun gefüttert, aussen mit Kammertuch überzogen. Vom Haar sieht man an den beiden Schläfen nur je eine Locke baumeln. Den Hals umschliesst ein eng anliegendes schwarzseidenes (einige Finger breites) stehendes Krägelchen, an das ein Brustfleck geheftet ist, der bis unter die Brust reicht und diese sittiglich wie ein Harnisch bedeckt und gegen „Anfechtungen" schirmt. Darüber wird ein niederes Mieder getragen und über das Ganze noch eine Jacke aus grossblumigem Stoffe mit schreienden Borden besetzt. Den Unterkörper umwallt ein schwarzer Rock, auf dem gewöhnlich eine blaue Schürze hängt. Die Mädchen und Frauen unterscheiden sich etwas in der Tracht.

Ein Seitenstück zu Hindeloopen ist Molkwerum, das sich gleichfalls in Sprache, Kleidung und Lebensweise von den Friesen unterscheidet. Beide Plätze schliessen sich nicht nur in der Weise gegen die übrigen Bewohner Frieslands ab, dass sie blos unter einander heirathen, sondern Molkwerum hat sich auch örtlich, wie eine bedrohte Festung, mit einem Wassergraben verschanzt und bildet im Innern sieben Inseln, von denen jede einen eigenen Namen hat. Ausserdem ist jedes Gehöft verwahrt, wie in den Zeiten des Faustrechts. „So verwahrt wie Molkwerum" sagt ein friesisches Sprichwort.

Groningen.

Kahle Gegend. — Die Hauptstadt Groningen. — Die Goldquellen der Provinz. — Bedeutung der Torffelder. — Binnenschifffahrt. — „Hollandsgänger."

Es ist nichts Angenehmes in Friesland zu reisen: weder Berg noch Thal, weder breite Flüsse, noch murmelnde Bäche, schattige Wälder mit lustigen Vögeln — nichts als träges Wasser in Canälen und Seen und Pfützen, weite Wiesen, Oelsaatfelder, Torfstiche, rauhe kalte Winde, Nebel, schlechte Wege und noch schlechtere Fuhrwerke. Wegen der Lustreisen darf man Friesland nicht besuchen; wer aber ein biederes Volk in seinen Eigenthümlichkeiten studiren, wer erkennen will, wie man aus einem rauhen sumpfigen Boden gediegenes Gold zu graben weiss, findet in Friesland ein ergiebiges Feld der Beobachtung.

Der trübselige Charakter der Landschaft nimmt gegen die Provinz Groningen hin wo möglich noch zu. Gar trostlos ist es erst im Winter, wenn die vielen Canäle und Wassergräben austreten, und man nichts sieht als weite unbewegliche baumlose Eisflächen, die in der Sonne blitzen (wenn sie scheinen mag) und über denen die wilden Enten wie schwarze Punkte schwirren. Etwas heiterer wird das Gesicht der Landschaft, wenn man sich der Hauptstadt der Provinz, Groningen, nähert.

Diese ehemalige Hansastadt hat keinen eigenthümlichen Charakter, sie ist, was man so sagt, zu wenig und zu viel; sie zeigt weder das originelle Gepräge einer kleinen vergessenen Landstadt, noch kann man sie einen grossen Mittelpunkt des Handels und der Industrie nennen. Es ist ein Zwitterding zwischen beiden, und ihre Eigenschaft als Festung und Universitätsstadt vermehrt noch ihren schwankenden Charakter.

Die Universität (1614 gegründet) besitzt in dem ganz

neuen stattlichen Akademie-Gebäude ein vortreffliches naturgeschichtliches Museum, das an Markttagen von gaffenden Bauern überfüllt ist. Sehr charakteristisch für den ökonomischen Geist des Landes hat man dem botanischen Garten auch einen landwirthschaftlichen Gemüse- und Pflanzengarten angehängt, aus dem den Landwirthen auf Verlangen unentgeltlich weniger bekannte Pflanzen abgegeben werden.

Groningen hat eine sehr schöne gothische Kirche, die *Martinikerk*, mit einem in fünf Stockwerke abgetheilten Thurm, dem der holländische Geschmack eine durchbrochene Kuppel und als Wetterfahne ein Pferd aufgesetzt hat. Ein Glockenspiel von 36 Glocken hängt darin. Die Stadt hat breite Strassen, Canäle mit Schiffen darauf, einen Hafen, in dem stets einige Seeschiffe vor Anker liegen, und auf ihrem 700 Fuss langen und 420 Fuss breiten Marktplatze, welcher einer der grössten in ganz Holland ist, ein im antiken Style erbautes Stadthaus mit korinthischer Säulenhalle. Groningen und Korinth, Käs und Vanille!

Das Groningerland ist reich, noch reicher als Friesland: Landbau, Viehzucht und Torf heissen die Goldquellen. Die reichen Groninger Oelsaatbauern sind fast ausschliesslich freie Eigenthümer. Vorzüglich waren es die Torfgründe, aus denen Groningens Wohlstand emporblühte. Die Torfmoore wurden doppelt ergiebig, einmal durch den Werth des Torfes als Brennstoff, das anderemal durch den unter der Torfdecke befindlichen bauwürdigen Boden. Die reichsten und blühendsten Ortschaften Groningens verdanken, wie schon einmal erwähnt, diesen Torfmooren ihr Dasein. Aber nicht blos der Landbau und die Viehzucht ward von der Torfindustrie bis zu einer hohen Entwicklung gebracht, auch die Schifffahrt verdankt ihr viel. Oder ist es nicht wunderbar, dass mitten im Lande eine Menge Schiffbauwerften und Rhedereien bestehen, wie z. B. in Hoogezand

und Zapmeer am Winschoterdiep? Die Torfindustrie hat die Anlegung des Canals veranlasst, auf dem jetzt Schiffe nach allen Seehäfen Europa's auslaufen. Man kann mit Recht behaupten, dass Groningen in seinen Torffeldern unerschöpfliche Goldminen entdeckt habe.

Zur Zeit der Heuärnte begegnen Einem in Groningen ganze Züge von Bauern, Weibern und Kindern. Sie sind beladen mit Speck und Schinken und mit Sensen. Dass es Fremde sind, sieht man ihnen an ihrem Aufzuge an. Ist es eine neue Völkerwanderung, ein Bauernaufstand? Allerdings! Es sind Leute aus dem Münsterlande, aus Westfalen, die in Schaaren nach Groningen und Friesland ziehen, um Gras zu mähen und Getreide zu schneiden. Man nennt diese Leute in Westfalen Hollandsgänger und „*Hanneken*" oder „*Moffen*" *) in den Niederlanden.

Ist das Heu und Getreide eingeheimst, dann ziehen sie mit einer kleinen Baarschaft von 25 bis 30 Gulden seelenvergnügt heim, um im nächsten Jahre wiederzukommen. Man versichert, dass auf diese Weise jährlich eine halbe Million Gulden nach Westfalen geht.

*) Unter der Bezeichnung „*Mof*" (Muff) versteht man im Holländischen einen Plattdeutschen oder Westfälinger, obwohl es eigentlich ein Scheltwort ist, mit dem Begriffe der Verachtung verbunden. Daher die Redensarten: *hij is een mof* (er ist ein Muff); *hij is uit 't moffenland* (er ist aus dem Muffenlande); *hij heeft de moffespraak* (er hat die Muffensprache); *hij spreekt mofs* (er redet mufs), womit überhaupt ein dummer, schmutziger Mensch bezeichnet wird. Wenn übrigens die Holländer an ihren plattdeutschen Nachbarn den geringen Wohllaut der Sprache tadeln oder sich gar darüber lustig machen wollten, so kann man behaupten, dass auch das Holländische weit entfernt ist, in einem hochdeutschen Ohre besonders melodisch zu klingen.

Drenthe.

Die Haiden von Drenthe. — Schaf- und Bienenzucht. — Wandernde Bienenkörbe. — *Ijmkers.* — Der Feind des Baumwuchses. — Hühner- und Entenjagd. — *Tumuli.* — Germanische Alterthümer. — Hünengräber. — Nordische Sage von ihrem Ursprung. — Bodenbeschaffenheit. — Landwirthschaft. — Schwierigkeit und Grundbedingung der Bodencultur von Drenthe. — Emporblühen von Assen. — Die Bauernhäuser. — Der Messerkampf. — Das merkwürdige Wappen von Drenthe.

Von Groningen nach Drenthe ändert sich das Aussehen der Landschaft in wenigen Stunden: die Haiden beginnen, dehnen sich unabsehbar lang aus. Wenn die Haiden in Blüthe stehen, wenn ein dunkelrothes Meer über die Oberfläche des schwärzlichen Bodens wogt, das gibt eine eigenthümliche wilde Schönheit. Die Haide ist in Portionen abgetheilt, auf denen unzählige Schafherden weiden. Die grüne Haide wird von den Wollträgern abgeschoren, die blühende Haide wird von den Bienen ausgesaugt, welche in ihren Körben selbst aus dem Groningerlande herübergebracht werden. Der Gebrauch, die Bienenkörbe von einer Provinz in die andere je nach der Jahres- und Blüthezeit zu versetzen, ist in Holland allgemein. Zuweilen werden die Körbe mit Bienen selbst über die Zuiderzee gebracht. Die wandernden Bienenstände sind etwas sehr Vernünftiges in einem Lande von geringer Ausdehnung und leichter Communication. Zuerst blühen nämlich die Oelsaaten in den tiefliegenden Provinzen mit ihrem Marsch- und Polderlande, und wenn deren Blüthe vorüber ist, dann blühen die Haiden, welche die Bienen so sehr lieben, in den höher liegenden, trockenen öst-

lichen Provinzen. Es werden nur wenige Landbauern in Drenthe sein, die nicht einige Bienenstände besässen. Solche Leute, die sich fast ausschliessend mit der Bienenzucht beschäftigen, werden in der Drenth'schen Mundart „*Jjmkers*" genannt.

Haide und wieder Haide, welche mit Morästen und Torfstrichen wechselt — das ist der landschaftliche Charakter der Provinz Drenthe; nur dann und wann wagt sich ein Gehölze von verkrüppelten Eichen und Tannen aus dem Boden hervor. Der gefährlichste Feind des Baumwuchses ist aber das Schaf. Wenn der Wind einigen Samen ausgestreut hat, und die zarten Pflänzchen die Bodendecke durchbrechen, dann ist schon das kleine, unablässig arbeitende Schafsmaul da und frisst sie ab. Ausser den Schafen und Bienen sind die Haiden auch von Schnepfen, Hasen und Haidehühnern, die Torfmoore von wilden Enten*) belebt, deren Jagd ergiebig ist. Die Pferderaçe in Drenthe steht der friesischen nach.

Von Zeit zu Zeit unterbrechen einige kleine Hügel mit fahler Vegetation die Steppe, sie gleichen unbeweglichen Wellen in einem erstarrten Meere. Manche sind „*tumuli*" oder Grabhügel, welche nach den Einen von den Celten, nach den Andern von den Germanen herrühren sollen. Viele wurden schon ausgegraben, und man fand darin versteinerte Gebeine, plumpe Thongefässe, steinerne Beile, Keile, Hämmer, Ringe und Steine zum Zerreiben des Getreides, was man Alles in den Museen von Friesland und Over-Ijssel sehen kann. Diese Werkzeuge aus Feuerstein, diese rohesten Anfänge unserer jetzigen Geräthe, sind die einzigen Zeugen eines untergegangenen Volkes, das an

*) In den Haiden von Drenthe finden sich drei Schlangenarten häufig: *Coluber natrix*, *Anguis fragilis* und *Vipera*. Nur der Biss der letzteren ist giftig.

der erstorbenen Pflanzenwelt der Torffelder ein melancholisches Seitenstück hat.

Auf den Steppen von Drenthe, die wie ein ungeheurer Leichenacker vergessener Zeiten daliegen, gibt es auch räthselhafte Gruppen gewaltiger Felsblöcke. Welche Cyclopenhand hat diese Fremdlinge auf niederländischem Boden aufgethürmt, der keine Kieselsteine besitzt, um die Strassen zu macadamisiren? Blöcke, deren Anordnung unsere heutigen vervollkommneten Maschinen erheischt! Die Bauern von Drenthe meinen, ihr Land sei einst von Riesen bewohnt gewesen. Wahrscheinlich sind es Gräber, welche die alten Völker dem Gedächtnisse ihrer Helden aufzurichten pflegten und wozu zweifelsohne die erratischen Blöcke benutzt wurden. In der Nähe von Assen, der Hauptstadt von Drenthe, befinden sich zwei solche Hünengräber oder *Hunebedden**), wie die Holländer sie nennen. Bei diesen geheimnissvollen Denkmälern halten eine alte Eiche und zwei andere Bäume die Wache.

Die Gelehrten haben schon viele geistreiche Vermuthungen über die Hünengräber angestellt, aber etwas ganz Gewisses können sie uns doch nicht davon erzählen. Viel anmuthiger berichtet uns ein Mährlein den Ursprung der Hünengräber.

Es war einmal ein König, der hatte ein Schloss am Meeressaum. Die Königstochter flocht sich aus Seegras ein langes

*) Diese Hünengräber in Drenthe liegen der Länge nach von Westen oder Nordwesten nach Osten oder Südosten; an der Westseite sind sie breiter als an der Ostseite, und mögen etwa 12 Schritte lang und 3 breit sein. Die Seitenwände bestehen aus einer Reihe colossaler Steine, und quer darüber liegen andere ebenso schwere Blöcke als Bedachung. Ihre ursprüngliche Gestalt wurde durch das Ausgraben verändert; man fand im Innern blos graue Aschenkrüge von grob gebackener Erde, steinerne Keile und Streitäxte von hartem schwarzen Steine mit einem Loche.

Seil und liess sich an demselben von dem hohen Thurme niedergleiten und entfloh mit ihrem Liebsten, der ohne Zweifel schon aussen gewartet hatte. Der König gerieth in Wuth über die ehrvergessene Königstochter und schwur bei dem tiefen, mit Goldreifen beschlagenen und von Smaragden funkelnden Horne, aus dem er seinen Meth zu schlürfen pflegte, dass er die ungerathene Tochter finden wolle. Mit seinen reisigen Mannen zieht er aus, die Gefilde widerhallen vom Klange der Hörner, vom Wiehern der Rosse. Er durchsucht alle Städte und Dörfer, durchforscht alle Weiler und Hütten, durchstöbert die dicksten Forste, untersucht alle verfallenen Gemäuer, steigt in alle Felsenklüfte, schlürft in alle Höhlen. Umsonst! — Denn jede Nacht bereiten die gütigen Geister den Liebenden an einem andern Orte ein Bett aus Felsblöcken, wo sie sich lieben und sorglos schlafen unter dem Mantel der gefälligen Nacht. Das Felsbett dünkt ihnen weicher als die Felle der weissen Bären, und es besitzt die Kraft, das Pärchen unsichtbar zu machen

Die Provinz Drenthe hat eine hohe, gesunde, trockene Lage, und der Boden zuweilen ein wellenförmiges Ansehen von den häufigen Sandhügeln, die hier *Zandduinen* genannt werden. In dem nordöstlichen Theile zieht sich ein Hügelrücken hin, bekannt unter dem Namen *Hondsrug*, der in die Provinz Groningen ausläuft.

Der Boden von Drenthe scheint sich zur Holzcultur zu eignen. In den Gegenden, wo man die Torflager abgegraben hat, baut man guten Hafer, Roggen und hauptsächlich Buchweizen. Auch Gartenfrüchte gedeihen. Eine Schwierigkeit entsteht nur aus der hohen Lage, weil man nicht nach allen Seiten hin Canäle ziehen kann, und weil da, wo sie angelegt werden, viele kostspielige Schleusen zur Verhinderung des Wasser-Abflusses nöthig sind. Dennoch machen Canäle die Grundbedingung aus zur gedeihlichen Cultur der noch wenig angebauten Landstrecken

von Drenthe. Da wo Canäle angelegt sind, wo man den Torf fortführen und den für die abgegrabenen Sandfelder so nothwendigen Dünger herbeischaffen kann, sind die anliegenden Landstriche cultivirt und blühend. Doch mit der Zeit wird auch ganz Drenthe noch der Cultur gewonnen und der niederländischen Krone eine kostbare Perle mehr eingesetzt werden. Früher war Drenthe gering geachtet, hiess nur Landschaft, nicht Provinz, und zahlte 1 Gulden Steuer, wo die übrigen sieben Provinzen der Republik 100 Gulden entrichteten. Allein jetzt wird's schon besser, überall sind die weiten öden Haide- und Moorstriche mit cultivirten Oasen besät, und die Dörfer rücken allmälig näher zusammen. Die Hauptstadt Assen ist im sichtlichen Emporblühen begriffen, jedes Jahr setzen sich neue Häuser an den Stadtkern an, der in einem langen, von Bäumen beschatteten Canale und einer grossen mit niedrigen neuen Häusern besetzten Strasse besteht.

Die Wohnungen der Bauern und Colonisten zeigen weder Geschmack noch Wohlstand. Strohdächer, Lehmwände und aus gestampftem Lehm bestehende Hausfluren! Im Innern des Hauses wohnt auch die holländische Reinlichkeit nicht. Die Bewohner erscheinen treuherzig, doch herrschte ehemals in Drenthe wie auch in anderen Gegenden von Holland, namentlich bei den Seeleuten, der barbarische M e s s e r k a m p f. Bei diesem Kampfe handelte es sich nicht um das Stechen, sondern darum, dem Gegner das G e s i c h t z u z e r s c h n e i d e n. Solche lange Risse im Gesichte galten als grosse Auszeichnungen in den Augen der Bursche und Mädchen. Keine Kirmes oder sonstige Lustbarkeit auf den Dörfern ging vorüber, ohne dass nicht etliche glatte Gesichter getheilt oder geviertelt wurden. Zuweilen endigten die Messerkämpfe auch mit dem Tode, wenn die Schnittwunden zu grässlich und zu tief waren. Trotz aller Strenge der Gesetze kommt der Messerkampf zuweilen noch jetzt

vor. Wenn ein Raufbold einen Streit sucht, so legt er im Wirthshause sein Messer offen auf den Tisch; dies gilt als Herausforderung. Wer nun das Messer berührt, sei es aus Unachtsamkeit oder mit Absicht, der läuft Gefahr, mit zerschnittenem Gesichte wegzukommen.

Sehr bemerkenswerth ist das Wappen von Drenthe, weil es den ganzen Productenreichthum des Landes versinnbildet. Die Hauptfigur ist die Jungfrau Maria, welche mit dem Jesuskind auf dem Schoose auf einem Thronsessel sitzt. Ihre Krone ist mit Kornähren umschlungen. Zu ihrer Rechten steht eine Frau mit einem Olivenzweige in der rechten, mit einem Buche in der linken Hand. Diese Frauengestalt stellt den Frieden und die Religion vor. Zur Linken der Himmelskönigin steht eine andere Frau, welche in der rechten Hand eine Stange hält mit einem Hute, in der linken eine Waagschale. Dies ist die allegorische Gestalt der Volksfreiheit und der Gerechtigkeit der Regenten. Beide Frauen stützen sich auf dünne Eichenzweige, eine Anspielung auf das Eichengehölze der Provinz. Der Sessel Maria's steht auf einem Bienenkorbe und dieser wieder auf Eichenzweigen, an welchen Hasen und Enten hangen. Dabei steht ein Pferd, das nach Westen blickt, und Füllen, die nach Osten schauen. Die Thronstufen zur heil. Jungfrau bestehen aus Torf.

Over-Ijssel, Geldern und Nord-Brabant.

Wir eilen nun durch die Provinz Over-Ijssel, die tiefer als Drenthe liegt, ohne uns um ihre Haiden, ihre Torfgründe und Moräste im Osten, um ihren guten Getreideboden an der Ijssel zu kümmern. Wir halten uns weder in der alten Stadt Deventer auf mit einer stattlichen Kirche und berühmten Honig-

kuchen *) und ebenso guten Würsten in der Umgegend, noch in dem holländischen Schilda, der guten Stadt Kampen, der man allerhand dumme Streiche andichtet, noch in der Hauptstadt Zwolle mit ihrer schönen Umgebung und ihrer schönen gothischen Kirche mit einer sehenswerthen, prächtig geschnitzten Kanzel und einer der berühmtesten Orgeln in den Niederlanden. Auf dem benachbarten Agnetenberg stand zwar das Kloster, in dem Thomas a Kempis, der angebliche Verfasser von „*De imitatione Christi*" fast 64 Jahre gelebt hat und auch dort in seinem 92sten Lebensjahre (1471, nach Andern 1491) gestorben ist, aber wir eilen weiter; denn in unserem Plane liegt es, nur das Eigenthümliche der niederländischen Provinzen und das weniger Bekannte davon unsern deutschen Lesern vorzuführen. Und so leid es uns thut — auch in Gelderland, der holländischen Schweiz, können wir bei den schönen landschaftlichen Bildern nicht länger verweilen, als um eben einen flüchtigen Blick darauf zu werfen. Geldern ist die schönste und nach Nord-Brabant die grösste Provinz der Niederlande, und was das Merkwürdigste ist, diese Provinz gibt im Kleinen ein Bild von allen übrigen Provinzen. Geldern hat in seiner Mitte die „Veluvischen Berge", ein herrliches Hügelland mit den schönsten Anlagen und Landgütern geschmückt, dann hat es wieder weite trostlose Haiden ohne Strauch, ohne Baum, ohne Erhöhung; dann wieder fettes Marschland und morastigen Boden. Es wird wenig bemittelte Holländer geben, die nicht nach Gelderland gewallfahrtet sind und sich nicht an seinen „Bergen", an seinen klaren, rieselnden Wasserquellen — Musik für ein holländisches

*) Von den Honigkuchen in Deventer werden jährlich viele tausend Pfund ausgeführt. Ehedem visitirten Magistrats-Beamte die Bäckereien und beaufsichtigten die Mischung des Teiges, um die Güte und den Ruf dieses Gebäckes zu bewahren.

Ohr — ergötzt hätten. Auch ist Geldern reich an Obst. Für den Deutschen hat aber diese Provinz nichts Sonderliches, uns wird mehr der holländische Charakter der Städte als der der Landschaft überraschen.

Die Provinz Nord-Brabant bietet uns kein besonderes Interesse. Die arbeitsamen, besonders in Handwerken geschickten Bewohner unterscheiden sich durch Tracht*) und besondere Freundlichkeit und Redseligkeit von den Bewohnern der übrigen holländischen Provinzen. Hier hat der Katholicismus festen Fuss, und die Religion sowohl, wie die Sitten der Bevölkerung und die geographische Lage der Provinz Nord-Brabant, welche den Uebergang zwischen den südlichen (katholischen) Niederlanden (Belgien) und den nördlichen (reformirten) Niederlanden (Holland) bildet, scheinen Nord-Brabant mehr an Belgien als an Holland anschliessen zu wollen. Freilich wird von Seiten Hollands dieser Wink der Natur schwerlich als berechtigt anerkannt werden.

Zeeland.

Der Schelde-Archipel. — Die „*Zeeuws*". — Zeeländisches Fieber. — Ackerbau. — Schutz gegen das Meer. — Das versteckte poetische Interesse. — Fluth- und Ebbebilder.

Zu den wenigst bekannten Gegenden nicht blos in den Niederlanden, sondern in ganz Europa, gehört auch der zeeländische Insel-Archipel. Wie das eine Ende der holländischen

*) Die gewöhnliche Tracht der Männer auf dem Lande ist in der ganzen Provinz fast ohne Ausnahme die blaue Blouse, welche man sonst im ganzen Reiche nicht mehr findet. Die grösste Eigenthümlichkeit der Frauentracht besteht in der Haube, deren Form in jedem Distrikt, ja selbst in einzelnen Orten verschieden ist.

Welt in Friesland liegt, so das andere in Zeeland. Die Holländer selbst schauen von ihren volkreichen Städten Amsterdam, Rotterdam, Haag, Leiden, Haarlem etc. mit einem Anfluge selbstgefälligen Hochmuthes auf die „*Zeeuws*“ herab. Während es in der kleinen Provinz Südholland mindestens ein halbes Dutzend grosser Städte gibt, finden sich in Zeeland nur wenige städtische Mittelpunkte dritten Ranges. Der grösste Theil der Bewohner lebt in Dörfern und zerstreuten Gehöften. Die Ursachen davon liegen in der geographischen Gestaltung, indem das Land in eine Menge Inseln zerrissen und wegen der breiten Fluss- oder vielmehr Meeres-Arme schwer zugänglich ist*). Keine schön gepflasterten Klinkersstrassen, keine regelmässigen Trekschuiten-Fahrten, keine Eisenbahnen rücken die vom Wasser getrennten Theile im lebendigen Verkehre aneinander, ein einheitliches Ganze bildend. In Folge dieser Isolirung steht auch die Masse der Zeeländer an Bildung und Intelligenz hinter den übrigen Niederländern zurück. Dagegen blüht in Zeeland der Landbau, wie in keinem Theile der Niederlande mehr. Der zeeländische Weizen, Flachs und Hanf sind die besten in Holland; Hülsenfrüchte kommen vorzugsweise aus Zeeland. Auch haben die Zeeländer dem gemeinsamen Vaterlande die tüchtigsten Admirale, den Dichter Cats, und den Begründer der holländischen Häringsfischerei und des nationalen Wohlstandes, Wilhelm Beukelzoon, aufzuweisen, aber diese Männer haben ihre Ausbildung in Holland empfangen.

Wir haben schon früher (im I. Band dieses Buches) gehört, dass die zeeländischen Inseln (und es gibt deren mindestens zwanzig, grössere und kleinere) unter dem Meeresspiegel liegen

*) Auch wird das in Zeeland herrschende „Polderfieber“, das nirgends gefährlicher und unter dem Namen „zeeländisches Fieber“ bekannt ist, von den Holländern und allen Fremden mit Recht sehr gefürchtet.

und durch Dämme geschützt werden müssen, deren Totallänge Hunderte von Stunden beträgt. Zwar haben die äusseren Inseln Walcheren, Nord-Beveland, Schouwen, Over-Flakee auf der dem Meere zugewendeten Seite eine Reihe kleiner halbmondförmiger Dünen, die gegen das Meer ihre Hauptmasse vorschieben und sich an den Enden landeinwärts umkrümmen und allmälig verlieren, aber diese Sandwälle zeigen garstige, gefährliche Lücken, welche mit starken, von Menschenhand errichteten Dämmen ausgefüllt werden mussten. Und wie trotz dieser Schutzwehren, welche schon Hunderte von Millionen Gulden gekostet haben und noch kosten werden, das Meer über das Land zuweilen hereinbricht; wie durch die Versandung und Anschlemmung der Flüsse fortwährend die Physiognomie der zeeländischen Ländertheile und die Linien der Wasserläufe verändert werden, ist gleichfalls schon erörtert worden. Freilich stellen sich diese Umgestaltungen nicht so auffallend dem leiblichen Auge des Reisenden dar. Die Narben der Zerstörung und die neuen Gebilde muss man unter Beihülfe der Geschichte mit dem geistigen Auge aufsuchen. Da ist nichts Majestätisches, man gewahrt nur feste, grüne, grasige Flächen, und flüssige, glänzende Flächen; aber unter dieser grünen festen und glänzenden flüssigen Oberfläche liegen Städte und Dörfer, Wälder und Fluren; unter dieser friedlichen Decke modern die Gebeine von Menschen und Thieren, die nur nach hundert Tausenden zählen. Man wandere zu Fuss durch die zeeländischen Inseln; man suche die versteckten Kunstbauten auf, die Dämme, die Schleusen, die gemauerten Ufer; man durchschneide zu Schiffe dieses Gewebe von starken und breiten, schmalen und schwachen Wasserfäden; man stelle sich den Muth, die Intelligenz, die Ausdauer vor, welche alle jene Werke schufen und noch unterhalten: dann, aber nur dann wird sich ein Landschaftsbild vor dem innern Auge enthüllen, dessen Farben es nicht an Frische, dessen Ge-

genstand es nicht an Interesse fehlt. Hier sind Landfetzen, die unter dem Wasser sich bildeten, indem sich im Laufe der Jahrhunderte Sandkorn an Sandkorn, Schlammtheile an Schlammtheile reihten; dort sind wüste Landtrümmer, welche einst schön bebaut und von fleissigen Menschen bewohnt waren — gleichsam die Leichen früherer lebendiger Ländertheile — dort gibt es Wasserlinien, die ihre vom Dampfboote erregten Wellen über „ertrunkenem Lande", über ehemaligen, von Menschen belebten Gassen, über Dachfirsten und Kirchthürmen und Baumwipfeln kräuseln. . . .

Aber auch dem gleichgültigsten Reisenden muss die Veränderung auffallen, die täglich mit dem Aussehen des zeeländischen Archipels vor sich geht, wenn die Ebbe der Fluth folgt und die Fluth der Ebbe.

Die Ebbe ist das Symbol der Armuth, und wie die Fetzen eines Betteljungen malerischer sind, als das modisch aufgeputzte Kind des Millionärs, so erscheint auch die Ebbe viel poetischer als die Fluth, mit der es nur der Reiche hält, weil seine stolzen Schiffe von ihr getragen werden. Die Ebbe ist aber auch mitleidig gegen die Armen. Sie deckt den unzähligen Strandläufern, Störchen, Möven und Schnepfen den Tisch, den diese mit allerlei Seegewürm am Strande und auf den Sandbänken reichlich besetzt finden. Wenn die Ebbe beginnt, da kriechen die zerlumpten Kinder und armen Muschelsammler und Krabbenfänger aus den Küstenstädten und sammeln die Gaben, welche ihnen die See zurückgelassen. Auch die Geheimnisse des Wassers enthüllt die Ebbe. Was die Fluth tief zugedeckt und in Finsterniss vergraben hat, das kommt an's Tageslicht. Da liegen im Sande die Trümmer der Schiffe, Balken und Planken, wie die Gebeine verwester Ungethüme, und erblicken Meeresgräser und Korallen, die im dunklen Schoose des Wassers gewachsen, das blendende Sonnenlicht. Leben und Bewegung, Licht und

Farben und Mannigfaltigkeit überall! Hier ist nur ein im Sonnenglanz funkelnder Wassertümpel geblieben, die Schiffe liegen traurig auf die Seite geneigt auf dem durchschimmernden Schlamme; dort gähnen fahle, gewaltige Streifen von Sandbänken, und hoch auf steigen die Molos, die Dämme, die Hafenbauten, an denen die Armen hinschleichen, suchend, sammelnd. Draussen aber vor den Strommündungen harren die grossen Schiffe, bis sich die Schultern des Okeanos heben, von dem getragen sie ins Land einziehen können. . . .

Jetzt entsteht ein Stillstand in den Strömen, die aus dem Herzen des Landes kommen, die süssen Wasser mässigen den Lauf und bleiben endlich ganz stehen. Die Fluth beginnt. Nun regt es sich leise in den stagnirenden Gewässern, nun plätschert es, die erstorbenen Ströme beginnen zu athmen, sie erheben sich kräftig über ihr schlammiges Bett. Jedoch kommt die Bewegung von entgegengesetzter Seite, die Strömung geht rückwärts in das Land hinein. Denn das Meer zieht ein, und die kleineren Flussgötter müssen vor dem gewaltigen See-Gotte zurückweichen. Erst drängt die See das süsse Wasser leise und schonend zurück, wie eine Mutter ihr zudringliches Kind. Daraus entstehen kleine Wirbel im Flusse, der ärgerlich aufwallt, und darum werden auch diese Wasserwirbel von den Eingebornen „*Walen*“ genannt. Bald schiebt sich das Meer mächtiger vor, die „*Walen*“ wachsen, das Flusswasser kämpft beharrlich, es entstehen nun mächtige Wirbel, die den Schiffen gefährlich werden können. Endlich aber siegt das Meer, mit Triumph zieht es zu allen Wasserthoren ins Land herein. Die Sandbänke schmiegen sich wieder sachte unter die nasse Decke, alle Gräben, alle Rinnen füllen sich bis zum Ueberlaufen mit Wasser, die Schiffe heben sich, werden flott und schwimmen oben auf. Die Menschen und Vögel ergreifen die Flucht, die Inseln werden immer kleiner, die Dämme und Hafenbauten, die

sich bei der Ebbe als Riesenbauten dargestellt hatten, schrumpfen zusammen. Auf dem festen Lande bilden sich Inseln, und schon wandelt uns die Besorgniss an, das Wasser möge, fort und fort steigend, alles Land verschlingen. In allen Häfen, an allen Ufern wird's lebendig, Schiffe und Boote, kleine und grosse, spannen die Segel. Das Tau löst sich, und sie segeln auf und davon, leicht und lustig wie die Enten. Zuletzt kommen auch die Seeschiffe, die draussen gewartet haben, mit dickbackigen Segeln herein, in ihren Riesenbäuchen kostbare Ladungen von fernen Gestaden bergend.

Allein zur rechten Zeit hält eine unsichtbare Hand die steigenden Wasser zurück. Bald eilen sie wieder dem Meere zu, mit Hast stürzen mächtige Ströme durch die Ooster- und Westerschelde und alle übrigen Mündungen in die See hinaus. In jedem Graben, in jedem Canale herrscht lebendige Bewegung durch das abfliessende Wasser. Allmälig taucht wieder das Land empor, die Inseln nehmen zusehends an Umfang zu, die Deiche und Dämme und Pfahlreihen scheinen riesenhoch zu wachsen, Brücken steigen mit hohen Unterbauten hervor, die Schiffe sinken tiefer und verschwinden endlich hinter den hohen Uferrändern. Die Ebbe ist wieder eingetreten.

Zweimal täglich füllt sich auf diese Weise Zeeland mit Wasser, zweimal läuft dieses wieder ab. Man kann sich denken, wie sehr das Aussehen des Landes verschieden ist, je nachdem das Wasser darin 15 bis 20 Fuss höher oder tiefer steht. Es ist ein poetisches Schauspiel.

Vierter Theil.

Volkswirthschaftliche Verhältnisse.

Erster Abschnitt.

Die grosse Fischerei. (Häringsfang.)

Erstes Capitel.

Verschiedene Häringsarten. — Küsten für den Häringsfang. — Der Häring, ein Segen und ein Störenfried. — Volkssagen über das Ausbleiben des Härings an der Küste von Preussen, Helgoland und Schweden. — Häringsprocession und der Schutzheilige der Häringsfischer auf Helgoland. — Zwei wunderbare Häringe. — Heilkraft des Härings. — Ueber die Heimat, die Reisen, das Verschwinden der Häringe nach dem Fange und an gewissen Küsten.

Der Häring ist ein so guter Bekannter von uns, dass die Beschreibung seines Aussehens gewiss überflüssig ist.

Es gibt verschiedene Arten von Häringen, so z. B. einen *clupea pontica* und *caspica*, astrachan'schen Häring, den die Winde zuweilen in Myriaden an die Küsten der Krim schleudern. Ein Deutscher, Herr v. Bär, lehrte den Russen, diesen Häring, aus dem früher nur Oel gemacht wurde, einsalzen, und seit dem Jahre 1855 bildet er bereits einen wichtigen Exportartikel in den Ländern der Wolga und des caspischen Meeres. Ferner *clupea Pallasii,* der eine unerschöpfliche Quelle für die Winterverproviantirung der Kamtschadalen bildet; *clupea elongata,* amerikanischer Häring oder Häring von New-York, und einige andere dem nördlichen Amerika eigenthümliche Arten, die für

die Bevölkerung jener Striche fast dieselbe Wichtigkeit haben, wie für die nördlichen Küstenbewohner Europa's der „gemeine Häring“ *(clupea harengus)*. Aber all diese nützlichen Gattungen können mit dem letztern nicht rivalisiren und dieser ist es, von dem wir hier sprechen.

Der Häring wird als einer der reiselustigsten Bewohner der Salzfluth geschildert, und wo er immer erscheint, ist er willkommen.

Sehnsüchtig harren seiner Ankunft die Küstenbewohner von Norwegen, Schweden, Russland, Dänemark, Deutschland, Holland, Schottland, England und Frankreich, denn er bedingt das Glück und die Wohlfahrt, die Lebendigkeit des Handels und der Industrie jener Küstenbewohner, und sein Erscheinen oder Ausbleiben hat auf die Geschicke ganzer Völker mächtig eingewirkt.

Er hat Neid und Feindschaft gesäet, Völker und Staaten entzweit, Kriege entzündet, Cabinette und Diplomaten in Alarm gesetzt und die lebhaftesten Discussionen in Ministerräthen und Volkskammern hervorgerufen.

Aber er war nicht blos ein Störenfried, weit mehr war er ein Segen der Völker!

Er hat Fürstenheirathen gestiftet, Völker durch den Handel vereinigt und gross gemacht. Und wie vielen tausend und abertausend Familien hat er nicht blos die Existenz verschafft, sondern sie sogar zu Wohlstand und Reichthum geführt!

Der Häring ist den Strandbewohnern der Ost- und Nordsee die Ernte des Meeres. Die grosse Rolle nun, die der Häring in dem materiellen Wohlbefinden ganzer Völker spielt, lässt es erklären, dass über ihn viel Fabelhaftes von jeher cursirt hat. Man umgab ihn mit einem geheimnissvollen Nimbus, indem sich die Sagen der Fischer mit den nackten Thatsachen vereinigten.

Der Häring hat die eigenthümliche Art, dass er, obwohl

ein treuer Gast, wenn er einmal eine Küste liebgewonnen hat, dennoch zuweilen plötzlich ausbleibt; das schwerbetroffene Volk hat sein räthselhaftes Ausbleiben alsdann nach seiner Art mit plausiblen Gründen zu erklären gesucht. So geht eine Sage, der Häring vermeide deshalb die preussische Küste, weil sie durch das Kanoniren und den Kriegslärm des Canutus, eines dänischen Königs, vertrieben worden wären. Die Canutus haben von 901—1182 regiert, das Schiesspulver wurde jedoch erst zwei Jahrhunderte später erfunden, was kümmert sich aber darum die Legende? Auch das Verschwinden der Häringe bei Helgoland hat zu einer Sage Veranlassung gegeben. Die Häringsfischer von Helgoland hatten ihren eigenen Schutzheiligen, der St. Tiets hiess. Dieser St. Tiets wurde nebst einem Crucifix, welches die Wellen des Meeres an das Ufer gespült hatten, jährlich in feierlicher Procession dem Strande entlang getragen. Als aber Martin Luther's neue Lehre auch auf jener Felseninsel Zugang fand, da wurden die Processionen unterlassen und — seit dieser Zeit sollen die Häringe die Küsten von Helgoland meiden.

Nach einer andern Version wären die Häringe deswegen ausgeblieben, weil ein altes Weib, zornig über das zudringliche „Vieh", welches so massenhaft auf den Strand „lief", sie mit dem Besen vom Ufer weggekehrt habe. Ob die Häringe aus Entsetzen vor dem Anblicke der Alten oder wegen der angethanen Beleidigung ausblieben, lässt die Volkssage unentschieden.

Auch zwei ganz besonders berühmt gewordene Häringe hat die Geschichte verzeichnet. An der schwedischen Küste wurden nämlich am 21. November 1587 zwei Häringe gefangen, welche auf beiden Seiten tief eingegrabene, den gothischen Buchstaben ähnliche Zeichen trugen. Als diese nun dem Könige Friedrich II. in Kopenhagen vorgezeigt wurden, soll

er sehr darüber erschrocken sein. Er liess sogleich die Gelehrten seiner Hauptstadt zusammenrufen, welche die verhängnissvolle Inschrift also entzifferten: „Ihr werdet in der Folge ebensowenig mehr Häringe fangen, als die andern Nationen.“ Diese wunderbare Geschichte verrückte die Köpfe der Gelehrten und Ungelehrten. Andere deuteten die Zeichen wieder anders. Bücher wurden darüber geschrieben und grausige Prophezeihungen verkündeten nichts weniger als eine allgemeine Ueberschwemmung von ganz Europa. Thatsache ist, dass die Häringe damals von der schwedischen Küste verschwanden, 1596 finden wir sie an der pommerschen Küste.

Auch in der Volksmedizin spielt der Häring eine wichtige Rolle.

Es gibt keinen Theil am ganzen Häringe, dem nicht eine geheimnissvolle Kraft beigelegt wäre. Wie die Nebel vor der Sonne, sagen die Holländer, so fliehen die Krankheiten des Körpers vor dem Häringe*). In dem Speisesaale eines holländischen Fürsten waren mit grossen Buchstaben folgende Verse zu lesen, die von der Hochschätzung des Härings Zeugniss geben:

*Halec salsatum, crassum, blancum, grave latum***),
Illud dorsatum, scissum, perventrificatum,
Huic caput ablatum, sic pellibus exoriatum,
Intus mundatum, crudum, vel igne crematum,
Illi caepe datum, per panem rustificatum,
Hoc sic coenatum, dum transis nocte cubatum,
Id theriacatum, velut antidatum preciatum,
Quod parit optatum potamen largifluatum,
Dans de mane ratum guttur rebisondo paratum,
Haustum, prostratum, reparat, mediatque palatum.

*) Zu keiner Zeit gibt es in Holland weniger Kranke, als wenn die Häringe ankommen, und die Aerzte haben immer um diese Zeit ihre Ferien. Natürlich liegt die Ursache nicht im Häringe, sondern weil dies eben die für Holland schönste Jahreszeit ist.

**) Wir geben diese Verse in deutscher Uebersetzung, obwohl sie

Et caput et pectus desiccat phlegmatisatum,
Dans urinatum cito, mox deinde cacatum
Dirigit inflatum, penetrando cibum veteratum.
Hoc medicamentum fert LAURENS versificatum.

In einer „Sammlung verschiedener Curen, Altona 1768" werden eine Menge Krankheiten aufgeführt, gegen welche der Häring oder einzelne Theile desselben als kräftiges Heilmittel dienen sollen *).

dadurch an ihrem ursprünglichen Witz verlieren: Der Häring muss sein eingesalzen, fett, weisslicht, schwer und breit, muss haben einen breiten Rücken, soll sich leicht tranchiren lassen und am Bauch wohl unterwachsen sein. Ist ihm nun der Kopf abgerissen und er bei den Schwanzflossen genommen zertheilt, der Eingeweide entleert, in noch rohem Zustande oder auch am Feuer geröstet, mit Zwiebel vermengt und mit Brod abgebräunt, so ist er also genossen vor'm Schlafengehen ein Mittel gegen den giftigen Biss der Thiere (Schlangen), also gleichsam ein vom Himmel erflehtes Gegengift. Es erzeugt dies auch übermässig den gewünschten Durst. Einen Betrunkenen und in Folge dessen Niedergefallenen richtet dieses Mittel wieder auf und öffnet ihm die Lippen, löst den Schleim in Kopf und Brust auf, befördert schnell das Uriniren und verursacht bald darauf auch leichten Stuhlgang, indem es die unverdauten Speisen auflöst. Dieses Heilmittel hat, in Verse gebracht, Laurens der Nachwelt überliefert.

*) Die sogenannte Seele oder vielmehr Blase des Härings soll ein bewährtes Mittel gegen die Verstopfung des Harns sein.

Die Milch vom Häring, mit etwas Butter geröstet und durch ein Tuch gepresst, soll ein gutes Mittel für erfrorne Glieder sein und auch den Schmerz und das Jucken vertreiben.

Ein über den Rücken gespaltener Häring auf die Fusssohle gelegt, soll die Flüsse vom Haupte ziehen, die Wassersucht verzehren und die Hitze in Fiebern mindern etc. etc.

Ein Mittel, welches als besonders vorzüglich gerühmt wurde, will ich wörtlich anführen: das Fullerische Häringspflaster, so gebraucht wird, wenn die fieberhafte Materie den Kopf angreift, die Lebensgeister unterdrückt, und eine Dummheit oder Schläfrigkeit erweckt, ist an vielen Orten berühmt, und wird also verfertiget: Man nimmt von der weissen, frisch und zu rechter Zeit gegrabenen Stichwurz (*Bryonia*),

Bei der Betrachtung des Härings drängen sich vor Allem vier Fragen auf:

1. Welches ist die Heimath der Häringe?
2. Warum unternehmen sie ihre grossartigen Reisen?
3. Wohin gehen die dem Fischer entronnenen Häringe?
4. Warum meiden sie solche Küsten, die sie früher so gern besuchten?

Von den älteren Naturforschern wird uns darüber viel Geheimnissvolles und Fabelhaftes erzählt. Nur darüber einigten sich alle, dass der gemeine Häring ein Sohn des hohen nordischen Oceans sei, weil er nur selten oder fast gar nicht in den südlichen Meeren gefangen wird.

Der Nordpol also wird von den meisten als „Geburtsort und Stammsitz" der Häringe und als „Ausgangspunkt" seiner Wanderungen angenommen. Man hat ihn aber nie in seiner vermeintlichen Heimath gesehen. Er gehört zu den seltensten Fischen Grönlands und auch auf Island vergehen oft Jahre, ohne dass man einen Häring fängt. Jenseits des 67° nördlicher Breite haben ihn weder Reisende noch Walfischfänger je gesehen.

Die Ursachen seiner Nomadenzüge auf der Meeressteppe anlangend, so geben die Einen „Uebervölkerung" als Motiv derselben an, gleichwie bei den Bienen; die Andern aber wollen sie der „Verfolgung" von Raubthieren, wieder Andere dem „Mangel an Nahrung" zuschreiben.

Die Ansicht nun, dass die Häringe wegen Uebervölkerung oder Verfolgung der Raubfische gezwungen wären, ihre ver-

wenn sie trocken ist, zwei Unzen, drei Unzen schwarze Seife, vier Unzen Bücklinge und anderthalb Unzen Salz, macht daraus eine Mischung und bindet solche auf die Fusssohlen, womit alle 12 Stunden kann abgewechselt werden, bis die Schläfrigkeit und Dummheit verschwindet.

meintliche Heimath zu verlassen, scheint an und für sich schon unwahrscheinlich; Mangel an Nahrung kann es auch nicht sein, der sie zu solchen Wanderungen treibt; denn nach dieser Annahme würden die Häringe, abgesehen davon, dass das nördliche Eismeer von Myriaden von Wesen bevölkert ist, die ganz geeignet sind, dem Häringe als Nahrung zu dienen, gerade zu einer Zeit in einer wärmeren Gegend erscheinen, wo ihre vermeintliche Heimath selbst der erwärmenden Sonnenstrahlen geniesst.

De Quatrefages in einem Artikel *les animaux utiles*, abgedruckt in der *Revue de deux Mondes*, behauptet, dass die Häringe unsere Meere nie verlassen. Das Meer habe ja tiefe Thäler, wo die Unterschiede der Temperatur kaum fühlbar seien, und wo die heftigsten Stürme die Ruhe nicht stören könnten. In diesen Schutzwehren bergen sie sich und kommen, wenn sie ihr Instinkt zur Fortpflanzung drängt, alsdann an seichtere Stellen, wo Luft und Sonne mehr Einfluss ausüben können. Für diese Behauptung spricht auch der Umstand, dass man in Holland, in Belgien, England und Schweden etc. das ganze Jahr hindurch Häringe untermischt mit anderen Fischen gefangen hat, und Fischer versichern, dass, wenn ihre Netze tief genug hinabreichen würden, sie zu jeder Jahreszeit ebenso viele Häringe fangen könnten, als in der sogenannten Häringszeit.

Wahrscheinlich ist es, dass die Raubfische, wie die Haie, Seehunde u. dgl. die Ursache sind, dass sich die Häringe auf ihren Zügen zu so erstaunlichen compacten Massen zusammendrängen, dass die Fischerboote zuweilen gegen zwei Zoll hoch gehoben werden und manchmal in ihrem Laufe gehindert sind. So erschien auch im Jahre 1773 am Loch-Terridon in Schottland ein solcher Schwarm Häringe, dass 150 Fischerboote in einer Nacht über 3000 Tonnen fingen, was beinahe drei Millionen Stück Häringe entziffert.

Zu Loch-Urn stürzten in den Jahren 1767 und 1768 die Häringe in solchen Massen auf den Strand, dass die Ufer auf vier englische Meilen von 6—18 Zoll tief mit ihnen und allerlei Arten anderen Fischen bedeckt waren, und 1784 wurden daselbst innerhalb fünf Tagen für 650,000 Gulden und mehr Häringe gefangen.

Ueber die plötzliche Aenderung in den Reisezügen lässt sich Folgendes anführen:

Der Häring, sowie auch der Lachs, kehrt zur Laichzeit immer wieder gerne in die alte Heimath zurück. Durch ungünstige Umstände, ungewöhnliche Kälte, grosse Stürme und dergleichen kann aber die Brut zerstört, fortgeführt und an andere Küsten verschlagen werden. Hieraus lässt sich denn auch erklären, warum die Häringszüge an einigen Orten auf einmal aufgehört haben, während sie an anderen Orten, wo die Entwickelung besonders günstig gewesen, oder wo durch Strömungen oder Stürme eine grosse Menge von Laich anderswohin abgelagert war, ungewöhnlich reich erscheinen.

Mit dieser Erklärung stimmt auch die geschichtliche Thatsache überein, die von Schlözer in seiner Geschichte der Hansa angeführt wird, dass zu Anfang des 14. Jahrhunderts über die pommersche und preussische Küste verwüstende Sturmfluthen hereinbrachen, und dass darauf die Häringe über hundert Jahre nicht mehr an diesen Küsten erschienen seien.

Zweites Capitel.

Ueber die Geschichte des Häringsfanges. — Erfinder der Einsalzungsmethode. — Erfindung des „grossen Netzes". — Culturhistorische und nationalökonomische Rolle des Härings in Holland. — Kaiser Carl V. am Grabe Beukelzoon's. — Häringsstreitigkeiten mit England. — Die Blüthe der holländischen Häringsfischerei und ihr Verfall. — Mittel zu ihrer Hebung. — Allgemeine Häringsstatistik. — Verwendung und Eintheilung der Häringe.

Die „Geschichte des Häringsfanges" ist in Dunkel gehüllt. Barthold behauptet in seiner Geschichte der deutschen Seemacht, dass der Häringsfang schon im 6. Jahrhunderte an den pommerschen Küsten betrieben worden sei. Positive Anhaltspunkte findet man erst im Jahre 1030, wo in einer Urkunde bei Gründung eines Klosters in Frankreich (bei Rouen) der Häringsfischerei Erwähnung gethan wird. Doch Gegenstand eines ausgebreiteten Handels wurde der Häring erst nach der „Erfindung des Einsalzens".

Man schreibt diese Erfindung dem Holländer Wilhelm Beukelzoon um 1380 zu. Allein das Einsalzen, wenn auch sehr unvollkommen, muss schon viel früher bekannt gewesen sein, es könnten sonst nicht Fische als Handelsartikel in früheren Zeiten vorkommen. Jedenfalls aber hat Beukelzoon die Art der Einsalzung bedeutend verbessert; denn von jener Zeit an nahm die Häringsfischerei jenen Aufschwung, dem Holland seine einstige Grösse zu verdanken hatte.

Noch eine andere Erfindung übte auf den Häringsfang den grössten Einfluss aus, nämlich die Erfindung des sogenannten „grossen Netzes", das zu Hoorn 1416 zuerst verfertigt wurde.

Die Holländer bewahrten Beukelzoon's Erfindung als tiefes

Geheimniss und übten es als ausschliessliches Privilegium aus. Bei Todesstrafe war die Mittheilung der Einsalzungsmethode an die Ausländer verboten. Ueber dreissig Gesetze regelten den neuen Industriezweig. Die Regierung sorgte auch noch anderweitig für die Fischer; sie gab der Häringsflotte Kriegsschiffe mit, die ihr zum Schutze und zugleich als Hospital für kranke Matrosen dienten.

Die Anzahl der Schiffe in Holland wuchs nun von Jahr zu Jahr, Handel und Industrie nahmen in staunenerregender Weise zu; Handelsgesellschaften entstanden, Colonien wurden gegründet und Handelsverbindungen mit allen Völkern der Welt angeknüpft. Rasch stieg seine Macht zur See und das kleine Völkchen von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern konnte seine Marine jeder andern an die Seite stellen.

Welche Achtung die holländische Marine damals genoss, geht aus einem Sprüchworte hervor, nach welchem der französische Matrose, wenn von Seegefechten die Rede war, sagte:

Sont ce des Anglais nous les battrons.
Sont ce des Hollandais nous nous battrons.

Die vortrefflichen Gesetze, die Gewissenhaftigkeit, mit der sie beobachtet wurden und eine bessere Bereitungsweise konnten natürlich nicht verfehlen, die heilsamsten Wirkungen auf den niederländischen Häringshandel auszuüben, und wenn man scherzweise sagt: „Amsterdam sei auf Häringsgräten erbaut", so birgt sich darunter eine tiefe volkswirthschaftliche Wahrheit.

Von der Wichtigkeit der Häringsfischerei und der Entdeckung Beukelzoon's war schon Kaiser Carl V. so sehr überzeugt, dass er, um das Andenken dieses Mannes zu ehren, in Begleitung seiner Schwester Maria, Königin von Ungarn, nach Biervliet reiste, und das Grab Beukelzoon's besuchte. Bei seinem Weggehen sprach er die merkwürdigen Worte: „Der Häringsfischer Wilhelm Beukelzoon hat mehr für Holland durch

seine Erfindung gethan, als ich je würde thun können, trotz all meiner Macht; denn er hat dem Lande Reichthum und Wohlstand gegeben."

Die Entfaltung des Handels und die Zunahme an Macht musste natürlich bei andern Völkern Neid erregen, namentlich bei dem Britten, an dessen Küsten ja die Holländer den Häring fingen.

Alle möglichen diplomatischen Künste wurden von den Holländern angewendet, um mit England im freundschaftlichen Einvernehmen zu bleiben. Johann I., Graf von Holland, warb um die Hand Elisabetha's, Tochter Eduards I., Königs von England. Er erhielt sie sammt einem Patent (als Mitgift), wornach den Holländern, Zeeländern und Friesen das Fischen an der englischen Küste erlaubt wurde. Allein sie waren später dennoch genöthigt, verschiedene Vergleiche einzugehen, so im Jahre 1609 unter Jakob I., wo sie nur gegen Bezahlung einer jährlichen Summe das Fischereirecht erlangten. Dessenungeachtet aber überfiel Carl I. (1636) die holländische Häringsflotte, vernichtete einen Theil und nahm den anderen gefangen.

Einmal verpflichteten sich die Holländer sogar, die Summe von 360,000 Gulden für einen einzigen Sommer zu bezahlen.

Die Streitigkeiten dauerten fort, und es wurden selbst die Gelehrten mit hineingezogen. Es entstand nämlich die Frage: „*An mare sit liberum vel clausum.*" Ob auf dem Meere gewisse Grenzen stattfinden, die Niemand überschreiten könne, oder ob alle Völker auf dem offenen Meere gleiches Recht hätten*)?

*) Bei diesem Streite erlangte namentlich Hugo Grotius durch seine Schrift: „*De mari libero*" und Seldens durch: „*De mari clauso*" grossen Ruf.

Damit wurden jedoch die Streitigkeiten nicht geschlichtet, erst nach einigen Seeschlachten erreichten die Holländer so viel, dass sie in einer Entfernung von zehn englischen Meilen von den Küsten Englands die Fischerei betreiben durften.

Die glänzendste Epoche des holländischen Häringsfanges war das siebenzehnte Jahrhundert. Im Jahre 1601 liefen 1500 Fahrzeuge aus. De Witt erzählt, dass 1667 bei 2000 Buizen*) ausgesendet wurden, welche eine Ausbeute von 300,000 Last oder über $3^1/_2$ Millionen Tonnen in einem Werthe von 60 Millionen Gulden zurückbrachten. Nach seiner Berechnung bezögen unter einer Bevölkerung von zwei Millionen Seelen 450 Tausend Menschen ihren Unterhalt aus den Fischereien, dem Handel und den Manufacturen, welche damit innig verknüpft sind.

Gewiss ist diese Berechnung nicht zu hoch angeschlagen, wenn wir bedenken, dass zu 300,000 Last Häringe 3,600,000 Tonnen aus Eichenholz nöthig sind — wie viel wohl Eichenstämme zur Anfertigung dieser Tonnen? — Ausserdem kommen noch die Nebengewerbe in Betracht, als: Zimmerleute, Seiler, Segeltuchmacher, Schmiede etc.; ferner das Salz, welches aus Spanien geholt werden musste, und wovon jährlich 3—4 Millionen Centner nöthig waren.

Doch die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Schicksale der Industrie. Die holländische Häringsfischerei ging ebenso rasch, als sie sich hob, ihrem Verfalle entgegen. Allgemeine Verminderung der Verzehrung von Häringen, sowie die Bemühungen anderer Staaten, die Handgriffe und Kunstfertigkeit

*) Die *Buizen* oder *Doggers* sind solid aus Eichenholz gebaut, mit einem einzigen Maste und einem gewaltigen viereckigen Segel versehen. Sie haben einen Gehalt von 420—450 Tonnen.

der Holländer auf ihre Fischerei überzutragen, und ihre eigene Fischerei dadurch in die Höhe zu bringen, sowie häufige Kriege beeinträchtigten seit Anfang des vorigen Jahrhunderts diesen holländischen Nahrungszweig sehr.

Im Jahre 1747 nahmen nur mehr 200 Buizen an der Häringsfischerei Theil. Im Jahre 1847 fiel deren Zahl auf 115; 1856 auf 82; 1858 stieg sie wieder auf 95 *).

Diese immerwährende Abnahme gab nach einem königl. Beschlusse vom 9. Februar 1854 (Staatsc. Nro. 57) Veranlassung zu der Frage:

„Ob die bestehenden Gesetze und Verordnungen bezüglich der Seefischereien gänzlich eingezogen werden können, oder ob es im allgemeinen Interesse und dem der Fischereien nothwendig ist, einige Vorschriften bezüglich der Ausübung dieses Industriezweiges beizubehalten, oder nur neue festzustellen.“

Im September desselben Jahres veröffentlichte die Com-

*) Mit dem Verfall der Häringsfischerei ging der Verfall derjenigen Städte, deren Wohl und Wehe, deren ganze Existenz auf dem Häringsfang basirt war, Hand in Hand. Einen traurigen Beleg hiefür gewährt die Stadt Enkhuizen an der Zuiderzee. Im Jahre 1640 hatte diese Stadt über 400 *Buizen* zum Häringsfange in See geschickt, welche von einer starken Kriegsflotte begleitet waren, im Jahre 1814 rüstete sie nur e i n e e i n z i g e aus. Zur Zeit der Blüthe des Häringsfanges zählte Enkhuizen 40,000 Einwohner, man bewunderte ihren Hafen, ihre Gebäude, ihre Schiffbauwerfte, ihre Salzsiedereien. Heute wandelt man mit Grauen durch die öden Strassen. Eines der alten Thore von Enkhuizen ist jetzt eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, die nur mehr 5000 arme Einwohner hat. Ganze Strassen liegen in Ruinen, und spindeldürre Schafe weiden dort das Gras ab. Tiefes Schweigen liegt über der Stadt, die nur mehr ein unheimliches Häusergerippe vorstellt. Desgleichen sind die übrigen Fischerstädte der Zuiderzee tief gesunken.

mission, welche zur Beantwortung dieser Frage niedergesetzt wurde, unter dem Titel:

Verslag over de zeevisscherijen, uitgebragt door de Commissie benoemd bij Kon. Besluit. s'Gravenhage, van Weelden en Mingelen ihren Bericht. Dieser Bericht hebt unter andern als Ursache des Verfalles auch hervor: das Einfuhrverbot von Seite Frankreichs, den hohen Zolltarif in Belgien und die Preisbestimmung des Härings in Holland. Nach einem Gesetze bestimmte nämlich eine Commission, welche zugleich über die Gesetze der holländischen Fischerei wachen musste, den Preis der Häringe, den sie zuweilen sehr hoch anschlug.

Endlich wurde am 13. Juni 1857 ein neues Gesetz gegeben, welches dem Principe der vollkommensten Freiheit huldigt, und das Prämiensystem gänzlich aufgibt.

Sowie nun in Holland die Häringsfischerei abnahm, nahm sie in England und anderen Ländern zu, und damit auch Handel und Industrie. Im Jahre 1852 lieferte Holland 20,000 Fässer für Europa, England aber 250,000; im Jahre 1853 schickte Holland 8000 Tonnen in den Zollverein, Schottland 144,000. Der Werth der in den Zollverein überhaupt eingeführten Häringe betrug im Jahre 1852 noch über $4^1/_2$ Millionen Gulden. Man schätzt die Anzahl Häringe, welche jährlich gefangen werden, auf 1000 Millionen. Rechnet man die Anzahl der Häringe zusammen, die gefangen worden sind, seitdem die Häringsfischerei im Betriebe ist, so gibt das eine solche Anzahl, dass sie aneinandergereiht bis zur Sonne und wieder zurück reichen würden.

Die Verwendung der gefangenen Häringe ist eine fünffache: sie werden entweder frisch verbraucht, gesalzen, geräuchert, marinirt, oder zu Oel verwendet. Marinirt

werden namentlich die Ostsee-Häringe; Häringsöl wird in Russland fabricirt.

In Holland werden die Häringe in drei Classen eingetheilt, nämlich in: gekaakte Häringe, gefangen im Norden von Schottland während des Frühjahrs und Sommers; Steur-Häringe, gefangen im Herbste vom 15. August bis December an der englischen Küste bei Yarmouth. Dieser Häring wird nicht in Tonnen verpackt, sondern man häuft ihn im Schiffsraum zusammen und salzt *(steurt)* ihn nur leicht ein, um ihn später zu räuchern; er ist geräuchert unter dem Namen Bückling bekannt *(bokking)* und wird unter dem Namen Diepwate sche Bokking im Handel versendet; Pan-Häring, gefangen in der Zuiderzee. Dieser Häring dient frisch zur Nahrung, namentlich den ärmeren Classen. Er wird auch Bratháring genannt.

Im Handel theilt man die Häringe bezüglich der Zeit des Fanges ein in: Johanni-, Jacobi- und Bartholomäi-Brand; je nachdem sie um Johanni, Jacobi, oder um Bartholomäi, vom 24. August bis 17. September, gefangen wurden.

Bezüglich der Qualität heisst der zuerst gefangene Maatjes-, Maikens- oder auch Jungfern-Häring*), desswegen, weil er sehr fleischig, zart und fett ist und noch keine oder nur wenig Milch oder Rogen hat; Vollhäring, der den Rogen oder die Milch noch hat; Hohlhäring, der schon gelaicht hat und also ohne Rogen oder Milch ist.

*) Das erste Fässchen Häring wird in festlichem Aufzuge dem Könige dargebracht, der das Geschenk mit 500 Gulden erwiedert. Auch ward ehemals die Ankunft der ersten Häringe durch eine Art Volksfest gefeiert.

Man unterscheidet ferner noch: Küstenhäring (den an der Ostseeküste), Strandhäring (den an den norddeutschen Küsten), Binnenhäring (den in den Strommündungen, Buchten und Binnenwassern gefangenen).

Sämmtliche Sorten werden wieder unterschieden in 1) Packhäring, der gleich völlig eingesalzen und in Tonnen verpackt worden ist; 2) Wrackhäring, der aus Mangel an Zeit oder Salz nur halb eingesalzen und nicht gehörig verpackt wurde; 3) Wrackwrackhäring, der aus verdorbenen Häringen der zweiten Sorte besteht; und 4) Stankhäring, der in den Tonnen fast ganz verdorben ist.

Ihrer Güte nach behaupten die holländischen Häringe noch immer den ersten Rang, weil sie mit spanischem Salze sogleich nach ihrem Fange auf dem Schiffe noch eingesalzen und in Tonnen aus Eichenholz verpackt werden, was bei den übrigen Nationen nicht geschieht. Diese verwenden entweder eigenes Salz, das nicht so gut ist, oder salzen die Häringe erst am Lande ein oder verpacken sie in Tonnen von weichem Holze, was dem Häringe einen unangenehmen Beigeschmack gibt. Ihnen folgen die ostfriesischen oder Emdener, die fast ganz den holländischen gleich sind; die irischen, die ihnen sehr nahe stehen; die schottischen, die grösser, nicht so wohlschmeckend und trockener sind; die dänischen, wenig haltbar und klein; die schwedischen und norwegischen und zuletzt die französischen.

Zweiter Abschnitt.

Walfischfang.

Walfischfang in früheren Zeiten. — Die ersten Expeditionen der Holländer. — Streitigkeiten und Kämpfe mit den Engländern. — Concurrenten des Walfischfangs. — Eintheilung des Meeres in Bezirke. — Zwistigkeiten der holländischen Walfischjäger. — Gefahren und Beschwerden der Walfischjagd. — Verluste an Mannschaft. — National-ökonomische Bedeutung der nordischen Fischerei. — Smeerenberg, eine holländische, hölzerne Stadt im höchsten Norden. — Leben und Treiben daselbst. — Thransiedereien. — Missglückte Versuche zur Gründung permanenter Niederlassungen. — Schreckliches Schicksal waghälsiger Matrosen. — Der arktische Winter. — Die Walfischjagd frei gegeben. — Erstaunlicher Aufschwung und Ertrag derselben. — Verfall. — Prämien. — Die Grossartigkeit der arktischen Natur.

Die Holländer waren nicht die ersten, die sich auf den Walfischfang verlegten. Die hochnordischen Völker kannten die nützlichen Eigenschaften des Walfisches schon lange, und die Basken betrieben die Jagd desselben aus Handelsinteressen. Ein Zolltarif aus der Regierung Eduards III. von England erwähnt ausdrücklich die Einfuhr von Walfischöl. Dazumal war der Fang noch leicht. Die Walfische kamen bis an die nordspanischen Küsten, und die Basken hatten keine grossen Gefahren bei dem Fange der Thiere zu bestehen, die noch überdies klein und nicht sehr ergiebig an Oel waren. Das Fleisch wurde gegessen, das Bein, das den meisten Werth hatte, zu verschiedenen Zwecken verarbeitet. Später betheiligten sich auch die Franzosen an der Westküste Frankreichs an der Walfischjagd, allein schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte dieselbe wenig Bedeutung mehr, da die klugen

Thiere, die Gefahr erkennend, die Eisgefilde des Nordens nicht mehr verliessen. Dort aber wagte es Niemand, bei dem damaligen Stand der Schifffahrt, sie aufzusuchen.

Der erste Walfischfang der Holländer in den Breiten des von Barendz entdeckten Spitzbergen datirt vom Jahre 1621. Zwei Schiffe segelten damals ab und die Reise schien sehr glücklich ausfallen zu wollen. Seehunde und Meerschweine kamen in Haufen herbei und boten ihren Nacken den scharfen Spitzen der Harpune dar. Die Walfische hoben ihren breiten Rücken recht hoch über die Eiswasser, als wollten sie den heimtückischen Harpunen Platz verschaffen. Die Holländer, als kluge Leute, hatten ihre Schiffe mit vortrefflichen baskischen Harpunieren bemannt. Aber schon einige Jahre später bedurften die holländischen Matrosen nicht nur keiner Lehrmeister mehr, sondern übertrafen bald alle ihre Nebenbuhler.

Kaum hatten die Engländer von der reichen Beute im hohen Norden Kunde bekommen, so waren sie auch schon bei der Hand, sich die Früchte der holländischen Entdeckungsreisen anzueignen. Gutwillig liessen sich die Holländer nicht vertreiben, so kam es zum Streite. Zu den Gefahren der Walfischjagd gesellten sich die Schrecken des Krieges. Die Schiffe der Walfischfänger waren mit Bewaffneten bemannt, und wenn sie den Engländern begegneten, so eilten die Kanoniere an die Geschütze, Kanonendonner rollte durch die keusche Stille des Polarmeeres, und die Menschen erwürgten sich in einer erstorbenen, schauerlichen Natur mit derselben Wuth um den Besitz einer Eisbank, wie man sich anderswo um die Eroberung einer blühenden Provinz erwürgt. Endlich kamen noch Walfischjäger aus Bremen, Hamburg, Dänemark, und auch die Basken stellten sich wieder ein. Die Engländer mochten einsehen, dass sie den Walfischfang nicht ausschliesslich behaupten konnten, entschlossen sich zu einer Theilung des um Spitzbergen liegenden

Meeres in gewisse Districte, wovon je einer den Engländern, Holländern, Dänen u. s. w. überwiesen wurde.

Der Krieg zwischen den Fischern der verschiedenen Nationen hörte auf, aber nun entbrannten innere Zwistigkeiten in Holland. Eine Gesellschaft Amsterdamer Rheder hatte das ausschliessliche Privilegium der Walfischjagd in den Breiten Spitzbergens und Grönlands von den Generalstaaten erhalten. Die friesischen und zeeländischen Rheder missachteten dieses Privilegium, weshalb die Walfischjäger der privilegirten Rheder mit denen der übrigen oft mit gewaffneter Hand an einander geriethen, bis endlich im Jahre 1636 der Streit durch die Gründung dreier Gesellschaften mit gleichen Rechten beigelegt wurde.

Das Geschäft der Walfischfänger ist ein rauhes und gefährliches. In jenen Seestrichen, wo sie eine flüchtige Beute verfolgen müssen, scheint die Natur alle Gefahren, deren sie habhaft werden konnte, vereinigt zu haben, um die kühnen Meerjäger zurückzuschrecken: Gefahren der Nacht und des stürmischen Meeres, furchtbare Kälte, heftiger Scorbut, stehende und schwimmende Eisberge, gefährliche Kämpfe mit heisshungrigen weissen Bären, mit Walrossen und Walfischen. Jedes Jahr ging ein Theil der Schiffsmannschaft zu Grunde. Die Einen wurden mitsammt ihren Fahrzeugen zwischen den Eisbergen zermalmt, die Andern, plötzlich mit ihrem Schiffe eingefroren und in Eis gebettet, starben vor Hunger und vor Kälte. Wieder Andere wurden die Beute der Eisbären und der Meerungethüme, welche sie zu erlegen gedacht hatten.

In den ersten Jahren der nordischen Fischereien waren die Walfischfänger nicht so vielen Gefahren ausgesetzt; denn sie durften ihre Beute nicht bis in die wildesten Striche verfolgen. Der arglose Walfisch spielte auf seine plumpe Weise um die Schiffe, tummelte sich friedlich in den Buchten und achtete nicht auf das scharfe Eisen der Harpune. Der Fang war leicht und

reichlich, und während eines halben Jahrhunderts war er eine der ergiebigsten Quellen des holländischen Wohlstandes. Er beschäftigte mehrere Tausend Menschen, er bereicherte die Handelsgesellschaften durch seinen Ertrag, den Staat durch die Zollgefälle; noch mehr, er führte der holländischen Kriegsflotte die besten Matrosen der Welt zu, und die Siege der holländischen Seeflagge würden sicher weniger zahlreich gewesen sein, wenn nicht Männer gefochten hätten, die in den arktischen Meeren schon allen Gefahren und Strapazen getrotzt hatten.

Im Jahre 1697 versammelte sich an der Küste Grönlands eine Flotte von 120 holländischen, 50 Hamburger, 15 Bremer und 2 Emdener Fahrzeugen zum Walfischfang. Jedes der Schiffe hatte schon mehrere Walfische erbeutet.

Die Holländer überflügelten durch ihren praktischen Sinn alle übrigen Concurrenten. Sie gründeten für den Walfischfang eine Niederlassung in der nördlichsten Bai von Spitzbergen, 11 Grad vom Nordpol, und nannten sie Smeerenberg*). Hier war der Sammelplatz für die Walfisch- und Seehundfänger, welche kamen und gingen, hier befanden sich reich versehene Magazine und alle nöthigen Vorrichtungen zur Abkochung des Thrans und der Zurichtung des Fischbeines und der Haut; denn von Smeerenberg wurden nur die aus dem Walfisch gewonnenen Produkte nach Holland verladen. Bald erhoben sich Häuser und Hütten, die fertig gezimmert aus Amsterdam kamen, um die Thransiedereien, und Smeerenberg glich einem grossen Dorfe. Das wildeste Gestade des Erdballs widerhallte von fröhlichen Gesängen, die Eisbänke bedeckten sich mit menschlichen Wohnungen. Jedes Frühjahr kam eine zahlreiche Wal-

*) Smeerenberg, so viel als „Schmierberg" im Deutschen; denn *Smeer* bedeutet im Holländischen: Fett, Talg, Schmiere. Der Name war bezüglich der dort angelegten Thransiedereien ganz passend gewählt, wenn er auch nicht sehr poetisch klingt.

fischfänger-Flotte an, der, wie die Markedenter einer Landarmee, ein Haufen Boote mit Branntwein, Wein, Tabak, Kaffee etc. nachfolgte. Es gab in Smeerenberg Bäckereien, wo die Matrosen, welche Monate lang nur steinharten Schiffszwieback gekaut hatten, sich am frischen Brode labten, wie an einem Leckerbissen. Es gab Kneipen, wo sie gemächlich ihre hohen Schnapsgläser leeren und behaglich das „*Pijpje*“ schmauchen konnten, als sässen sie in einem Amsterdamer *Nachthuis*. Im Sommer herrschte in Smeerenberg ein Leben und ein Treiben wie auf einer Handelsmesse. Schiffe liefen in die Bai, Schiffe liefen aus, Schiffe machten sich segelfertig, Schiffe luden ihren Fang aus, Schiffe nahmen Thranfässer an Bord. Im Winter aber ward es stille, denn wer wagte es dort zu bleiben? Freilich wäre es für die Handelsgesellschaften vom grössten Vortheile gewesen, wenn sie bleibende Niederlassungen in den arktischen Strichen hätten gründen können, d. h. wenn eine Anzahl Walfischjäger in Spitzbergen und den kleineren Inseln des Polarmeeres überwintert hätte, damit sie den Fischfang fortsetzten, bis das ganze Meer zugefroren sei, und ihn in den ersten Tagen des Frühjahrs wieder aufnähmen. Allein die Furcht vor den Schrecken des hochnordischen Winters war grösser als die Gierde nach Gold bei den kühnen Jägern. Es wird berichtet, dass eine russische Handelsgesellschaft einmal für einige Galgen-Candidaten einen Aufschub der Todesstrafe erwirkt hatte und diesen Begnadigung versprach unter der Bedingung, dass sie einen einzigen Winter auf Spitzbergen zubrächten. Die Kerle versprachen, was man wollte. Als sie aber an Ort und Stelle gebracht waren und ihre Winterquartiere musterten, baten sie, man möge sie wieder in's Vaterland zurückbringen, indem sie es vorzögen, lieber mit einem Male abgeschlachtet zu werden, als langsam zu erfrieren. Ein englischer Capitän, der die armen Teufel nach Spitzbergen gebracht hatte, fühlte Mitleid mit ihnen, führte sie nach England

und verwendete sich für sie bei der Gesellschaft, welche auch ihre Begnadigung erlangte.

Die holländischen Handelsgesellschaften boten alle Mittel auf, um den Versuch einer Ueberwinterung in den Breiten Spitzbergens zu verwirklichen. Wirklich fanden sich sieben Männer für das Unternehmen, welche, mit reichlichen Mund- und Waffenvorräthen versehen, auf einer Insel, St. Moritz genannt, zu überwintern entschlossen waren. Sieben andere Waghälse wurden gleichzeitig auf der Insel Amsterdam zurückgelassen. Letztere fand man, freilich schrecklich zugerichtet, noch am Leben, als man sie im folgenden Frühjahre (1635) aufsuchte. Die Andern aber, auf St. Moritz, wurden todt aufgefunden.

Alle sieben lagen in ihren Hütten, hart wie Felsen von der Kälte zusammengebacken, und zu ihren Füssen die Cadaver halbzernagter Hunde. Sie hatten es unternommen Tag für Tag ihre Schicksale aufzuzeichnen, aber nur einige Monate konnten sie dies thun. Drei von den Unglücklichen waren schon ihren Leiden erlegen, als von den vier übrigen einer noch diese Zeilen schrieb:

„Alle vier sind wir auf unserm Lager ausgestreckt und leben noch; gerne möchten wir essen, aber keiner von uns kann aufstehen und Feuer anmachen; wir können uns nicht rühren vor Schmerzen. Wir flehen zu dem Allmächtigen mit aufgehobenen Händen, er möge unsere Marter endigen, indem er uns von diesem Leben erlöset; denn es ist uns unmöglich, unsere Tage zu verlängern, ohne etwas geniessen, ohne unsere bis zu Eis erstarrten Glieder erwärmen zu können, und es ist uns auch unmöglich, einander hülfreich beizustehen; jeder muss sein eigenes Schicksal tragen.“

Noch einmal wurden die Freiwilligen der holländischen Flotte zur Ueberwinterung aufgefordert. Noch einmal fanden sich sieben Tollkühne, welche auf Spitzbergen zurückblieben.

Auch diese führten ein Tagebuch — so lange sie eben schreiben konnten. Man weiss nicht, über was man sich mehr wundern soll: über die Entschlossenheit der dem Tode geweihten Männer, oder über die Gewinnsucht der Handelsgesellschaften, welche das Leben dieser Braven so schnöde auf's Spiel setzten. Als die Schiffe nach dem Winter im folgenden Frühjahre wieder aus Holland ankamen, fand man die Hütten der auf Spitzbergen zurückgebliebenen Walfischjäger versperrt. Die Seeleute drangen gewaltsam in's dunkle Innere, da stiessen sie sich an — Leichen. Drei waren in Särgen, die übrigen lagen auf Segeltuch. — Das war der letzte Versuch der Holländer, eine Winterniederlassung auf Spitzbergen zu gründen.

Im Jahre 1642 ward der Walfischfang frei gegeben, das Monopol der Gesellschaften abgeschafft, und nun nahm er einen bewundernswerthen Aufschwung, so dass er um das Jahr 1680 mehr als 200 Schiffe mit 14,000 Matrosen beschäftigte. Zum Transporte der grossen Menge ausgekochten Thrans mussten besondere Lastschiffe aus Holland abgesendet werden. Um die Seeleute für das gefährliche Gewerbe mehr zu interessiren, erhielten Capitän und Mannschaft bestimmte Procente vom Ertrag des Fanges.

Mehr und mehr flüchteten sich die geängstigten Thiere weiter in die Eisfelder des Polarmeeres; die kühnen Jäger folgten ihnen auch dorthin, aber die Beute ward schmäler und gefährlicher. Die Niederlassungen auf Spitzbergen kamen in Verfall, die grossen kupfernen Kessel, von 50 bis 60 Fuss im Durchmesser, wurden verkauft, immer stiller, immer trauriger ward es wieder im Norden, Stück um Stück ward die entstehende Stadt Smeerenberg wieder abgebrochen.

Der holländische Walfischfang überlebte den Ruhm der holländischen Flagge. Hollands Handelsgrösse war längst gesunken, als sein Walfischfang noch fortdauerte. Die franzö-

sischen Revolutionskriege haben ihn endlich vernichtet. Neuere Versuche Hollands, das alte Gewerbe wieder aufzunehmen, missglückten.

Im Jahre 1815 setzte die Regierung für jedes Schiff, das zum Walfischfang ausgerüstet würde, eine Prämie von 4000 Gulden während der drei ersten Reisen aus, und ausserdem noch 5000 Gulden, wenn das Schiff leer zurückkäme. Diese künstliche Anregung konnte den erkalteten Unternehmungsgeist nicht wecken. Denn die Walfische sind dünn gesäet heut zu Tage, und ein Schiff, dessen Ausrüstung hunderttausend und noch mehr Gulden gekostet hat, kann nach zwei Jahren ohne einen einzigen Walfisch zurückkehren *).

Heute ist keine Spur mehr auf der öden Küste Spitzbergens von dem einstigen Leben, von den zerbrechlichen Wohnungen dort zu finden; vielleicht hie und da eine Grube, ein von den Eisbären zertrümmerter Sarg, ein Kreuz mit einem Namen, als letztes Zeichen der Theilnahme für die dort gestorbenen Unglücklichen. Weit und weiter hin ein düsteres, schreckliches Meer, schwimmende Eisberge auf seinen Wogen, ewige Gletscher in wunderlichen Formen an seinen Gestaden, wo keine Pflanze das Auge erfreut. Nirgends ein lebendiges Geschöpf, ausser hie und da ein armer Seehund, der auf einer Eisscholle sitzt und schnell in's Wasser platscht, wenn sich ein Boot nähert. Die ewige starre Ruhe stört nur das düstere Pfeifen des Windes, das Krachen der an einander stossenden, das Knirschen der sich zermalmenden Eisklötze, oder der dumpfe Donner, wenn das Dach eines Eispfeilers zusammenbricht, oder der scharfe Schrei eines Seevogels

Es war ein kurzer Zeitraum, wo die stille Grossartigkeit der arktischen Natur durch die Anwesenheit unserer Civilisation

*) Der Ertrag eines Walfisches wird durchschnittlich auf 8000 bis 9000 Gulden angeschlagen.

unterbrochen wurde, wo sich in grauenhafter Oede Menschen und Menschen begegneten. Aber selbst in seiner völligen Erstarrung ist der höchste Norden nicht arm an grossartigen Schönheiten. Der Lichtglanz des gestirnten Polarhimmels wird von Dr. Kane voller Begeisterung geschildert. Die zerklüftete Küste Grönlands mit ihren burgartigen Felsenwerken, die majestätischen Gletscher, der endlose Garten mit Eispyramiden, funkelnd in kalter Farbenpracht durch die unverlöschliche Gluth der ewig auf- oder ewig untergehenden arktischen Frühlingssonne, sind

unbegreiflich hohe Werke
Und herrlich wie am ersten Tag!

Dritter Abschnitt.

Handel.

Erste Abtheilung.

See- und Handels-Unternehmungen.

Erstes Capitel.

Entwicklung des nordöstlichen Handels. — Verfall der Hansa. — Die holländische Republik die Erbin des Welthandels der südlichen Niederlande. — Eigenhandel und Zwischenhandel. — Sperre der portugiesischen Märkte. — Die arktischen Entdeckungsreisen des Barendz, ihre Veranlassung und ihre Folgen.

Ein interessantes Capitel in der merkwürdigen Geschichte der nördlichen Niederlande bilden die Unternehmungen derselben zur See. Der Ocean, der das Land von allen Seiten mit seinen Schrecknissen umgab, wurde bald seine einzige Zuflucht. Seine Fischereien begannen eine nie geahnte Blüthe anzusetzen und waren zugleich die beste Schule zur Heranbildung ausgezeichneter Seeleute. Noch ehe die nördlichen Provinzen den Kampf mit dem spanischen Weltreiche aufnahmen, hatten sie sich bereits

der maritimen Herrschaft in der Nord- und Ostsee bemächtigt und waren die Träger des Handels nach den scandinavischen und baltischen Küstenländern. Auf den Ruinen der deutschen Hansa errichteten sie das Gebäude ihrer Seeherrschaft. Die Macht der Hansa beruhte nämlich auf dem Monopol der Waarenvermittlung zwischen dem Südwesten und Nordosten, der Stapel davon war Antwerpen. Die Hansa holte die indischen Producte nicht in directer Fahrt von dem Erzeugungslande, sondern sie nahm dieselben von den Portugiesen, welche sie auf den Weltmarkt der südlichen Niederlande brachten.

Diesem Weltmarkte näher, begannen die nördlichen niederländischen Provinzen, namentlich das rasch aufblühende Amsterdam, dort die von dem Nordosten begehrten Waaren zu nehmen und sie diesem selbst zuzuführen und dessen Producte als Rückfracht für den Süden und Westen einzutauschen. Dieser Verkehr, Anfangs nur Frachtfahrt auf fremde Rechnung, bildete sich mehr und mehr zu Eigenhandel aus, namentlich als die Tuchmanufacturen auch in den nördlichen Provinzen der Niederlande, dem Beispiel der südlichen folgend, immer mehr sich entwickelten. Und als die nördlichen Niederlande den ungleichen Kampf mit Spanien aufnahmen, waren sie durch den nordöstlichen Handel im Besitze der vorzüglichsten Materialien für den Schiffbau und — durch die Fischereien — mit den tüchtigsten Matrosen der Welt versehen.

Der Unabhängigkeitskampf vernichtete den Welthandel der südlichen Niederlande; den tödtlichen Streich empfing er in der Eroberung Antwerpens durch die Spanier. Mit dem Falle dieser Welthandelsstadt waren die südlichen Niederlande unabänderlich dem spanischen Joche verfallen. In der Capitulation Antwerpens bekamen die Reformirten vier Jahre Zeit, mit allen ihren Habseligkeiten, selbst Schiffe nicht ausgenommen, sich aus den Staaten Philipps II. zu entfernen. Indem nun mit einem Male

gegen 200,000 Menschen auswanderten, ward mit diesen dem gequälten Lande sein Reichthum, seine Arbeitskraft, seine Intelligenz und sein Unternehmungsgeist entzogen. Der grosse Auswanderungsstrom empfing aus dem ganzen Lande seine Zuflüsse und er ergoss sich in weite fremde Länder. Dem Ruine des Handels und der Schifffahrt folgte der Verfall der Manufacturen. Flandern und Brabant, vorher die bevölkertsten, die reichsten, die cultivirtesten, die gewerbthätigsten, die kunstfertigsten Länder Europas, verödeten. Die Felder lagen unangebaut, Hunger und Pest wütheten unter den zurückgebliebenen armen Massen, auf weiten, einst herrlich angebauten, gesegneten Strichen heulten jetzt ganze Rudel hungriger Wölfe. So war denn das Wort Philipps II.: „Lieber Bettler zu Unterthanen, als Ketzer" zur schrecklichen Thatsache geworden!

Der Kurzsichtige! Er band sich die Ruthe selbst, die seinen Stolz züchtigte; die Erbin des Welthandels war schon gefunden — die Republik der sieben vereinigten Provinzen.

Die Anstrengungen Spaniens, den holländischen Handel zu vernichten (unter diesem Gesammtnamen begreifen wir jetzt die Handelsgeschichte der nördlichen Provinzen), waren um so mehr erfolglos, als die Spanier viele Kriegsbedürfnisse und Schiffsbaumaterialien von ihren Gegnern, den Holländern, beziehen mussten, da nämlich die Spanier ohne eigenen Verkehr mit dem Nordosten Europas waren, welcher Verkehr sich seit der Vernichtung des Marktes in Antwerpen ausschliesslich in den Händen der Holländer befand. Holz, Eisen, Leder, Pech, Getreide, Hanf etc. kauften die Spanier von Holland, trotz der strengen Befehle der Herrscher in Madrid und Brüssel. Was vermögen Befehle gegen die Nothwendigkeit und gegen Gewinnsucht! Obwohl Holland selbst seinen Feinden auf diese Weise einen Theil der Mittel zum Kriege lieferte, fand es doch seine Rechnung dabei.

Die Stadt Amsterdam, die Erbin Antwerpens, bemächtigte sich des gewinnreichen indischen Zwischenhandels auf dem Markte in Lissabon, wohin damals allein directe Einfuhren aus Ostindien stattfanden. So lange Portugal ein unabhängiger Staat, waren die Holländer dort willkommene Kunden. Im Jahre 1580 vereinigte sich aber die Krone Portugals mit der Philipps II. von Spanien, und nun beherrschte dieser die grossen, reichen überseeischen Colonien der Portugiesen und deren Handel. Spanien war jetzt die Welthandelsmacht. Da liess Philipp plötzlich fünfzig holländische Schiffe, welche im Tajo lagen, wegnehmen und verbot den Portugiesen auf's strengste jeden Verkehr mit den Holländern.

Dieser Stoss war nach dem Herzen der Republik geführt; denn wie sollte Holland bestehen ohne die indischen Waaren, den einträglichsten Zweig des Handels? Aber dieselbe Massregel, welche den Ruin Hollands zu enthalten schien, enthielt den Keim seiner Grösse. Bisher waren die Rheder von Amsterdam und Rotterdam noch nicht über den Tajo hinausgefahren. Jetzt entschlossen sie sich, in Indien selbst jene Güter zu suchen, die sie nicht mehr in den Häfen Portugals laden konnten. Die Schwierigkeiten waren gross. Obwohl gute Seeleute, hatten die Holländer sich bis jetzt doch nur selten aus den europäischen Gewässern entfernt, und der Weg nach Indien war weit, ihnen unbekannt, führte mitten durch ihre Feinde.

Sie beschlossen, den Spaniern soviel als möglich vorerst aus dem Wege zu gehen und ihr Ziel auf einer nähern, weniger bedrohten Fahrt zu erreichen; denn man hegte die Hoffnung, dass eine nordöstliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in den stillen Ocean vorhanden sei, obgleich die früher schon von den Engländern gemachten Versuche zur Auffindung einer schiffbaren Strasse in den arktischen Meeren misslungen waren. Die Holländer sind aber nicht die Leute, vor Hinder-

nissen, die ihre Plane kreuzen, zurückzuschrecken. Im Jahre 1594 vereinigten sich mehrere Kaufleute von Zeeland, Amsterdam und Enkhuizen zu der sogenannten „Gesellschaft entfernter Länder“ und rüsteten drei Schiffe aus, welche längs der europäischen Nordküste einen Seeweg nach Ostindien finden sollten.

Das Unternehmen missglückte, ebenso ein zweites und drittes, welche beide die Generalstaaten unterstützt hatten. Die Seele und der Leiter dieser drei Nordpol-Expeditionen, der ihnen auch auf den ungemessenen Eisfeldern des Nordens zum Opfer fiel, war Barendz gewesen. Auch der Name des nachmaligen Admirals Heemskerk knüpft sich ruhmvoll an die arktischen Reisen.

Wenn indessen die Entdeckungsfahrten des Barendz und seines Gefährten Heemskerk nicht das gehoffte Resultat — Auffindung eines nordöstlichen Seewegs nach Ostindien — herbeiführten, so gereichten sie doch in anderer Weise Holland zum grössten Nutzen: sie enthüllten die Beschaffenheit einer bisher unbekannten Weltgegend, die mit Vortheil ausgebeutet werden konnte.

Für ein so betriebsames und beharrliches Volk, wie die Holländer, war jede Anregung zu einer neuen Thätigkeitssphäre eine fruchtbare Idee, die früher oder später verwirklicht ward. Man bekümmerte sich nicht weiter um Erforschung des geheimnissvollen Seeweges, wohl aber dachte man allen Ernstes daran, einen neuen Zweig des Fischfanges in jenen von Barendz aufgefundenen Regionen zu begründen. Konnten die Holländer ihr Peru nicht im Süden finden, so wollten sie es in den Breiten von Spitzbergen suchen, sie wollten den Leviathan der nordischen Meere, den Walfisch jagen. Den Erfolg haben wir im vorigen Abschnitte kennen gelernt.

Zweites Capitel.

Niederlassung der Holländer in Ostindien.

Cornelius Houtman. — Die ersten Fahrten nach Indien. — Glückliche Erfolge. — Erste Niederlassungen. — Uebel angebrachte Concurrenz. — Gründung der ostindischen Compagnie. — Ihre Organisation. — Niederlassung auf Java. — Die „Perle des Orients". — Entfaltung der holländischen Macht in Indien. — Gewürzmonopol. — Krämer-Engherzigkeit und Grausamkeit. — Hollands und Englands gegenseitiges Verhältniss.

Die missglückten Versuche eines Barendz und Heemskerk wurden nicht weiter fortgesetzt, und man musste nun auf ein anderes Mittel sinnen, sich des indischen Handels zu versichern. Ein Zufall half der beunruhigten Republik aus der Verlegenheit. Ein holländischer Seemann, Namens Cornelius Houtman, der die überseeischen Reisen in Portugals Diensten schon öfter gemacht hatte und die nöthigen Erfahrungen über die indischen Handelsverhältnisse besass, wurde Schulden halber in Lissabon im Gefängniss gehalten. Heimlich liess er der „Gesellschaft entfernter Länder" oder „*Verre*"*) genannt, seine Dienste anbieten, welche ihn auch aus der Haft auslöste. Diese Gesellschaft rüstete sodann vier Schiffe aus, welche unter der Führung Houtman's am 2. April 1595 nach Indien in See stachen. Seine Instruction lautete dahin, die Länder in den indischen Seestrichen, ihre Production, ihre geographischen und ethnographischen Verhältnisse genau zu erforschen und alle etwaigen Handelsgelegenheiten auszuspüren, dabei aber den Portugiesen möglichst aus dem Wege zu gehen, da man noch jeden offenen Kampf mit Spanien in jenen Gegenden vermeiden wollte.

*) *Verre* heisst weit, abgelegen.

Houtman erfüllte seine Mission mit Muth und Umsicht und lief im August 1597 wieder im Texel ein. Zwei Schiffe und zwei Drittheile seiner Leute hatte er in den Gefechten verloren, welche er mit den Eingebornen des indischen Archipels bei seinen Landungen zu bestehen gehabt. Vom finanziellen Standpunkte aus war die Reise nicht gewinnreich; aber sie hatte andere wichtige Resultate: die wichtige Frage über die Möglichkeit einer Handelsverbindung mit Indien war trotz der anscheinend feindseligen Gesinnung der Eingebornen bejahend entschieden, die Gefahren der Reise flössten keine Furcht mehr ein, und die Macht der Portugiesen, in der Nähe besehen, schrumpfte um Beträchtliches ein.

Die Compagnie *Verre* verband sich mit einer andern zu gleichem Zwecke gebildeten Gesellschaft, bestehend aus Kaufleuten von Amsterdam, Rotterdam und Zeeland, und eine zweite Flotille von acht Schiffen, unter Anführung des Jacob Cornelius von Neck und Heemskerk, ward im Jahre 1598 nach Ostindien abgesendet, welche um die Mitte des Jahres 1600 wohlbehalten und mit reicher Ladung, die sie gegen ihre Tücher, Spiegel, Gläser, Waffen, Kämme, Federn u. s. w. eingetauscht hatten, wieder zurückkam*).

Nun entstand eine Compagnie nach der andern, jeder holländische Rheder wollte seinen Theil an Indiens Reichthümern. Bis zum folgenden Jahre (1601) waren bereits 40 Schiffe nach den ostindischen Gewässern unter Segel gegangen. Der Hass,

*) Houtman zeigte auch der zweiten Expedition den Weg nach Indien. Sein Name steht im Martyrologium jener edlen Männer, die einer fruchtbaren Idee zum Opfer fielen und — dann vergessen werden. Auf Anstiften der Portugiesen ward Houtman auf Sumatra von dem dortigen Fürsten gefangen genommen; später ward er wieder in Freiheit gesetzt, durfte aber die Insel nicht mehr verlassen. Er starb vor Gram in der Fremde.

den die Portugiesen bei den Eingebornen auf sich geladen, kam den Holländern sehr zu statten, die sich mit den einheimischen Fürsten auf freundschaftlichen Fuss zu stellen suchten. Die besuchtesten Orte blieben vorläufig Java und die Molukken, allmälig auch Sumatra und die kleinen Sundainseln.

Die Portugiesen waren stolz, ruhmbegierig und von einem religiösen Fanatismus beseelt, der die Eingebornen mit Gewalt zu Christen machen wollte. Dadurch verursachten sie viele unnütze Kämpfe, viel unnöthiges Blutvergiessen, das sie verhasst machte, ohne ihren Handelsinteressen zu nützen. Die kühlen Holländer, welche nur den Gewinn im Auge hatten, kümmerten sich nicht um religiöse Dinge, sie liessen sich selbst eine demüthigende Behandlung von den stolzen indischen Fürsten und Machthabern gefallen, wenn es ihren Handelszwecken förderlich schien. Indem sie sich stets erinnerten, dass sie der Ausbreitung und Festigung ihres Handels wegen nach Ostindien gekommen seien, hielten sie sich von jener Glaubens-Propaganda ferne, welche den Portugiesen durch den ungestümen Eifer ihrer Missionäre den vollen Hass der Eingebornen zugezogen. Darum sehen wir denn auch, wie die zähe holländische Betriebsamkeit mit geringen Mitteln die grössten Zwecke erreicht hat.

Trotz der Erfolge fehlte es doch den Holländern an einer einheitlichen Organisation. Jede Handelscompagnie dachte nur an ihr eigenes Interesse, eine suchte die andere sogar zu übervortheilen. Mancher der indischen Häfen wurde oft mit einem Male von holländischen Schiffen bedeckt, der Preis der Waaren dadurch unglaublich gesteigert und ebenso in der Heimath beim Verkaufe durch die gleichzeitige Ankunft der Schiffe gedrückt. Wieder andere Schiffe kamen nach Indien, fanden keine Waare mehr am Markte und mussten unbefrachtet heimkehren. Diese unnatürliche Concurrenz der holländischen Gesellschaften in einem fremden, von Feinden beherrschten Lande konnte nicht

anders als dem holländischen Handel überhaupt und damit den politischen Interessen der Republik gefährlich werden. Die ohnedies noch schwachen Kräfte zersplitterten sich dem starken Feinde gegenüber, dem sie nur vereint und bei einheitlicher Leitung eine achtunggebietende Macht entgegenstellen konnten; denn nicht blos von den Spaniern und Portugiesen, sondern auch von den Engländern, welche mit gleichen Absichten wie die Holländer in Indien erschienen waren, drohte Gefahr. Der richtige Blick der Holländer erkannte die Tragweite dieser Erwägungen, und ihr gesunder Verstand unterwarf sich denselben. Die verschiedenen Handelsgesellschaften verschmolzen sich in eine einzige, und am 20. März 1602 trat die berühmte „holländisch-ostindische Compagnie“ in Wirksamkeit. Die Generalstaaten verliehen ihr ein Privilegium auf 21 Jahre und erklärten den indischen Handel zu einer National-Angelegenheit.

Die Gesellschaft erhielt das ausschliessende Recht nach Ostindien zu handeln, und kein Bürger der vereinigten Provinzen sollte weder um das Cap der guten Hoffnung, noch durch die Magellanstrasse nach Ostindien fahren dürfen*). Die Compagnie hatte das Recht des Krieges und des Friedens, durfte eine See- und Landmacht halten, Städte und Festungen anlegen, Geld münzen, Verträge abschliessen mit eingebornen Fürsten, aber dies nur im Namen der Generalstaaten. Die Beamten der Compagnie mussten den Generalstaaten den Eid der politischen Treue und der Compagnie selbst den Eid der Verwaltungstreue schwören. Die Staatsregierung behielt sich die unbedingte Einsichtnahme in das Budget der Compagnie vor und verpflichtete alle ihre Flotten- und Schiffsbefehlshaber, auf die indischen Zustände ein wachsames Auge zu haben und getreuen Rapport

*) Das Cap Horn wurde erst ein Dutzend Jahre später (1615—1617) von dem Holländer Willem Cornelis Schouten entdeckt, der es nach seiner Vaterstadt Hoorn benannte.

darüber zu erstatten. Jeder Bürger der Republik konnte in die Compagnie eintreten, und jedes Mitglied konnte bei der alle zehn Jahre stattfindenden allgemeinen Rechnungs-Ablegung austreten. Die Gesammtverwaltung der Compagnie im Mutterlande geschah durch sechs Collegien oder Kammern, die in verschiedenen Handelsstädten der Republik ihren Sitz hatten, und durch sechzig Directoren, welche von den Actionären gewählt wurden. Nur die wichtigsten Angelegenheiten wurden gemeinsam berathen, ausserdem besorgte jede Kammer ihren Geschäftszweig. Die oberste Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten ruhte in den Händen eines Rathes von siebzehn Mitgliedern, welche aus den sechzig Directoren gewählt wurden und sich alle Jahre einmal (nach Bedürfniss auch öfter) in Amsterdam versammelten. Die Amsterdamer Kammer war die wichtigste und besass die Hälfte des ganzen Antheils der Geschäfte, während jene von Middelburg in Zeeland ein Viertel und die vier übrigen Kammern zusammen (Rotterdam, Delft, Hoorn und Enkhuizen) nur ein Sechzehntel hatten. Im gleichen Verhältnisse hatten diese Städte zum Gründungscapital beigetragen.

Das ursprüngliche Capital der Compagnie bestand aus sechs und einer halben Million Gulden, wozu Amsterdam über die Hälfte gegeben hatte. Der Nominalwerth der Actien war 6000 und 3000 Gulden, aber der Curs derselben stieg mit der Zeit enorm.

Die abgelaufenen Privilegien der Compagnie wurden immer nur auf kurze Zeit erneuert, um dieselbe an ihre Abhängigkeit vom Staate zu erinnern, und jede Erneuerung kostete hübsche Summen, zum Beispiel im Jahre 1696, wo die Verlängerung bis 1740 ertheilt wurde, drei Millionen Gulden. Auch konnte der Staat die ältern Gesetze der Compagnie zu jeder Zeit ändern oder ihr ganz neue vorschreiben. Sie musste von allen Ein- und Ausfuhren Zoll entrichten. Indessen verglich sie sich mit

dem Staate im Jahre 1700 zur Zahlung einer jährlichen unveränderlichen Summe von 364,000 Gulden und betrieb nun ihren Handel nach und von Indien ganz zollfrei.

Sobald die ostindische Compagnie sich constituirt hatte und mit einer entsprechenden Macht in Indien auftreten konnte, dachte sie daran, sich einen Mittelpunkt für ihre Unternehmungen zu wählen. Mit scharfem Blick erkannte man, dass es eine Insel sein müsse; denn der indische Continent, wo noch überdies das Reich des Grossmoguls so mächtig war, gab keine Hoffnung auf Eroberungen oder stabile politische Verhältnisse. Man entschied sich für Java und die Karte sagt, kein Entschluss konnte besser berathen sein. Ohnedies hatten die Holländer auf Java — in Bantam — die erste Factorei angelegt. Als der beste Platz auf Java erschien die nicht weit von Bantam gelegene Stadt Kalappa oder Jakatra mit ihrem sichern Hafen und ihren bequemen Verbindungen in's Herz der Insel. Der holländische Admiral Koen, welcher im Jahre 1618 als Oberbefehlshaber aller ostindischen Besitzungen Hollands nach Java kam, sollte sich der Stadt Jakatra bemächtigen. Die eifersüchtigen Engländer, welche wussten, auf was es abzielte, widersetzten sich seinem Vorhaben, aber die Waffen entschieden zu Hollands Gunsten und auf den rauchenden Trümmern Jakatra's ward eine neue holländische Stadt erbaut und auf Befehl der Generalstaaten Batavia genannt (1621). Nun besass Hollands Macht und Handel einen Mittelpunkt und Batavia, die „Perle des Ostens", kam zu solcher Blüthe, dass es im Anfang des 18. Jahrhunderts über 150,000 Einwohner zählte. Noch heute ist es ein Hauptort der indischen Welt, obwohl ein Erdbeben den alten Glanz zerstört hat.

Aber alle ihre glänzenden Erfolge konnte die Compagnie nur inmitten grosser Gefahren erringen. Die Holländer hatten gegen sich die Engländer, Portugiesen, Spanier und die ein-

gebornen Fürsten, welche letztere anfingen, die weitgehenden Plane der Holländer zu begreifen. Die Schiffe der Compagnie konnten an keiner Küste Anker werfen, ohne Gefahr zu laufen, einer feindlichen Flotte zu begegnen. Auf offenem Meere selbst entspann sich der Kampf mit den Spaniern, welche wie Geier auf die holländischen Schiffe stürzten, aber gewöhnlich mit einem überreichlichen Kugelregen abgetrieben wurden. Die lachenden gesegneten Gefilde Indiens waren ein Weideplatz für die europäische Gefrässigkeit geworden, wo der Stärkere und Klügere schliesslich die Andern verdrängte.

Mit Klugheit und Beharrlichkeit zerrissen die Holländer die Schlingen ihrer Nebenbuhler, durch die Tapferkeit und Tüchtigkeit ihrer Seeleute besiegten sie die spanischen Flotten. Während der einundzwanzig Jahre ihres ersten Freibriefes hatte die Compagnie Erstaunliches geleistet. Die Holländer entrissen den Portugiesen die Molukken (die gesegnetsten und wichtigsten Inseln des ganzen indischen Archipels), schlichen sich auf Borneo und der kostbaren Insel Ceylon ein, errichteten Factoreien an mehren Küstenpunkten Vorderindiens und eröffneten ihre Contore in Japan. Mit schwachen Mitteln in unbekannten Gegenden auftretend, hatte die Compagnie in zwei Jahrzehnten die dort über ein Jahrhundert herrschende spanisch-portugiesische Macht in ihrem Fundamente erschüttert, hatte sie der Hälfte ihrer Besitzungen und der kostbarsten Handelszweige beraubt und ihre Flotten in allen Strichen Indiens geschlagen. Obwohl sich die Mitglieder der ostindischen Compagnie bereicherten, leistete diese selbst dem Vaterlande dennoch die grössten Dienste, indem sie durch ihre eignen Kriege einen guten Theil der spanischen Macht beschäftigte und durch Untergrabung des spanisch-portugiesischen Handels dem Feind am Marke zehrte, zugleich aber durch den reichen Ertrag ihres eignen Handels dem Vaterlande die Mittel gab, die Opfer, welche der

Krieg erheischte, bringen zu können. Es ist kein Zweifel, dass die Republik der sieben vereinigten Provinzen ohne die Erfolge in Indien dem spanischen Weltreiche unterlegen wäre.

Freilich waren die Holländer in der Wahl ihrer Mittel nicht skrupulös. Zur Illustrirung nur Folgendes. Unter allen Producten waren die Gewürze am meisten in Europa begehrt und folglich war dieser Handelszweig der gewinnreichste. Allein nirgends in ganz Indien gediehen die Gewürze, unter denen hier Muscatnüsse, Muscatblüthen und Nelken verstanden werden, in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit als auf jener Gruppe der Molukken, welche am östlichsten Saume des indischen Archipels liegt und bezeichnend „Gewürzinseln" heisst. Sie waren 1513 von den Portugiesen entdeckt und zeither ausschliessend ausgebeutet worden. Als endlich die Portugiesen von den Holländern, welche mit starken Seestreitkräften in den indischen Gewässern erschienen, nach harten Kämpfen dort verdrängt worden waren, griff die ostindische Compagnie, um sich das Monopol des Gewürzhandels zu sichern, zu einem Mittel, welches die Krämer-Engherzigkeit in ihrer ganzen Verächtlichkeit darstellt. Auf Befehl der Compagnie wurde die Anpflanzung des Muscatnussbaumes auf die bandaischen, der Anbau der Nelken auf die amboinischen Inseln beschränkt, während auf den übrigen Molukken jene edlen Gewächse vertilgt wurden. Zugleich verbot man den Eingebornen bei grausamen Strafen jede neue Anpflanzung. Die Inseln selbst wurden jedem fremden Schiffe gesperrt und mit einer ängstlichen Eifersucht des Schleichhandels wegen überwacht. Warum Alles dies? Warum so viel Grausamkeit gegen die Eingebornen, warum ein roher Krieg gegen die gütige Natur? Um eine Preisermässigung der Gewürze in Europa zu verhindern.

Noch eines andern Frevels machte sich die Compagnie schuldig. Trotz List und Gewalt konnten die Holländer die

schwache Concurrenz der Engländer nicht ganz unterdrücken, welche auf Banda und Amboina einige Factoreien unterhielten. Endlich wurden 1619 die Feindseligkeiten durch einen Vergleich geschlichtet, gemäss welchem die Engländer halb so viel Gewürze auf den genannten Inseln aufkaufen durften, jedoch nur unter der Bedingung, dass sie zu den holländischen Verwaltungskosten beisteuerten und mit den Holländern gleiche Verkaufspreise hielten, d. h. sie durften die Gewürze nicht billiger als die Holländer auf den europäischen Markt bringen. Allein schon im folgenden Jahre nach dem eingegangenen Vertrage stürmten die Holländer die englischen Factoreien, plünderten die Magazine und vernichteten sie grösstentheils. Indessen hielten sich eine kleine Anzahl Engländer, wie Kletten, zuletzt noch auf Amboina fest. Die Holländer legten sie in Ketten, spannten sie auf die Folter, um ihnen ein falsches Geständniss von einer gegen die holländische Herrschaft gerichteten Verschwörung abzupressen, worauf sie alle bis auf vier hingerichtet wurden. Die damals schwache brittische Regierung steckte den Schimpf ein, weil sie die Bundesgenossenschaft Hollands noch nicht entbehren konnte. Cromwell, dem Dictator der nachmaligen englischen Republik, war es vorbehalten, den Frevel schwer zu ahnden. Bemerkenswerth ist es, dass alle offenen und heimlichen Feindseligkeiten zwischen der holländischen Compagnie und den Engländern, selbst der blutige Zusammenstoss bei der Besetzung Java's zu einer Zeit stattfanden, wo Holland und England Bundesgenossen waren, nämlich gegen den gemeinschaftlichen Feind Spanien. Diese Streitigkeiten zwischen den Angehörigen beider Staaten waren die Vorboten jener späteren grossen Kriege zwischen den beiden rivalisirenden Staaten selbst. Vor der Hand wurden England und Holland durch den gemeinschaftlichen Feind zu einer erzwungenen Freundschaft geführt, fiel dieser Zwang weg, dann muss-

ten beide Nationen, ihrer Schwerkraft folgend, feindlich an einander gerathen, weil eine der andern im Wege stand.

Drittes Capitel.

Blüthe der ostindischen Compagnie.

Ausdehnung des holländischen Colonialhandels. — Beschränkung in Vorderindien. — Japanesischer Handel. — Schmach und Gold. — Jährliche Aernte an Muscatnüssen und Gewürznelken. — Anbau und Consumo, Ein- und Verkaufspreis derselben. — Ausfuhr aus Indien. — Cap der guten Hoffnung. — Werth der Einfuhren. — Ungeheurer Gewinn und Dividenden der Compagnie. — Die ostindische Handelscompagnie repräsentirt ein Colonialreich.

Nachdem die ostindische Compagnie in Batavia einen Mittelpunkt ihrer Land- und Seemacht, ihres Handels und ihrer Verwaltung gegründet hatte, gelangte die holländische Herrschaft rasch und glücklich bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf den Höhepunkt ihrer Macht in Ostindien. Das portugiesische Colonialreich verlor dort seine meisten Besitzungen an die Holländer, die mit Uebermacht auftraten. Die übrigen europäischen Concurrenten mussten sich mit dem zweiten und dritten Range begnügen. Nur in Vorderindien konnte die holländische Herrschaft keinen rechten Boden gewinnen, weil der Grossmogul nach und nach die meisten der kleineren indischen Fürsten, welche den Holländern Freiheiten und Vorrechte eingeräumt hatten, unterwarf. An einem so gewaltigen Damme brachen sich die Expansionsgelüste der Europäer, ja die Holländer verloren sogar auf dem indischen Festlande alle grösseren Besitzungen, die sie von den Portugiesen überkommen hatten, bis auf einige Küstenplätze mit geringem Gebiete. Dagegen besetzten sie 1641 die Halbinsel Malakka in Hinterindien, be-

mächtigten sich 1658 fast ganz Ceylon, drangen in's Innere von Java und begnügten sich nicht mehr mit Bündnissen, sondern verlangten unbedingte Unterwerfung. Sie gründeten ferner Niederlassungen auf den übrigen grossen und kleinen Sundainseln und handelten nach Siam, China und Japan, obwohl sie mit letzterm Reiche nur unter den schimpflichsten Bedingungen, die ihnen das Misstrauen der Japanesen auflegte, verkehrten. Man verwies sie auf eine kleine Insel, Dezima, unweit Nangasacki, wo sie gleich Gefangenen überwacht wurden. Aber der japanesische Handel brachte reichen Gewinn, je nun so steckte man den Schimpf zugleich mit den Goldstücken ein! Summa: die Holländer behaupteten auf den Inseln und Gewässern des indischen Archipels das ausschliessliche Recht des Handels und der Schifffahrt.

Die Gewürze, Muscatnüsse, Muscatblüthen und Gewürznelken waren der gewinnreichste Handelsartikel der Compagnie. Muscat wuchs, wie schon erwähnt, nur mehr auf den bandaischen, Nelken nur auf den amboinischen Inseln. Durchschnittlich betrug die jährliche Aernte an Muscatnüssen 350,000 Pfund, die von Nelken 110,000 Pfund, wovon nur ein Viertheil in Asien blieb. Der Rest deckte den europäischen Bedarf. Auf den amboinischen Inseln gab es 4000 Felder, die mit 500,000 Nelkenbäumen bepflanzt waren, welche in guten Jahren 330,000 Pfund Nelken lieferten. Den Anbau besorgten die Eingebornen mittels Zwangsarbeit und wurden theils baar, theils in Waaren bezahlt. Man kann sich einen Begriff von dem Gewinn machen, den der Handel mit den Gewürzen und mit Nelkenöl abwarf, wenn man hört, dass die alleingebietende Compagnie den Ein- und Verkaufspreis der Gewürze bestimmte, zwischen welchen gewöhnlich eine Differenz von zwei- bis dreihundert Procent bestand! Von den kostbaren Producten der übrigen Inselgruppen (ausser den

Molukken) des indischen Archipels besassen zwar die Holländer nicht den Alleinhandel, dennoch war namentlich der gewinnreiche Zimmethandel zu mehr als zwei Drittheilen in ihren Händen. Selbst die Perlenfischerei ward von der Compagnie betrieben.

Die Ausfuhr aus Indien geschah nach den Märkten des Mutterlandes, und zwar unter holländischer Flagge. Dreissig bis vierzig der grössten Schiffe waren beständig zwischen Indien und Holland unterwegs. In drei Abtheilungen je nach der Jahreszeit gingen sie unter Segel und mussten bei ihrer Rückkehr immer in denselben Hafen einlaufen, aus dem sie ausgelaufen waren, um Unterschleife zu verhindern. Die Zwischenstation und zugleich der Schlüssel zu Indien war das Cap der guten Hoffnung, das die Holländer den Portugiesen 1651 entrissen hatten. Dort versahen sich die Flotten mit Proviant und Wasser und nahmen beträchtliche Weinladungen an Bord.

Ueber den Werth der Einfuhren gibt es verschiedene Schätzungen, da amtliche Ausweise in jener Zeit nicht veröffentlicht wurden. In der „Allgemeinen Geschichte des Welthandels“ von H. Scherer, einem vortrefflichen Werke, sind als zuverlässig die Zahlen von einzelnen Jahren und Expeditionen angegeben. Im Jahre 1663 brachten fünf Schiffe eine Ladung, die zu mehr als zwei Millionen Gulden verkauft wurde, während der Einkaufspreis nicht 600,000 Gulden betragen hatte. Im Jahre 1697 brachte eine Flotte eine Ladung von fünf Millionen Werth, und beim Verkaufe wurden zwanzig Millionen erlöst.

Diese Zahlen scheinen mir aber dennoch nicht ganz zuverlässig zu sein. Einem Artikel von De Bosch Kemper zufolge im 7. Jahrgange des *„Staatkundig en Staathuishoudkundig Jaarboekje“*, p. 328 u. f., der aus den besten

Quellen geschöpft hat, nämlich aus dem bekannten „*Memorie*" von B. van Oudermeulen mit Anmerkungen von D. van Hogendorp vom Jahre 1802; ferner aus der Adresse der „Participanten der ostindischen Compagnie", 1802; aus Le Long, „der Waarenhandel von Amsterdam", Theil II, und aus van Kampen, „die Niederländer ausserhalb Europa"; wurden im Jahre 1697 nur für $12^1/_2$ Millionen Gulden Waaren verkauft und in den darauffolgenden Jahren noch weniger. Der Betrag für verkaufte Güter in den Jahren 1605—1776 überstieg die Summe von 20 Millionen Gulden nicht sehr oft. Die höchsten Erlöse aus den Waaren der ostindischen Compagnie ergeben sich in der nachstehenden Jahresreihe.

Im	Jahre	1724	betrugen	sie	$20^1/_2$	Mill.	Fl.
„	„	1726	„	„	21	„	„
„	„	1728	„	„	28	„	„
„	„	1752	„	„	23	„	„
„	„	1762 u. 64	„	„	20	„	„
„	„	1766	„	„	27	„	„
„	„	1767	„	„	25	„	„
„	„	1768	„	„	21	„	„
„	„	1769	„	„	20	„	„
„	„	1770 u. 72	„	„	22	„	„
„	„	1778	„	„	21	„	„
„	„	1779	„	„	20	„	„

In dem Werke „Ueber die vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java" von Ed. Selberg, finden sich gleichfalls einige Angaben. Darnach betrug der Gewinn der Compagnie im Jahre 1653 (nach Abzug des Ankaufspreises, Capitalzinsen und Transportkosten) 25,526,682 Gulden; im Jahre 1673 stieg er über 44 Millionen Gulden.

Auch diese Angaben sind nicht zuverlässig. Ich gebe zur

Vergleichung nach den soeben angeführten Quellen folgende kleine Uebersicht:

Jahre.	Verkaufte Güter.	Dividende in Summa.		
1652	Fl. 8,215,000	Fl. 1,614,960	oder 25	Procent.
1653	„ 8,106,000	„ 807,480	„ $12^1/_2$	„
1672	„ 13,077,000	„ 968,976	„ 15	„
1673	„ 3,797,000	„ 2,164,046	„ $33^1/_2$	„

Demnach erscheinen die Angaben Selberg's zu hoch gegriffen.

In seiner „Geschichte des holländischen Handels“ gibt Lüder den Einkaufspreis der bis zum Jahre 1739 von der ostindischen Compagnie im Ganzen gemachten Einfuhr aus Ostindien auf 360 Millionen und den Erlös auf 1620 Millionen Gulden an.

Was die Dividende betrifft, so stellte sie sich durchschnittlich bis zum Jahre 1779 auf $21^{14}/_{175}$ Procent, in einzelnen Jahren auf funfzig und mehr Procent. Die Gesammtsumme der von 1602 bis 1780 ausgezahlten Dividenden gibt Scherer auf 197,905,000 Millionen Gulden an. Diese Summe ist aber so ungeheuer, dass sie unsinnig erscheint. Sicher ist die nähere Bezeichnung „Millionen“ bei der Gesammtsumme aus Versehen stehen geblieben, und es soll wohl nur heissen 197 Millionene tc.; denn sonst würden sich ja 197 Billionen u. s. w. entziffern. Allein alsdann ist die Summe von 197 Millionen zu gering. Durchschnittlich zahlte die ostindische Compagnie von 1605—1780 jährlich 1,361,735 Gulden, was in 175 Jahren 238,303,000 Gulden ausmacht.

Von 1605—1797 fanden 41 Mal keine Dividendenaustheilungen statt. Die niedrigste Dividende war $12^1/_2$ Procent, die höchste $62^1/_2$ Procent.

Der höchste Cours der Actien war (bei einem Nominalwerthe

von 3000 Gulden) 37,800 Gulden im berühmten Actienjahre 1719.

Die indischen Producte wurden zu Amsterdam versteigert, mit Ausnahme der Gewürze, deren Preis die Verwaltung der Compagnie selbst bestimmte. Ein Pfund Pfeffer kostete die Compagnie Anfangs $5^3/_8$ Groschen und sie verkaufte es zu 4 Gulden.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts präsentirt sich die holländisch-ostindische Compagnie nicht mehr als eine einfache Handelsgesellschaft, welche sich einzig und allein damit beschäftigt, Schiffe zu befrachten und Waaren einzutauschen und zu den günstigsten Bedingungen wieder abzusetzen. Sie ist jetzt eine politische und militärische Macht, welche ein Reich zu regieren, Unterthanen zu beherrschen und Soldaten zu befehligen hat; sie ist eine Macht, welche Verträge schliesst, Fürsten Gesetze vorschreibt und über Millionen Menschen gebietet. Der Generalgouverneur aller Besitzungen der Compagnie residirte zu Batavia mit königlicher Gewalt; unter ihm standen acht andere Gouverneure auf Ceylon, Amboina, Banda, Ternate, Makassar, Malakka, auf der Küste Koromandel und auf dem Cap der guten Hoffnung. Die Territorialbesitzungen der Holländer waren um Vieles ansehnlicher als die der Portugiesen. In einigen Gegenden herrschten sie als souveräne Landesherren, in anderen, wo sie den eingebornen Fürsten den Schein der Herrschaft gelassen hatten, besassen sie mittelbar überwiegenden Einfluss.

Das Budget der Compagnie war grösser als das der Regierung des Mutterlandes.

Viertes Capitel.

Holländisches Colonialwesen in Amerika.

Gründung der westindischen Compagnie. — Vereinzelte Unternehmungen. — Capital, Organisation und Geist derselben. — Verschiedenheit des ostindischen und westindischen Handels. — Kaperwesen. — Besetzung Brasiliens. — Ein Goldschmied und ein Zimmermann als Staatsmänner. — Holland verliert Brasilien. — Nordamerikanische Colonien der Holländer. — Ihre Besitzungen in Westindien. — Schmuggel. — Holländisch - Guiana. — Verfall und Auflösung der westindischen Compagnie. — Ihre Erbin.

Der Ursprung des holländischen Colonialwesens in Amerika ist in den Unternehmungen einzelner holländischer Kaufleute zu suchen, bis endlich, als ein zweiter Houtmann, Wilhelm Uslink, der wegen Religionsdruck aus Brabant nach Amsterdam gekommen war, mit dem Plane der Errichtung einer „westindischen Compagnie“ hervortrat. Die öffentliche Meinung begrüsste seinen Plan mit Beifall, aber der rechtliche Oldenbarneveld sah in der Errichtung der Gesellschaft einen Act der Feindseligkeit, einen Bruch des mit Spanien geschlossenen Waffenstillstandes, weshalb auf sein Betreiben die Generalstaaten ihre Bestätigung versagten. Nach seiner gerichtlichen Ermordung und nach dem Wiederausbruch des Krieges verliehen die Generalstaaten der „westindischen Compagnie“ ein Privilegium auf 24 Jahre mit dem ausschliessenden Recht des Handels und der Schifffahrt auf der afrikanischen Westküste bis zum Cap der guten Hoffnung, auf beiden Küsten Amerika's und über alle Inseln des stillen Oceans bis zu den Molukken. Hier begann die Thätigkeitssphäre der ostindischen Compagnie, und somit war der ganze tropische Welthandel zwischen beiden

Compagnien getheilt. Das Stammcapital der westindischen Compagnie betrug 7,200,000 Gulden auf 1200 Actien, jede zu 6000 Gulden.

Mit Ausnahme einer auf acht Jahre bewilligten Zollfreiheit von allen Ein- und Ausfuhren glich ihre Organisation und ihr Privilegium im Wesentlichen jenen der ostindischen Compagnie. Die Verwaltung bestand aus fünf Kammern mit fünf Directoren.

So ähnlich aber auch die Organisation der westindischen Compagnie mit jener der ostindischen war, so unterschieden sich doch beide Compagnien in Bezug auf das Gebiet ihrer Thätigkeit.

Indien war ein reiches, ein bevölkertes Land mit herrlichem Klima und fruchtbarem Boden von umfassender Erzeugungskraft. Die zahlreiche Bevölkerung stand auf einer gewissen Stufe der Civilisation, war erfahren im Handel, bewandert in Künsten und Gewerben und nicht unbekannt mit den höheren Bedürfnissen und Genüssen der menschlichen Gesellschaft. Kaum in einem andern Theile der Erde hingen die Eingebornen so wenig von fremden Ländern ab als dort. Man schätzte von Europa nichts anderes als edle Metalle, besonders das Silber, welches die Natur Indien vorenthalten hat. In Folge dessen war der Handel in Indien sehr einfach, es war — abgesehen von den Kämpfen mit den Portugiesen und von den später hervorgetretenen politischen Tendenzen, ein eignes Reich in Indien zu stiften — ein rein kaufmännisches Geschäft, das sich auf den Einkauf der vorhandenen und meistens schon des Handels wegen aufgespeicherten Waaren beschränkte. Es war nicht nothwendig, um einen Handelsverkehr zu schaffen, erst Colonien durch europäische Einwanderer zu gründen, welche den Boden bebauten und Manufacturen betrieben. In Indien that dies die eingeborne Bevölkerung, man durfte blos Verträge mit den Fürsten schliessen und die indischen Bodenerzeugnisse und Waaren gegen edle Metalle eintauschen.

Ganz anders gestaltete sich der Verkehr mit der neuen Welt. Amerika war nicht nur ein unbekanntes, sondern auch ein ödes Land. Die Ureinwohner standen auf der untersten Stufe der Cultur. Die commerzielle Ueberlegenheit der Holländer fand hier kein Gebiet, auf dem sie sich geltend machen konnte. Es handelte sich darum, europäische Colonien anzulegen. Allein in Amerika traten ausser Spanien und Portugal, welche sich dort seit lange den europäischen Auswanderungsstrom, den Anfangs nur Goldgier dahin lenkte, zu Nutze gemacht und sich in ihren Colonien eine starke Macht geschaffen hatten, welche zu brechen die Holländer nicht im Stande waren, — ausser ihnen also traten noch andere europäische Nationen in Amerika auf und gründeten Colonien, welche sich durch einen anhaltenden Zufluss aus dem Mutterlande der Art bevölkerten, dass die an Bevölkerung schwache holländische Republik nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte.

Die westindische Compagnie legte Colonien an, deren Ertrag immer ein bescheidener geblieben ist; sie machte Eroberungen, die bald wieder verloren gingen. Dennoch zahlte diese Compagnie im ersten Jahrhundert ihres Bestehens grössere Dividenden als die ostindische, sie beförderte mehr als diese die Industrie und Schifffahrt des Mutterlandes, kurz sie war in jenem Zeitraum eine kräftigere Stütze des Staates. Woher dieser Widerspruch des Erfolgs mit der Sachlage? Der Handel der westindischen Compagnie, sagt Scherer, war in der Zeit ihrer Blüthe vor Allem Schmuggel, und ihre Schifffahrt Kaperei.

Die Compagnie verwendete nach dem Wiederausbruche des spanischen Krieges den grössten Theil ihres ansehnlichen Capitals auf die Ausrüstung von Kaperschiffen, welche auf die spanischen Schiffe Jagd machten, die Mexiko's und Peru's Silber nach Spanien führten. Vom Jahre 1623 bis 1636 rüstete die Compagnie nicht weniger als 800 Kaperschiffe aus, welche

545 Schiffe und darunter im Jahre 1628 die „Silberflotte“ wegnahmen. Die Kosten der Ausrüstung hatten 45 Millionen, die Beute aber 90 Millionen betragen. Die holländischen Kaper, lauter Schnellsegler, mit ihren tollkühnen beutegierigen Matrosen waren der Schrecken der Meere. Das war doch wohl kein kaufmännisches Unternehmen mehr — aber die Strafe blieb nicht aus.

Als der Krieg aufhörte, nahmen auch die Prisen ein Ende. Der Schmuggelhandel nach den südamerikanischen Colonien Spaniens war beträchtlich, aber die westindische Compagnie musste nun doch daran denken, einen geordneten amerikanischen Handel einzuführen, der allein ihren Fortbestand sichern konnte. Sie eroberte nach harten Kämpfen das von Spanien vernachlässigte und von Portugiesen colonisirte Brasilien, und die Stadt Olinda sollte ein zweites Batavia werden. Der Graf Johann Moritz von Nassau wurde von der Compagnie zum Statthalter des neuen Landes ernannt. Da aber zur selben Zeit sich Portugal von Spanien unabhängig machte und den Herzog von Braganza auf den Thron setzte, welcher Fürst sogleich ein Schutz- und Trutzbündniss mit Holland in Europa und einen zehnjährigen Waffenstillstand in den Colonien abschloss, so musste die Compagnie von weiteren Eroberungen portugiesischen Colonialgebietes abstehen.

Es wäre nun ihre Aufgabe gewesen, den Theil Brasiliens den sie erobert hatte, durch weise Einrichtungen dauernd sich zu erhalten. Die Organisirung eines grossen Reiches erforderte jedoch ungeheure Ausgaben, und die westindische Compagnie, fortgerissen von ihrem Schwindelgeiste, der sie gleich anfangs charakterisirt hat, besass nicht einmal einen Reservefond.

Schulden und wieder Schulden, contrahirt unter drückenden Bedingungen, selbst mit Aufgabe wichtiger Bestimmungen des

Privilegiums, waren die unheilsamen Folgen. Die Compagnie musste nothgedrungen den Handel mit Brasilien freigeben, nur sollte man sich ihrer eigenen Schiffe bedienen. Dies war ein selbstmörderischer Streich. Das Monopol war ja die Basis ihrer Existenz, und diese Unterlage gab sie preis!

Da es mit der Militärherrschaft in Brasilien nicht gehen wollte, wurde nun ein Kaufmannscontor als Staatsregierung eingerichtet. Ein Goldschmied und ein Zimmermann traten an die Stelle des Grafen von Nassau. Diese geberdeten sich, als sei das goldene Zeitalter zurückgekehrt, wo Menschen und Thiere friedlich aus einem Troge frassen, schleiften die Festungen, verkauften Waffen und Kriegsvorräthe, entliessen das Heer, verschleuderten die öffentlichen Gelder für zwecklose Prachtbauten. Das Land ward wehrlos und — mittellos gemacht. Die Pflanzer lebten im unsinnigsten Luxus, ruinirten sich und ihre Gläubiger. Das Privilegium der Compagnie lief demnächst ab und ihre Auflösung schien unvermeidlich, da ein Sturm von Missvergnügen über die Compagnie heraufzog. Ein Antrag an die ostindische Compagnie auf Vereinigung ward mit Hohn zurückgewiesen. Noch einmal raffte sich die westindische Compagnie auf, erneuerte ihre Privilegien und schickte sich an, den Unruhen in Brasilien mit Waffengewalt zu begegnen. Es war zu spät: die abgesendeten Streitkräfte konnten die Empörung der Portugiesen, welche insgeheim von dem Cabinete in Lissabon unterstützt wurden, nicht mehr niederschlagen. Brasilien war für Holland auf immer verloren (1654).

Bald entfalteten sich unter Portugals Scepter die Productionskraft und die Schätze Brasiliens, das in Zucker und Kaffee, welche Producte dorthin verpflanzt wurden, die mächtigste Nebenbuhlerin von Java wurde. Mit dem Verluste Brasiliens sank die holländische Handelsflagge zur untergeordneten Stellung

im Westen herab. Endlich gingen auch die holländischen Niederlassungen in Nordamerika fast zur selben Zeit an England verloren. Diese Colonien, welche man unter der Benennung „Neu-Niederlande“ mit der Hauptstadt Neu-Amsterdam zusammenfasste, waren in dem heutigen Staate New-York an den Flüssen des Hudson, Connecticut und Delaware zur Betreibung des Fischfangs auf der Neufundland-Bank und des Pelzhandels mit den Indianerstämmen im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gegründet worden.

Die Hauptträger und die fast einzigen Hülfsquellen des holländisch-amerikanischen Handels blieben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die zur Gruppe der kleinen Antillen gehörenden holländischen Inseln Curaçao, Bonaire, Aruba, Saba, St. Eustach und St. Martin. Diese unfruchtbaren, felsigen Inseln, welche nur 16 Quadratmeilen Flächeninhalt im Ganzen und mit Ausnahme von St. Martin keine nennenswerthe eigene Production und innern Werth haben, waren blos wichtig und werthvoll wegen des äusserst lebhaften und gewinnreichen Schleichhandels, den die Holländer von hier aus nach dem spanischen Festlande und dem ganzen westindischen Archipel unterhielten. Die einzigen Colonien der Holländer in Amerika von eigner bedeutender Production waren die in Guiana, welche nach den Flüssen, an denen sie lagen, Surinam, Essequibo, Demerari und Berbice hiessen.

Das mehr prunkende als solide Gebäude der westindischen Compagnie, welches schon auf fauler Grundlage errichtet war, zerbröckelte nach dem Verluste Brasiliens unaufhaltsam. Die Regierung kam ihr zwar mit einer Anleihe (1666) zu Hülfe, um die ärgsten Risse zu verkleben, allein umsonst. Im Jahre 1674 löste sich die westindische Compagnie auf. Ihr folgte schon im nächsten Jahr als Erbin aller ihrer afrikanischen und ameri-

kanischen Besitzungen eine neue von den Generalstaaten bestätigte „westindische Gesellschaft“, welche fort und fort kränkelte und ohne den westindischen Schmuggelhandel bald zu Grunde gegangen wäre.

Fünftes Capitel.

Der holländische Handel mit Japan.

Erste Ankunft der Holländer in Japan. — Handelsbeziehungen derselben zu diesem Lande. — Zur Ehrenrettung der Holländer. — Ueber die Austreibung der Portugiesen aus Japan; über Verfolgung und Ausrottung des Christenthums daselbst. — Das Wahre über die angebliche Mitwirkung der Holländer hierbei. — Christenschlächterei in Simabara. — Schändung des Crucifixes und der Heiligenbilder. — Erniedrigende Bedingungen des holländischen Handels mit Japan. — Beschreibung der Insel Dezima. — Die gegenwärtigen Handelsverhältnisse mit Japan.

Durch Zufall entdeckten einige portugiesische Matrosen, vom Sturme verschlagen, Japan im Jahre 1543; durch Zufall landeten einige holländische Seefahrer zum ersten Male im Jahre 1600 an seiner Küste. Als nämlich die Noth die junge niederländische Republik zwang, mit den Waffen in der Hand sich neue Hülfsquellen aufzusuchen, da ihr Handel, durch die Ausschliessung der Holländer von den portugiesischen Häfen der indischen Producte beraubt, dem Untergang zu verfallen drohte, wurde — ausser den bereits angeführten Unternehmungen — auch ein Geschwader von fünf Schiffen unter dem Befehle von Jacques Mahu in die Südsee gesandt. Seine Aufgabe bestand darin, Handelsverbindungen mit Chili anzuknüpfen, weswegen es, neben einigen Kanonen zur Bekämpfung der Spanier, einen

starken Vorrath von Tüchern mit sich führte. Im Jahre 1598 lief das Geschwader aus dem Hafen von Rotterdam aus. Die Fahrt war nicht glücklich; denn nur zwei Schiffe erreichten die Küste von Chili und diese hatten alle ihre Officiere durch Krankheiten oder Schlachten verloren. Die neuen, aus der Schiffsmannschaft gewählten Officiere überzeugten sich bald von der Unmöglichkeit, mit so schwachen Kräften ihre Mission zu verfolgen. Auf den Vorschlag eines gewissen Dirk Gerrits d'Ehkhuizen ward in einer Rathsversammlung beschlossen, nach Japan zu steuern.

Man verliess die Küste von Chili gegen das Ende des Jahres 1599; das Schiff Erasmus verlor unterwegs das andere Fahrzeug Santa Cruz und kam im April des folgenden Jahres allein in Japan an. Kaum hatte der Erasmus geankert, so wurde er auf eine Beschuldigung der portugiesischen Jesuiten, welche ihn für ein Piratenschiff erklärten, von den Japanesen weggenommen und die Mannschaft ins Gefängniss gesetzt. Trotzdem die Jesuiten Alles aufboten, den armen Gefangenen ein Todesurtheil zu erwirken, wurden sie entlassen, und das Schiff ward als gute Beute erklärt. Als der holländische Capitain Quakernaak nach Indien zurückgekommen war, bewogen seine Ansichten über die zu erwartenden Vortheile aus einem Handelsverkehr mit Japan die ostindische Compagnie im Jahre 1609 zu dem Entschlusse, zwei Schiffe nach Japan zu schicken. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Der Kaiser Ongoschio bewilligte den Holländern Handelsfreiheit in seinem Reiche und ertheilte ihnen (1611) die Erlaubniss, auf der Insel Ferando eine Niederlassung zu gründen, welche später nach Dezima verlegt wurde. Seit dieser Zeit, über zwei Jahrhunderte, waren die Holländer im ungestörten Besitze des von Ongoschio bewilligten Privilegiums und verkehrten mit einem Lande, das für alle übrigen europäischen Nationen bis auf die neueste Zeit unzugänglich war.

Ueber ihr Verhältniss zu Japan sind die Holländer schon viel geschmäht und verleumdet worden. Man hat ihnen vorgeworfen, sie hätten sich ihren Weg nach Japan nur dadurch gebahnt und offen gehalten, dass sie zur Ausrottung des Katholicismus und zur Vertreibung der katholischen Missionäre übereifrig beigetragen, dass sie alljährlich das Bild des gekreuzigten Erlösers an einem bestimmten Tage mit Füssen hätten treten müssen. Untersuchen wir, in wie weit diese Schmach, welche man einem christlichen Volke aufladet, wirklich begründet ist.

Das Christenthum ward zuerst von Franz Xavier im Jahre 1549 in Japan eingeführt, machte reissende Fortschritte *) und ward 44 Jahre lang geduldet. Da aber die japanesische Regierung recht gut begriff, dass die Ausbreitung des Christenthums eine gänzliche sociale Umwälzung im Reiche unabweisbar nach sich ziehen müsse, so liess der berühmte Kaiser Taiko alle Kirchen niederreissen (um das Jahr 1586), jagte die Missionäre aus dem Lande und verbot seinen Unterthanen die christliche Religion; nicht deswegen, wie er selbst sagte, weil diese Religion an sich nicht gut sei, sondern weil sie sich nicht mit den alten Religionsgebräuchen und Sitten des Landes vertrage und daher leicht zu Unruhen Anlass geben könnte.

Damals hatten die Portugiesen freien Handel und Verkehr mit Japan. Dieser blieb ihnen auch nach dem Religionsedicte, nur durften sie nicht mit den Eingeborenen über religiöse Dinge

*) In Religionssachen sind die Japaner sehr tolerant; mehrere Glaubenslehren existiren dort in Frieden neben einander. Wohl dieser Toleranz mochten die portugiesischen Missionäre ihre grossen Erfolge zu danken haben; denn innerhalb weniger Jahre liessen sich 200,000 Eingeborne aus den höchsten Klassen taufen. Und darum sagte Franz Xaverius wohl mit Recht: „Ich vermag nicht zu enden, wenn ich von den Japanern spreche, sie sind wahrlich die Freude meines Herzens.“

sprechen und keine Missionäre mitbringen. Im Jahre 1597 wurden zum ersten Male einige Missionäre hingerichtet, weil sie nach Japan trotz der Verbannung zurückgekehrt waren, und nun nahm die Verfolgung der Katholiken zu. Doch wurden noch keineswegs die christlichen Japaner, sondern nur die katholischen Geistlichen verfolgt. Da aber erst im Jahre 1600 das erste holländische Schiff in Japan landete, so wird die Behauptung, als seien die Holländer die Urheber der Verfolgung der katholischen Missionäre, schon durch die Zeit der ersten Landung als irrig erwiesen.

Anders aber verhält es sich mit der Austreibung der Portugiesen aus Japan, welchen mehrere Plätze zu Handelsniederlassungen eingeräumt worden waren. Ihr Oberhaupt, bekannt unter dem Titel Capitän-Mor (Major), liess sich mit einigen vornehmen Japanesen in eine Verschwörung gegen die herrschende Dynastie ein. Die Holländer fanden auf einem erbeuteten portugiesischen Schiffe einen von dem Capitän-Mor an den König von Portugal gerichteten Brief, welcher ein vollständiges Verzeichniss aller Verschworenen enthielt, und übergaben denselben den japanischen Behörden. Diese wurden zwar aufmerksam, gaben aber der Angeberei der Holländer keine weitere Folge, indem sie an der Aechtheit des Briefes zweifelten. Dieser Zweifel, man muss es gestehen, gibt kein glänzendes Zeugniss für den Grad der Achtung und Glaubwürdigkeit, welche die japanesischen Behörden von den Holländern haben mochten, und gewiss wird man den letzteren nicht Unrecht thun, wenn man von ihnen glaubt, dass sie lediglich ihr eigenes Interesse im Auge hatten, als sie die Verschwörung anzeigten. Endlich gerieth noch ein zweiter vom Capitän-Mor an den Gouverneur von Makao gerichteter Brief über die Verschwörung in die Hände der Japaner, und nun erst wurden die Portugiesen sammt und sonders des Landes verwiesen (1597). Die Holländer

mochten jubeln; denn nun spielten sie, was man so sagt, den Hahn im Korbe.

Ein zweiter Beweis, wodurch man die Holländer der Mitwirkung zur Ausrottung des Katholicismus in Japan überführen will, gründet sich auf die Mitwirkung des holländischen Oberbefehlshabers Koekebakker mit einem Schiffe zur Unterdrückung einer Christen-Rebellion — in der Bucht von Simabara (1638) —, wo die Holländer das befestigte Insurgentenlager beschossen. Allein zur Entschuldigung derselben lässt sich anführen, dass ihre Mitwirkung eine unfreiwillige war; denn hätte Koekebakker der Aufforderung der japanischen Regierung keine Folge gegeben, so war es möglicherweise um das Leben der in Japan befindlichen Holländer, jedenfalls aber um ihre Zulassung und um ihren Handel daselbst geschehen. Ferner kann man sagen, sie liehen ihre Hülfe zur Unterdrückung einer Empörung japanesischer Unterthanen, die zufällig Christen waren, gegen ihren rechtmässigen Kaiser. Wohlgemerkt, entschuldigen lässt sich das Benehmen der Holländer, rechtfertigen können wir es nicht*).

*) In dem verschanzten Lager von Simabara waren 37,000 Christen zusammengedrängt, welche gegen ihre Bedrücker die Waffen ergriffen hatten. Sie wehrten sich wie Verzweifelte, wurden aber überwältigt und alle bis auf den letzten Mann kaltblütig abgethan. Seit dieser Zeit existirt kein Christ mehr in ganz Japan. Auf den Lintschuh-Inseln, einer Inselgruppe, welche sowohl an China als an Japan tributpflichtig ist, sind gegenwärtig drei oder vier französische Missionäre stationirt, welche den Augenblick erwarten, der ihnen gestatten wird, in die Fusstapfen des indischen Apostels einzutreten. Bis jetzt sieht sich ihr Eifer noch ohne Früchte. Aber eine ganze Armee von Trabanten ist Tag und Nacht beschäftigt, ihre Verbindung mit den Eingeborenen zu verhindern. Ihre Dienstboten müssen sie beinahe täglich wechseln; an allen Häusern, welche die Aussicht auf die bescheidene Niederlassung dieser Priester haben, mussten die

Die Holländer, sagt man ferner, müssen, um sich Japan zugänglich zu machen, ihre Religion verleugnen und das Bild Christi (ein Crucifix) mit Füssen treten. Ihr Handelsprivilegium ist der Preis dieser Schändung. Allein in Wahrheit verdanken die Holländer ihr Vorrecht vor andern Nationen einem Gesetze des Kaisers Gongen, des Gründers der herrschenden Dynastie, dessen Bestimmungen alle für heilig und unverletzlich angesehen werden. Dieses Gesetz verbietet gleichzeitig die Austreibung der Holländer aus Japan und die Zulassung fremder Nationen, und man kann annehmen, dass ohne dieses im Jahre 1609 gemachte Gesetz die Japaner schon längst den Holländern das Land verwiesen hätten. Alle glaubwürdigen holländischen Schriftsteller versichern, dass die erniedrigende Ceremonie der Entweihung des Crucifixes nie von den Holländern gefordert worden ist. In seinen „Erinnerungen aus Japan“ (Haarlem 1833) sagt M. Doeff: „Mein Aufenthalt im japanischen Reich vom Monat Juli 1799 bis zum December 1817 war mehr als hinreichend, mich über Alles, was auf diesen Gegen-

Thüren und Fenster nach jener Seite hin zugemauert und die Ausgänge auf die entgegengesetzte Seite verlegt werden. Wenn die Priester spazieren gehen, so ist Jedermann angewiesen, ihnen soweit als möglich auszuweichen, und die unausbleibliche Antwort auf jede Frage, welche an die Einwohner gerichtet wird, ist: „ich verstehe nicht.“

Wer das japanische Gouvernement nicht näher kennt, vermag sich eine solche Handlungsweise nicht zu erklären: sie rührt einfach daher, dass die europäische Kriegskunst den Japanern eine unbeschreibliche Furcht einflösst. Der (weltliche) Kaiser — Taïkun — hält die Missionäre der Europäer für Spione, beauftragt, die schwachen Seiten der japanischen Küste aufzusuchen und eine Landung und Invasion vorzubereiten. Dies der Grund, warum sie so sorgfältig überwacht werden. (Dr. Zimmermann, „Malerische Länder- und Völkerkunde.“ Berlin. 1862.)

stand Bezug hat, genau zu unterrichten. Demzufolge erkläre ich Alles, was man von den Holländern über die Abschwörung, über ihre Entweihung des Christusbildes erzählt hat, für Erdichtung. Hätten diese verläumderischen Beschuldigungen auch nur den geringsten Grund, so würden die Russen, welche in den Jahren 1804 und 1805 sechs Monate in Japan zugebracht haben, wohl auch etwas darüber sagen; aber weder Krusenstern noch Langsdorf erwähnt derselben auch nur von ferne. Kämpfer, ein geborner Deutscher, welcher zwei Jahre dort zugebracht, und der Schwede Thunberg, welcher ebenfalls einige Zeit im Dienste der ostindischen Compagnie gestanden, hätten eben so wenig davon geschwiegen."

Wenn wir nun die nähern Nachrichten über die Entweihung der Bilder, welche „*jefoemi*" (von *je*, Bilder, und *foemi*, mit Füssen treten) genannt wird, mit einander vergleichen, so ergibt sich Folgendes: Seit der gewaltsamen, blutigen Ausrottung der römisch-katholischen Religion mussten alle Eingeborenen an allen denjenigen Orten, wo das Christenthum einst Wurzel gefasst hatte, das Bild des Kreuzes mit Füssen treten. Diese Ceremonie begann am vierten Tage des japanischen Jahres (22. Februar) und nahm eine ganze Woche in Anspruch. Alle Eingeborne ohne Ausnahme, selbst die japanesischen Dienstboten beiderlei Geschlechts, welche im Dienste der Beamten der holländischen Factorei standen, waren jener Vorschrift unterworfen.

Da sich nach der Vertreibung der Jesuiten aus Japan oft die Chinesen zur Einschmuggelung von Crucifixen, Rosenkränzen, Büchern und selbst Missionären gebrauchen liessen, so wurde auch von ihnen die Entweihung der Crucifixe und Marienbilder gefordert. Sobald eine chinesische Junke im Hafen beilegte, begaben sich einige besonders zu diesem Zwecke aufgestellte

Beamte mit einem Crucifix an Bord und zwangen die Chinesen, es mit Füssen zu treten.

Wenn indessen die bedauernswerthe Formalität den Holländern erlassen war, so waren sie nichts destoweniger bis vor wenigen Jahren noch den demüthigenden Bedingungen unterworfen, die mit der Ehre eines christlichen europäischen Volkes nicht gut harmoniren.

Als nämlich durch die Umtriebe der Portugiesen das Misstrauen der Japaner gegen alle Europäer und Christen erwacht war, legten sie den Holländern folgende Beschränkungen auf.

Nur ein einziger Hafen im Süden von Japan ward ihnen eingeräumt, nämlich Nangasaki. In diesem Hafen ward eine künstliche Insel angelegt — Dezima, etwa 700 Fuss lang und 200 und etliche Fuss breit. Hier wohnten die Holländer in hölzernen Häusern, welche zusammen eine Strasse bildeten. Sobald das holländische Schiff geankert hatte, wurde es von Polizeibeamten besetzt, das Steuerruder ward ausgehoben, Kanonen, Pulver, Waffen wurden abgeliefert und in Gewahrsam der Polizeibehörde genommen. Alle Capitäne der ankommenden holländischen Schiffe waren gehalten, alle religiösen Bücher und Gegenstände (Crucifixe etc.) in eine Kiste zu verschliessen, welche sodann mit dem Siegel der Polizeibehörde versehen und der Ottonawache*) zur Aufbewahrung übergeben wurde, bis die Schiffe wieder absegelten.

Wenn die hohe Miethe für die Insel entrichtet war, wurden die auszutauschenden Waaren unter Aufsicht der Behörden nach den Magazinen der Insel gebracht, die nur zwei Zugänge hat und ganz mit Palissaden umschlossen ist. Nur durch den einen Eingang durften die Holländer die Insel betreten, der dann hinter

*) Die Ottonawache besteht aus den Wächtern, welche ein Stadtquartier zu bewachen haben.

ihnen abgesperrt wurde, nur durch den andern Ausgang, wo die Insel durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt verbunden ist, durften sie heraustreten. Des Nachts wurde auch dieser Ausgang gesperrt, so dass die Holländer wie in einem Käfig sassen. Ausserhalb der Insel bezeichnen hölzerne Pfähle die Stelle, bis zu welcher die Japaner des Handels wegen sich nähern durften. Der Marktplatz war die Brücke. Von vereidigten Dolmetschern wurden die holländischen Waaren abgeschätzt, und dafür ihnen Kupfer, Kampfer etc. überliefert. Bei der Abfahrt wurde das Schiff genau durchsucht, ob keine verbotenen Waaren an Bord seien; denn der Handel ist ein Monopol des Kaisers. Den Unterthanen aber war jeder Verkehr mit den Holländern bei Todesstrafe untersagt.

Unglaublich hat sich das Alles geändert. Seitdem die Amerikaner (1853—55) mit ihren Kanonen einen Handelsvertrag von Japan erzwungen hatten, ist der Handel ziemlich allgemein freigegeben, und gegenwärtig geniesst man in Nangasaki der grössten Freiheit. *M. de Mogues**) erzählt: „Ueberall sieht man auf den Strassen Franzosen, Amerikaner und Russen; wir durchstrichen, um an's Land zu kommen, die berüchtigte Insel Dezima, künstlich im Meer aufgebaut und berüchtigt durch die unehrenhafte Gefangenschaft, welcher die holländischen Kaufleute sich zwei Jahrhunderte lang unterworfen haben, damit die Verbindung mit Japan nicht zu theuer bezahlt glaubend. Jetzt sind die Wachhäuser leer, die Thore, die Schlagbäume, die Ketten entfernt, man verkehrt vollkommen frei mit der Stadt."

*) In seinem Werke: „*Souvenirs d'une ambassade en Chine et en Japon en* 1857 *et* 1858."

Sechstes Capitel.

Der holländische Welthandel.

Die See, das weite Gebiet holländischer Thatkraft. — Allgemeinheit des holländischen Handels. — Handelsproducte aus Asien, Amerika, Afrika und Europa. — Wichtigkeit des deutschen Rheinhandels. — Sein Werth. — Rheinschifffahrt. — Umfang der holländischen Frachtschifffahrt. —

„Ich habe ein Volk gesehen, dessen beschränktes und überschwemmtes Gebiet freiwillig nur Gras hervorbringt, aber dieses Volk hat sich durch seine Thätigkeit die Früchte der ganzen Welt in Ueberfluss zu verschaffen gewusst.“ Also schreibt ein Engländer über Holland.

Er hat Recht. Die Republik der vereinigten sieben Provinzen hatte nicht Boden genug, um mit dessen Erzeugnissen ihre Bürger zu ernähren. Kaum der sechste Theil der Bevölkerung fand seinen Unterhalt im Ackerbau. Weil aber das arme Vaterland seine Kinder nicht versorgen konnte, so warfen sich diese auf die ganze weite Welt und suchten ihren Unterhalt in allen Ländern des Erdballs. Für die meisten Nationen ist der Handel blos das Mittel zur Beförderung des Wohlstandes, für Holland war und ist er das Fundament der Existenz des Staates. Zu Lande konnte sich das kleine holländische Volk nicht ausdehnen, dort war schon Alles vergeben. Nur die See hatte Raum, und ihre ungemessenen und unbekannten Räume waren dem Unternehmungsgeist der Holländer nicht zu gross. Die Spanier nannten Holland die Spinne der Meere. In der That zog dies seine Fäden nach allen Enden und Meeren der Erde

aus und sass, wie eine Spinne, im Mittelpunkte seines Welthandelsgewebes *).

In Asien holten die Holländer an der Küste von Malabar Pfeffer, Kardamom, Stahl und Holz, in Bengalen Salpeter, Opium, Farbstoffe, Seide und Baumwolle. Ihre Factorei in Negapatam auf der Küste Koromandel machten sie zum Stapel für den Leinwandhandel. In den Häfen des glücklichen Arabien nahmen sie das duftende Rauchwerk, Myrrhen, Balsam, Aloë und trefflichen Kaffee von Mokka; in Japan tauschten sie feines Porzellan, herrliches Papier (aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes gemacht), treffliches Kupfer und Thee ein. Aus China holten sie Kampfer, Thee, Seide, Porzellan, Nanking und Rhabarber; von Persien Gold- und Silber-Stoffe, Teppiche von unvergleichlicher Schönheit, Perlen und Türkisse; von Pegu Gold, Rubinen und Saphire; von Siam Elfenbein, Reis, Zinn, Blei, kostbare Hölzer, Gold, Porzellan und Hirschhäute. Von Timor und Celebes holten sie Sandelholz, Sago, Reis, Wachs und Schildplat; von Borneo und Sumatra Goldstaub, Diamanten, Ebenholz, Zinn, Kassia, Ingwer, Kampfer und Pfeffer; von Java Zucker, Kardamom, Reis, Arac, Rum, Indigo, Tabak, Kaffee und Schwefel; von Ceylon Zimmt und Perlen; von den Molukken Muscatnüsse, Muscatblüthen und Gewürznelken.

Aus Amerika lieferte ihnen Mexico und Peru das für ihren ostindischen Handel nöthige Silber; Brasilien die herrlichsten Edelsteine; Nordamerika prächtiges Pelzwerk und Fische; Westindien Vanille, Cacao, Cocusnuss, Jamaica-

*) Aber nicht blos dem Handel nützte der holländische Unternehmungsgeist. Die Holländer fügten der bekannten Welt noch einen fünften Theil hinzu, den man Australien nennt (von 1616 bis 1626). Nutzen haben diese Entdeckungen Holland keinen gebracht.

Zucker, Indigo, Piment, Sassafras und Mahagoniholz; von Surinam nahmen sie Baumwolle, Indigo und Cacao. Und damit das Assortiment vollständig sei — von der Westküste Afrikas*) holten sie die Neger-Sklaven für Süd-Amerika und Westindien.

Holland führte nicht nur Europa die tropischen Erzeugnisse zu, es brachte auch dessen Producte auf seinen Weltmarkt in Amsterdam.

Italien und die Levante war eine Domaine des holländischen Handels geworden. Der stolze geflügelte Löwe von Venedig verkroch sich vor dem Pfeilenbündel der niederländischen Republik, und der Ritter Georg von Genua hatte ihm demüthig das Feld geräumt. Ehedem führten italienische Schiffe die indischen Producte auf den niederländischen Markt, jetzt bezog Italien und die Levante die Gewürze, Baumwolle, Zucker und Kaffee von Amsterdam unter holländischer Flagge.

Die Getreideausfuhr aus Polen und von der preussischen Küste, der Kupferexport aus Schweden war in den Händen Amsterdams. In den scandinavischen Häfen waren die Holländer als die Erben der Hansa aufgetreten und gerne gesehen; der Handel Englands lag im Schlepptau der Generalstaaten; Spanien, das stolze, gewaltige Spanien war gedemüthigt und vom holländischen Handel abhängig. Mit seiner verwahrlosten Landwirthschaft, mit seiner ruinirten Industrie litt Spanien im Besitze der Silberschätze von Peru und Mexico Mangel am Nothwendigsten: holländische Fabriken kleideten das spanische Volk, Holland lieferte ihm Brod. *O! quae*

*) Im Jahre 1612 setzten sich die Holländer auf der Goldküste fest und erbauten dort als Stützpunkt des Sklavenhandels das Fort Nassau.

mutatio rerum! *) — Dafür holten die Holländer dort Wolle, Weine, Oele, Salz, Feigen, Datteln und Korinthen.

Die meisten Schiffe, welche in portugiesischen Häfen ankerten, waren holländische. — Sie brachten Getreide, Holz und Fische und nahmen brasilischen Zucker, Farbhölzer und portugiesische Weine als Rückfracht.

In Frankreich waren die Holländer bis zur Thronbesteigung Ludwigs XIV. das alleinherrschende Handelsvolk, durch ihre Hände gingen mehr als zwei Drittel der Ein- und Ausfuhr des Landes, ihre Schiffe vermittelten die Frachten zwischen französischen und holländischen Häfen, und ein gut Theil der Küstenschifffahrt war in ihrem Besitz.

Der Handel mit all den bis jetzt angeführten Welttheilen und Ländern geschah zur See, aber die Holländer hatten auch noch einen Flusshandel, der neben dem indischen Colonialhandel der gewinnreichste war, ich meine den Handel mit Deutschland. Holland im Besitze der Mündungen des Rhein, beherrschte dessen ganzes Flussgebiet, sowie das seiner Nebenflüsse, und hielt alle Zu- und Ausgänge des westlichen Deutschland in seiner Gewalt. Diese Hälfte Deutschlands mit seinen dichtbevölkerten, gewerbfleissigen und productenreichen Ländern musste der holländischen Handelsherrschaft von selbst zufallen. Man schätzte den deutschen Rheinhandel auf einen jährlichen Werth von hundert Millionen Gulden, ohne den Gewinn

*) Im Anfange des 16. Jahrhunderts war Spanien trotz seiner starken Bevölkerung im Stande, Getreide ins Ausland zu schicken. In den meisten Städten hatte sich eine blühende Industrie entfaltet. Die Stadt Sevilla zählte im Jahre 1519 über 16,000 Webstühle für Seide, in Segovia beschäftigte die Tuchmacherei 34,000 Arbeiter, die jährlich fünfthalb Millionen Pfund Wolle verarbeiteten und daraus 25,000 Stücke Tuch webten. Der Seehandel beschäftigte in jener Zeit 1000 Schiffe, und der Küstenhandel 1500 kleinere Fahrzeuge.

der holländischen Frachtfahrt zu rechnen; denn gegen 1300 holländische Schiffe von unterschiedlicher Tragfähigkeit (von 1000, 1500, 2000 Centnern) befuhren jährlich den deutschen Strom.

Aus Deutschland holten die Holländer das eigentliche Fundament ihrer commerziellen und politischen Grösse — das Holz. Dies war der vornehmste Handelszweig des Rheinhandels. In den deutschen Wäldern wuchsen die Maste und Kiele der holländischen Schiffe, die Eichpfähle für ihre Schleusen und Deichbauten; auf deutschen Wäldern ruhte das stolze Amsterdam im holländischen Morastboden. Der Werth des Holzes, das jährlich den Rhein hinab nach den Niederlanden schwamm, wird auf 6—7 Millionen Gulden angegeben. Der Cubikfuss Holz soll einen Ducaten gegolten haben. Der edle Rheinwein und sein saurer Stiefbruder von der Mosel, Obst, Mineralwasser aus Nassau, Eisen von der Lahn, Pottasche vom Hundsrück, Hanf aus Schwaben und Elsass, Kurzwaaren von Nürnberg und Leinwand aus Jülich — Alles schwamm den Rhein hinab...

Die Holländer waren nicht blos die Lieferanten, Mäkler und Zwischenhändler, sondern auch die Fuhrleute der Welt. Die holländische Rhederei und Frachtschifffahrt war neben dem Handel ein ganz besonderer Erwerbszweig, insofern als sie lediglich den Frachtlohn zum Gegenstande hatte und den Handel fremder Nationen vermittelte. Selbstverständlich wurde der holländische Welthandel auf nationalen Schiffen betrieben, aber da die holländische Rhederei erstaunlich sich entwickelte und die Zahl der Frachtschiffe bald das Bedürfniss für den Nationalhandel überstieg, während die Rhederei anderer Völker auf einer geringen Stufe der Ausbildung und des Umfanges stand, so betrieben die englischen, spanischen, französischen und italienischen Kaufleute ihren Nationalhandel auf holländischen Schiffen,

welche am sichersten geführt, am besten bemannt und ausgerüstet waren, und am billigsten fuhren.

Die Gesammtschifffahrt Europa's um das Jahr 1670 wird nach der Tragfähigkeit der Schiffe auf 3 Millionen Tonnen geschätzt: Holland 900,000, England 500,000, Spanien und Portugal 250,000, die Hansestädte und scandinavischen Länder 250,000, Frankreich 100,000. Die Zahl der holländischen Seeschiffe aus dem 17. Jahrhundert wird auf 60—70,000 angegeben, aber darin sind die holländischen Häringsbuizen und Fischerboote mitbegriffen.

Siebentes Capitel.

Die Bank und die Börse von Amsterdam.

Ursachen der Gründung der Bank. — Charakter und Zweck derselben. — Bankgeld. — Gründung der Bank von Rotterdam. — Handel mit Staatspapieren. — Entstehung und Blüthe desselben. — Allmacht der Amsterdamer Börse. — Börsenschwindel. — Beschaffenheit des Tulpenhandels.

Amsterdam war der Stapel des Welthandels. Die Producte und das gemünzte Geld aller Nationen strömte dort zusammen, und unter letzterem waren selbstverständlich eine Menge abgenutzter oder beschnittener Münzen. Aus diesem Grunde standen die vollwichtigen neugeprägten holländischen Münzen 6—9 Procent höher im Werthe, als das umlaufende (Curant-) Geld, d. h., wer einen auf 100 Gulden lautenden Wechsel statt in neuen vollwichtigen Münzen in Curantgeld bezahlte, musste 106 oder 109 Gulden bezahlen. Der Werth der Wechsel schwankte also, und diese waren einem bald höhern, bald niedern Aufgelde (Agio) unterworfen. In Folge der Werthsdifferenz zwischen den vollwichtigen neuen holländischen Münzen und den

länger schon umlaufenden abgenützten wurden erstere, sobald sie in Privathände übergingen, ausser Landes geschafft und eingeschmolzen. Das Agio, die Unbequemlichkeit und der Zeitverlust, welche mit der Auszahlung, sowie die Gefahr, welche mit der Aufbewahrung grosser Summen in Silber verbunden sind, erschwerten die Handelsgeschäfte und machten die Creditverhältnisse unsicher und schwankend. Die Kaufleute von Amsterdam gründeten daher (1609) daselbst eine Bank, deren Garantie die Stadt übernahm. Jeder grössere Kaufmann hinterlegte nun seine Betriebscapitalien bei der Bank von Amsterdam, die nur edle Metalle in Barren und Münzen annahm. Zwar wurden alle Münzsorten — einheimische, fremde und abgenützte angenommen, allein nur nach ihrem wahren innern Werthe an edlem Metall. Da dieses Geld unberührt in den Kellern der Bank liegen blieb, so konnte sich sein Werth nicht mehr durch Abnützung oder Beschneidung verringern. Die Bank eröffnete für den Werth der hinterlegten Summe dem Kaufmanne einen Credit in ihren Büchern, welcher Bankgeld hiess. Indem nun die Bestimmung getroffen wurde, dass alle auf den Platz (Amsterdam) gezogenen oder daselbst ausgestellten Wechsel, welche die Summe von 600 Gulden überstiegen, in Bankgeld gezahlt werden sollten, und da das Bankgeld keinen Schwankungen im Werthe ausgesetzt war, so gewann es bald eine Differenz (Agio) gegen das Curantgeld. In Folge dessen waren in Bankgeld zahlbare Wechsel viel vortheilhafter zu begeben. Indem die Bank von Amsterdam — als eine reine Depositenbank — die Unsicherheit der Bezahlung beseitigte, dagegen deren Bequemlichkeit ungemein förderte, ward sie ein wesentlicher Pfeiler des holländischen Geld- und Waarenhandels; und indem sie sich von aller Speculation, von allen politischen Unternehmungen fern hielt, blieb sie auch von jenen Erschütterungen verschont, mit denen heut zu Tage unsere Banken be-

haftet sind. Die Bank von Amsterdam hatte nur das wahre Interesse des Kaufmanns, die Beförderung des Handels und der Industrie im Auge. Amsterdam konnte stolz auf dieses Institut sein.

Drei Jahre später ward zu Rotterdam auf gleicher Grundlage und mit gleicher Tendenz eine Bank errichtet. Als Holland eine Handels-Grossmacht war, hatte es keine Zettelbanken und kein Papiergeld.

Nun noch ein Wort über den Handel mit europäischen Staatspapieren und Actien an der Amsterdamer Börse. Freilich begann er erst zu blühen, als der Waarenhandel anfing zu welken — nach dem Frieden von Utrecht. Sobald nämlich der Waarenhandel in immer engere Kreise gedrängt wurde und die Industrie abnahm, konnten die in der Zeit des Glücks zu ungeheuren Summen angewachsenen Capitalien nicht alle in einheimischen Unternehmungen angelegt werden. Deshalb fanden die Anlehen der europäischen Potentaten, welche Geld für ihre Kriege bedurften, in Amsterdam bereitwillige Angebote, und bald waren die Amsterdamer Bankiers und Rentiers die Gläubiger aller grossen Staaten Europas. Die Börse von Amsterdam wurde eine Grossmacht, vor der sich alle Kronen und Scepter neigten. Sie konnte Krieg und Frieden stiften — je nachdem sie ihren Geldsack auf- oder zuschnürte. Indessen fehlte ihr auch der Schwindel der sogenannten Zeitkäufe nicht, wovon der bekannte Tulpenhandel eine besondere Art war. Wie bereits an einer andern Stelle erwähnt, handelte es sich nicht um die Blumen, die man kaufte und verkaufte, ohne sie zu besitzen. Man speculirte lediglich auf das Fallen und Steigen derselben innerhalb einer voraus bestimmten Zeit. Nach Ablauf der Frist zahlte man sich die Differenzen aus, das heisst: wenn der Preis der verkauften Tulpen an dem bestimmten Tage gestiegen war, so zahlte der Verkäufer dem Käufer lediglich den Betrag hinaus,

um welchen die Tulpenzwiebeln gestiegen waren; wenn sie dagegen im Preise gesunken waren, so zahlte der Käufer dem Verkäufer nur die Summe, um den die Tulpen im Werthe gesunken waren.

Achtes Capitel.

Verfall und neues Gedeihen des holländischen Handels.

Die Ursachen des Verfalls des Welthandels. — Parallele zwischen der holländischen und englischen ostindischen Compagnie. — Schulden und klägliches Ende der ersteren. — Trostlose Zustände auf Java. — Eroberung der Insel durch die Engländer. — Neue Besitzergreifung durch Holland. — Die Zustände Javas verschlimmern sich. — Anleihen, Kriege, Deficits. — Gründung der *Handels-Maatschapij*. — *Pakhuismeesteren*. — Furchtbarer Aufstand des *Diepo Negoro*. — Glückliches Wirken des Generals van den Bosch. — Java's Gedeihen.

Einen so allgemeinen, alle Zweige der kaufmännischen Thätigkeit und der Rhederei umfassenden Handel, wie es der holländische nach dem westfälischen Frieden war, hat die Welt nur einmal gesehen. Allein Holland musste von seiner Höhe stürzen, weil dieselbe nicht auf einem entsprechenden staatlichen Umfang basirt war. Die Ueberlegenheit der Holländer beruhte auf der Inferiorität der übrigen europäischen Nationen. In Holland weckte die Sonne der (politischen und religiösen) Freiheit frühzeitig alle Kräfte der Menschen und brachte sie zur Entfaltung, während im übrigen Europa der Gedanke und das Wort und die That geknechtet war. Dort freie Entwicklung, Pflege der Künste und Wissenschaften, Aufklärung und Volksunterrichtung — hier Druck, Bevormundung und Ignoranz. Als endlich

Europa von seinem tiefen Falle sich aufraffte, als England und Frankreich ihre Weltmachtstellung zu begreifen anfingen und darnach handelten, als andere Völker inzwischen nachgekommen waren und von den Holländern gelernt hatten, wie man reich und mächtig werden könne, und ein Gleiches versuchten und Früchte ernteten: da war es um die Grösse der kleinen niederländischen Republik geschehen, die als Landmacht, als ein Staat von geringem Flächeninhalte, und mit nicht einmal drei Millionen Einwohnern kaum Anspruch auf den zweiten Rang in Europa machen konnte. Für sich allein war das Fundament der holländischen Nationalität viel zu schwach, um die künstliche Grösse ihres Welthandels zu behaupten — gegenüber einer französischen und englischen Nationalkraft. Die Geschichte des Verfalls der Republik ist auch die Geschichte des Verfalls des holländischen Welthandels; denn der Handel war ja die einzige Grundlage der staatlichen Grösse und Existenz der Republik. Indem ich deshalb auf den geschichtlichen Theil des ersten Bandes dieses Werkes verweise, wollen wir nur noch einen Blick auf die letzten Schicksale der berühmten holländischen ostindischen Compagnie und der niederländischen Colonien überhaupt werfen.

Fast zur selben Zeit, als die Holländer sich in der 2400 Quadrat-Meilen grossen Insel Java festsetzten, legten die Engländer die Grundsteine zu dem unermesslichen Reiche, das sie sich in Asien geschaffen haben. Wie die Holländer organisirten sie zuerst eine Handelsgesellschaft, welche Schiffe für Indien ausrüstete; wie die Holländer bereicherten sie sich durch Tausch und Verkauf verschiedener Producte; wie die Holländer wurden sie endlich die unumschränkten Gebieter eines Landes, in das sie unter dem Titel von Kaufleuten Zutritt erhalten hatten. Allein nun hört die Aehnlichkeit zwischen beiden Unternehmungen auf. Die holländische und englische ostindische Compagnie befanden

sich durchaus nicht in gleicher Lage. Die englische Compagnie brach die Macht der Fürsten und Häuptlinge in den Provinzen, welche sie eroberte, verknüpfte die Bevölkerung mit ihrem eigenen Interesse und unterwarf dieselbe ihrer unmittelbaren Autorität. Die holländische Compagnie dagegen sah sich in der Nothwendigkeit, die Fürsten des Landes als Mittelspersonen zwischen ihr und den Einwohnern von Java zu gebrauchen und die fürstlichen Familienglieder zu respectiren. Die Engländer aber, indem sie von ihren weiten Königreichen Besitz ergriffen, trennten haarscharf die Verwaltung des Landes von den Interessen des Handels. Die holländische Compagnie beutete nur den Augenblick aus. Aus dieser Verschiedenheit der Lage ergab sich grossentheils die Verschiedenheit der Resultate in den Vermögensumständen beider Compagnien.

Während die Einkünfte der englischen ostindischen Compagnie gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Jahr zu Jahr stiegen, sank die holländische Compagnie in Schulden, unter deren Last sie sich mühsam fortschleppte. Um ihren Credit zu wahren, fuhr sie fort, beträchtliche Dividenden an die Actionäre zu zahlen, und verklebte mit Sorgfalt die Löcher und Risse ihres erschütterten Prunkgebäudes. Ein unvorhergesehener Unfall deckte ihre Blösse auf und liess der Welt den Abgrund sehen, in den die Compagnie jeden Augenblick stürzen konnte. Im Jahre 1780 nämlich, während des Krieges mit England, kaperten die Engländer mehrere reich befrachtete Schiffe, welche aus Indien kamen. Mit Sehnsucht hatte die holländische Compagnie dieselben schon lange erwartet (denn sie gehörten ihr), um durch eine hastige Losschlagung der Ladung die leeren Kassen zu füllen. Die Schiffe blieben aus, und die Compagnie, nicht im Stande, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, musste ihre traurige Finanzlage eingestehen und um Zahlungsaufschub ihrer drückendsten Schulden nachsuchen. Die Regierung der Gene-

ralstaaten drang nun auf eine genaue Untersuchung der wirklichen Finanzlage der Compagnie und sandte eine Commission nach Java (1791), deren Prüfungsresultate ganz Holland mit Schrecken schlugen*).

Die politischen Ereignisse, welche bald darauf die ganze Welt erschütterten, Königreiche und Throne vernichteten und neue an deren Stelle setzten, wendeten die Aufmerksamkeit von dem Deficit der holländischen ostindischen Compagnie ab, die ihr klägliches Dasein bis zum Jahre 1808 fristete. Dann ward sie aufgelöst. Die holländische Regierung nahm nun die Leitung derjenigen Colonien, die ihr noch geblieben waren, in ihre eigenen Hände und betraute den General Daendel mit der Leitung der indischen Besitzungen. Dieser reiste mit seinen Reformplänen nach Batavia ab. Aber auf Java herrschte das Chaos, und die einheimischen Fürsten, welche die Schwäche Hollands erkannten, dachten daran, das verhasste Joch der Fremden abzuschütteln und ihre Unabhängigkeit zu erringen. Holland war erschöpft an Geld und Mannschaft, es konnte nur mit etlichen Schiffen in den indischen Gewässern auftreten, während die Engländer dort eine gewaltige Flotte unterhielten. Der General reformirte, so weit er konnte, und gab den Handel mit Java frei. Aber statt dass das erschöpfte Mutterland einen Zufluss aus seinen indischen Besitzungen erlangt hätte, hatte vielmehr Java im Jahre 1808 ein Deficit von mehr als 8 Millionen Gulden, im nächsten Jahre von mehr als zwei Millionen und im dritten Jahre vierthalb Millionen. Der General Daendel ward abberufen, und sein Nachfolger hatte noch nicht Zeit gehabt, seine eigenen Pläne auf Java in's Werk zu setzen, als die Engländer diese Besitzung (im Jahre 1811) eroberten.

*) Der Anfang des Verlustes für die Compagnie begann mit 1696. Im Jahre 1761 betrug er bereits 21½ Mill., 1785 — 40 Mill., 1790 — 80 Mill. und 1796 am 29. Februar 119,712,113 Gulden.

Auch die Engländer ernteten keine Früchte auf Java. Nach drei Jahren hatten sie ein Deficit von mehreren Millionen Gulden und einen schweren Krieg mit einem der einheimischen Fürsten auf dem Halse.

Die Verträge von 1814 brachten Holland wieder in Besitz seiner Colonien. Auf Java war die Verwirrung gross, die Regelung der Einnahmen bei der Störrigkeit der Eingebornen und dem Widerstreben der Fürsten äusserst schwierig. Im Jahre 1823 brach noch dazu ein Krieg zwischen dem holländischen Gouvernement und einem mächtigen Fürsten der Insel aus. Die Finanzverwaltung der Colonien war so herabgekommen, dass sie ein Anlehen von 10 Millionen Gulden in Calcutta bei dem Hause Palmer & Co. unter drückenden Bedingungen contrahiren musste.

Als der General Daendel den Handel auf Java frei gab, hatte er die Folgen nicht alle abgesehen, die bei der neuen Besitzergreifung wieder nicht gehörig gewürdigt wurden. Mit der Freiheit des Handels kamen eine Menge englische, französische und amerikanische Schiffe in die javanesischen Häfen und machten den Holländern eine gefährliche Concurrenz.

Um derselben kräftiger zu begegnen, beschloss man, eine neue Handelsgesellschaft zu bilden, und im Jahre 1824 ward die „*Nederlandsche Handels-Maatschappij*“ mit einem Stockcapital von 24 Millionen Gulden organisirt. An die Spitze der Actionäre stellte sich der König Wilhelm I. Um der *Handels-Maatschappij* einen Vorsprung vor den auswärtigen Concurrenten zu geben, verkaufte ihr die Regierung im Voraus die ganze Kaffeeernte auf mehrere Jahre und bewilligte ihr mehrere andere Vortheile. Ausserdem wurde der Theehandel zu Amsterdam und Rotterdam durch Kaufmannsgesellschaften, bekannt unter dem Namen der „*Pakhuismeesteren*“, organisirt.

Aber während die *Handels-Maatschappij* sich bereicherte,

wuchs das Deficit der Colonie, und ein neuer Krieg stürzte Holland in einen Abgrund von Geldopfern. Die einheimischen Sultane konnten ihre Abhängigkeit von den Holländern, welche ihnen Residenten an ihre Höfe setzten, nicht geduldig ertragen und empörten sich, wann und wo sie eine Hoffnung auf Erfolg zu sehen glaubten. Am gefährlichsten war der Aufstand des *Diepo Negoro* im Jahre 1825. Massenweise erhoben sich die lange Zeit unterdrückten Javanesen, verheerten mit Feuer und Schwert die von ihrem Schweisse gedüngten Pflanzungen, ermordeten ohne Erbarmen, was von Europäern in ihre Gewalt kam. Es war kein Krieg mehr, es war ein Gemetzel, das fünf Jahre dauerte, in welchem mehr als 200,000 Javanesen und über 30,000 Europäer, die unter der niederländischen Fahne fochten, zu Grunde gingen. Der Vernichtungskampf endigte mit der Gefangennehmung des *Diepo Negoro* (1830).

Seit fünfzig Jahren hatte Holland für Java seine besten Soldaten und mehr als 150 Millionen Gulden geopfert, ohne einen nennenswerthen Vortheil zu ernten.

Dem General van den Bosch, welcher (1830) zum Gouverneur von Java ernannt wurde, gelang es ein Verwaltungssystem in den Colonien anzubahnen, welches endlich einmal dem Mutterlande die seit zwei Jahrhunderten gehofften Früchte zu bringen verspricht. Die kostspieligen und blutigen Erfahrungen trugen zu einer glücklichen Veränderung in der Politik gegenüber der einheimischen Bevölkerung, der Fürsten und Häuptlinge bei, die man früher allzu sehr gering geschätzt und beleidigt hatte.

Dem General van den Bosch gebührt das Verdienst, die ungeheure Insel zu einer nutzbringenden Perle in der niederländischen Krone gemacht zu haben; er hat die Trägheit und Gleichgiltigkeit der Bewohner in Thätigkeit verwandelt, indem er ihnen einen Theil des Ertrages ihrer Arbeit und Mühen

sicherte. Die Ereignisse und die Zustände Java's erforderten ein ganzes Buch, und wir können nur die allgemeinsten Umrisse derselben — gemäss unserm Plane — darstellen. Kurz, die Insel Java und die übrigen Colonien sind jetzt eine mächtige Stütze, eine ausgiebige Quelle der Staatseinnahmen geworden.

Java gleicht jetzt einem unermesslichen Garten von Reis-, Zuckerrohr-, Baumwoll-, Indigo-, Tabak-, Thee- und Kaffeepflanzungen. Ueber hundert Millionen Kaffeebäume giebt es dort. Die grosse Insel ist durchzogen von breiten Landstrassen, besät mit sauberen Häusern, belebt von einer Menge Tagelöhner, Handwerker und Kaufleute. Aber inmitten der lachenden, wohlriechenden ungeheuren Gefilde lauert der Tod — das Klima ist mörderisch für die Europäer.

In den westindischen Colonien herrscht die Sclaverei, und dies ist der Wurm in dem freien Staatsorganismus der Niederlande.

Zweite Abtheilung.

Statistische Darstellung der gegenwärtigen Handelsbewegung.

(Nach officiellen Quellen.)

Erstes Capitel.

Handel.

Der Handel in den verschiedenen Häfen der Niederlande. — Der Handel im Jahre 1858 dem Werthe nach. — Der Handel von 1846—1858 ausgedrückt in Prozenten. — Der Handel an der Seeseite und an der Landseite. — Stand des niederländischen Welthandels. — Handel mit den Zollvereinsstaaten. — Der Tauschhandel mit den zehn bedeutendsten Ländern. — Die wichtigsten Handelsartikel nach ihrer Werthsumme.

Selbstverständlich kann auf eine erschöpfende Behandlung dieses wichtigen aber umfangreichen Gegenstandes nicht eingegangen werden; ich werde — dem ursprünglichen Plane dieses

Werkes getreu — mich darauf beschränken, die gegenwärtige Handelsbewegung der Niederlande nach ihren Hauptumrissen darzustellen, wobei mit Umgehung des Binnenhandels nur der Aussenhandel in Betracht kommt. Indem ich jedoch einige hervorragende Werke der hier einschlägigen Literatur als Quellen anführe, wird auch dem Bedürfnisse derjenigen Leser Rechnung getragen werden, welche aus besonderem Interesse sich gründlicher über diesen Gegenstand zu unterrichten wünschen *).

Vergleicht man die Einfuhr der Handelsartikel mit Rücksicht auf die verschiedenen Häfen, in welchen sie angekommen sind, so findet sich da eine auffallende Verschiedenheit. In Amsterdam und Rotterdam erscheinen als vorherrschend eingeführt: Arac, Baumwolle, Blei, Cochenille, Getreide, Gewürze, Hanf, Harz, Häute, Indigo, Kaffee, Kohl-

*) *Statistiek van den handel en de scheepvaart van het Koningrijk der Nederlanden. Uitgegeven door het Departement van Finantiën* — ein seit 1846 jährlich erscheinender Bericht.

Statistisch Jaarboek voor het Koningrijk der Nederlanden.

Staatskundig en Staatshuishoudkundig Jaarboekje, die darin enthaltenen Artikel von: *Vissering, Ameshoff, Gevers Deynoot, Elink Sterk, Rahusen, Müller etc.*

De Bruijn Kops, Handelcijfers etc. Amsterdam.

De Economist, Tijdschrift voor alle Standen und het Bijblad von de Bruyn Kops.

Tijdschrift voor Staathuishoudkunde en Statistiek von Sloet tot Oldhuis.

D. Buddingh, Allgemeene statistiek voor Handel en Nijverheid. Haarlem.

Stiltjes en Staring, De Rijnweservaart. Zwolle.

H. J. Koenen, Voorlezingen over de geschiedenis des Nederlandschen handels. Amsterdam.

Koenen, Voorlezingen over de geschiedenis van scheepsbouw en zeevaart. Amsterdam.

E. W. De Rooij, Geschiedenis van den Nederl. Handel. Amsterd.

De Jonge, Nederland en Venetië. Haag.

und Leinsamen, Oele, Pfeffer, Reis, Salpeter, Schwefel, Tabak, Thee, Theer, Wolle, Zimmt, Zinn.

In den friesischen Hafenplätzen: Bau- und Brennholz, Bretter, Schmied- und Guss-Eisen, Steinkohlen, Pottasche, Walfisch- und Robbenspeck, Robbenhäute, Talg, Reis, Syrup.

In Dordrecht: Porzellan und Porzellan-Erde (aus England), Eisen, Holz (aus Norwegen und Russland), Stockfisch, Leberthran, Schwefel, Bimstein etc.

In Schiedam: Ausser Colonialwaaren hauptsächlich Getreide.

In Zaandam: Getreide, namentlich Roggen, Leinsamen, Reis, Holz, Steinkohlen, Kartoffeln.

Am Helder: Steinkohlen, Holz, Salz, Weizen, Cement.

Zu Purmerend: Holz aus Norwegen, Preussen und Russland.

In der Provinz Overijssel: Tabak und Cigarren, Garn, Holz, Brod, Zwieback und Mehl, Backsteine, Cement, Eier (im Jahre 1858 nahe an 11 Millionen Stück), Manufacturen, geräuchertes und gesalzenes Fleisch, Vieh.

Zu Roermond: Kartoffeln und Kartoffelmehl, Asche, Glas, Getreide, Holz, Kalk, Steine, Kohlen, Mehl und Brod, Rappskuchen, Schlachtvieh, Zink, Tabak, Wein.

Auf noch grössere Unterschiede stossen wir, wenn wir Einfuhr mit Ausfuhr vergleichen.

In Rotterdam und Amsterdam bleibt die Ausfuhr bezüglich der Handelsartikel fast dieselbe wie die Einfuhr.

Ganz anders gestaltet sich aber dieser Vergleich bei Friesland; von den eingeführten Artikeln wird in der Regel nur Getreide wieder ausgeführt. Die vorzüglichsten Artikel der Ausfuhr sind: Butter, Käse, Fleisch, Speck, Schinken, Würste, Wild, Geflügel, Eier, Kartoffel, Flachs, Backsteine, Cichorien, Aale, Pferde, Schlachtvieh.

In Schiedam und Delfshaven: Branntwein; in Brielle: Baumwollleinwand. Aus Nordbrabant geht viel Mastvieh nach Belgien; aus Nordholland viel Vieh jeder Gattung nach England.

Nach dem Werthe ausgedrückt betrug der Handel im Jahre 1858 für die:

Allgemeine Einfuhr	Fl.	416,736,669
„ Ausfuhr	„	330,740,977
Einfuhr zum Verbrauch . . .	„	313,229,144
Ausfuhr aus dem freien Verkehr	„	231,183,488
Durchfuhr	„	99,557,489

Will man jedoch eine genauere Vergleichung der Handelsbewegung in verschiedenen Jahren erhalten, so muss man von der Ein- und Ausfuhr der Producte Ein- und Ausfuhr von Gold und Silber abziehen, da diese hauptsächlich besondern Operationen der Banquiers zuzuschreiben ist. Im Jahre 1858 wurden an Gold und Silber

eingeführt für Fl. 33,538,658
ausgeführt „ „ 7,269,701.

Folgendes ist die allgemeine Uebersicht der Handelsbewegung vom Jahre 1846—1858 nach Abzug des Werthes der Ein- und Ausfuhr von Gold und Silber.

Werth der Ein-, Aus- und Durchfuhr nach Abzug des Werthes von Gold und Silber, von 1846—1858, ausgedrückt in Millionen Gulden.

Jahre.	Allgemeine Einfuhr.	Einfuhr zum Verbrauch.	Allgemeine Ausfuhr.	Ausfuhr aus dem freien Verkehr.	Durchfuhr.
1846	251,3	157,9	205,6	113,5	92,0
1847	260,1	168,8	206,1	123,3	82,7
1848	230,2	157,7	184,4	116,5	67,9
1849	270,5	175,8	216,7	127,1	89,6

Jahre.	Allgemeine Einfuhr.	Einfuhr zum Verbrauch.	Allgemeine Ausfuhr.	Ausfuhr aus dem freien Verkehr.	Durchfuhr.
1850	274,7	178,7	226,4	134,2	92,2
1851	282,4	178,8	237,5	139,2	98,3
1852	314,4	197,3	269,5	154,1	115,4
1853	318,9	202,8	265,8	147,7	118,1
1854	338,5	227,7	290,4	177,5	112,8
1855	339,2	246,5	294,4	197,7	96,7
1856	402,4	284,8	324,7	212,2	112,4
1857	397,7	284,5	322,2	210,1	112,0
1858	383,1	279,6	323,4	223,9	99,5

Vergleicht man den Handel, der im Jahre 1858 an der Seeseite betrieben wurde, mit dem an der Landseite, so ergeben sich, mit Einschluss der Werthe von Gold und Silber, folgende Verhältnisse:

1) Allgemeine Einfuhr:

An der Seeseite	Fl.	285,176,024	oder	68,4 %
Für die niederländische Flagge:	„	153,459,102	„	53,8 %
Für fremde Flaggen	„	131,716,922	„	46,2 %
An der Landseite	„	131,560,645	„	31,6 %

der ganzen Einfuhr.

2) Allgemeine Ausfuhr:

An der Seeseite	Fl.	167,139,535	oder	50,5 %
Für die niederländische Flagge	„	93,716,967	„	56,1 %
Für fremde Flaggen	„	73,422,568	„	43,9 %
An der Landseite	„	163,601,442	„	49,5 %

der ganzen Ausfuhr.

3) Durchfuhr:

Von der Seeseite:

Nach der Seeseite . . .	Fl.	9,499,486	oder	9,5 %
Nach der Landseite . . .	„	60,390,725	„	60,7 %

Von der Landseite:

Nach der Seeseite . . . Fl. 24,272,671 oder 24,$_4$ %

Nach der Landseite . . . „ 5,394,607 „ 5,$_4$ %

Ein- und Ausfuhr zusammen betrug im Jahre 1858 Fl. 747,747,646, um Fl. 135,924,030 mehr als der Durchschnitt der Jahre von 1851—1855 ausweist.

Der Stand des niederländischen Welthandels stellt sich im Jahre 1858 in folgender Uebersicht dar:

Länder.	Allgemeine Einfuhr.	Allgemeine Ausfuhr.
Australien	Fl. 365,287	Fl. 257,139
Belgien	„ 56,971,445	„ 35,248,793
Brasilien	„ 1,659,683	„ 359,738
Bremen	„ 2,638,061	„ 642,515
China	„ 2,711,106	„ 277,117
Cuba	„ 1,371,036	„ 449,033
Curaçao	„ 305,788	„ 222,262
Dänemark	„ 2,729,440	„ 1,405,524
Engl.-ostind. Besitzungen	„ 8,221,853	„ 1,026,329
Frankreich	„ 18,275,392	„ 13,341,646
Grossbritannien	„ 100,980,897	„ 66,575,818
Grönland	„ 19,042	
Hamburg	„ 8,959,736	„ 6,591,173
Hannover und Oldenburg	„ 366,023	„ 4,834,174
Japan		„ 52,147
Java u. die übrigen niederl. ostind. Besitzungen .	„ 82,771,477	„ 28,950,178
Kirchenstaat		„ 177,832
Küste von Guinea . .	„ 602,753	„ 593,297
Lübeck	„ 54,455	„ 16,245
Meklenburg	„ 95,525	„ 69,405

Länder.		Allgemeine Einfuhr.		Allgemeine Ausfuhr.
Neapel und Sicilien . .	Fl.	4,466,233	Fl.	3,329,833
Vereinigte Staaten von Nordamerika . . .	„	10,327,100	„	9,815,991
Norwegen	„	5,912,491	„	773,063
Oesterreich	„	1,128,416	„	4,353,579
Philippinen	„	22,436		
Portugal	„	588,031	„	136,750
Russland { Ostsee u. Weisses Meer	„	12,934,340	„	5,924,663
Russland { Schwarzes Meer .	„	1,506,368	„	52,292
Sardinien	„	382,996	„	3,270,359
Spanien	„	1,215,819	„	910,815
Staaten von Amerika .	„	1,739,567	„	780,975
Schweden	„	990,121	„	780,023
Surinam	„	3,078,383	„	1,553,757
Toscana	„	601,258	„	1,895,502
Türkei, Griechenland, Algier, Aegypten . .	„	1,243,002	„	3,962,090
Zollverein*)	„	77,697,010	„	131,910,925

*) Der Verkehr mit den Zollvereinsstaaten nimmt im Handel der Niederlande eine hervorragende Stelle ein, namentlich was die Ausfuhr dahin betrifft. Der Werthbetrag dieses Verkehrs war:

		Einfuhr aus dem Zollverein.		Ausfuhr nach dem Zollverein.	
		Preussen.	Hannover und Oldenburg.	Preussen.	Hannover und Oldenburg.
1846	Fl.	44,393,000	4,276,000	94,119,000	1,996,000
1850	„	58,658,000	5,147,000	81,465,000	1,952,000
1859	„	85,805,000	4,969,000	124,361,000	3,565,000

Die in der niederländischen Handelsstatistik unter den Rubriken Zollverein, Hannover und Oldenburg gemachten Angaben umfassen jedoch nicht den gesammten Handelsverkehr der Niederlande mit diesen Ländern, sondern ein beträchtlicher Theil desselben ist in der Einfuhr und Ausfuhr von und nach den Hansestädten mit begriffen.

Demnach betrug in runder Summe für:

	Allgemeine Einfuhr.	Allgemeine Ausfuhr.
1. Grossbritannien . .	Fl. 100,981,000	Fl. 66,576,000
2. Nord-, Ost- und Mittel-Europa	„ 115,676,000	„ 152,948,000
3. West-Europa . . .	„ 77,050,000	„ 49,839,000
4. Mittelländische und Schwarze Meer . .	„ 9,327,000	„ 17,042,000
5. Amerika	„ 18,500,000	„ 13,182,000
6. Asien, Afrika und Australien	„ 94,694,000	„ 31,155,000

Betrachten wir die Länder nach der Grösse des Werthes der Güter, die sie mit den Niederlanden umtauschten, so stehen obenan: Grossbritannien, der Zollverein, Java und Belgien.

Der Tauschhandel (Ein- und Ausfuhr vereinigt) mit den zehn bedeutendsten Ländern betrug: $91,_{64}$ Procent des ganzen Tauschhandels. Davon treffen auf:

den Zollverein	$28,_{04}$	%
Grossbritannien	$22,_{41}$	„
Java etc.	$14,_{95}$	„
Belgien	$12,_{34}$	„
Frankreich	$4,_{23}$	„
Vereinigte St. von Nordamerika	$2,_{69}$	„
Russland	$2,_{52}$	„
Hamburg	$2,_{08}$	„
Engl.-ostindische Besitzungen etc.	$1,_{24}$	„
Hannover und Oldenburg . .	$1,_{14}$	„

Nehmen wir von den Handelsartikeln die nach der Grösse ihres Werthes hervorragendsten heraus und ordnen sie nach der Werthsumme, so ergibt sich folgende Abstufung:

Bei der allgemeinen Einfuhr: Zucker, Gold und Silber, Getreide, Garn, Kaffee, Eisen.

Bei der allgemeinen Ausfuhr: Kaffee, Zucker, Garn, Getreide, Eisen, Kattun, Manufacturen.

Bei der Durchfuhr: Garn, Zucker, Oel, Tabak und Cigarren, Kattun, Manufacturen, Droguerien.

Bei d. Einfuhr z. Verbrauch: Gold und Silber, Getreide, Kaffee, Zucker, Reis, Eisen.

Bei d. Ausf. aus d. freien Verkehr: Kaffee, Zucker, Baumwolle, Getreide, Schlachtvieh, Eisen.

Von Zucker stellt sich die Ausfuhr geringer als die Einfuhr. Am auffallendsten ist der Unterschied bei Gold und Silber.

Bei der allgemeinen Güter-Einfuhr nimmt nämlich Gold und Silber die zweite, bei der allgemeinen Ausfuhr dagegen die dreizehnte Stelle ein. Unter den zum inländischen Verbrauch eingeführten Artikeln aber nimmt Gold und Silber sogar die erste und Getreide die zweite Stelle ein, doch erscheint die allgemeine Ausfuhr an Getreide schon wieder an dritter Stelle.

Zweites Capitel.

Schifffahrt.

Die Seeschifffahrt. — Ein- und ausgelaufene Schiffe. — Verhältniss der niederländischen und fremden Flagge von 1831 bis 1859. — Die fremden Schiffe gegenseitig verglichen. — Woher die Schiffe kamen und wohin sie gingen. — Die Häfen der Niederlande. — Die wichtigsten Häfen mit Angabe des Ein- und Auslaufs der Schiffe. — Die Frachtfahrt. — Die Schifffahrt auf den Flüssen und Canälen. — Die niederländische Handelsmarine.

In den Jahren 1857 und 1858 betrug der

Einlauf der Schiffe:

	Beladen.		In Ballast.		Total.	
	Schiffe	von Tonnen.	Schiffe	von Tonnen.	Schiffe	von Tonnen.
1857:	8292	1,545,933	491	67,386	8783	1,613,319
1858:	8373	1,601,699	432	62,501	8805	1,664,200

Auslauf der Schiffe:

1857:	4651	1,015,957	4182	669,323	8833	1,685,280
1858:	4324	997,811	4572	722,438	8896	1,720,249

Unter den 8805 eingelaufenen Schiffen befanden sich 1600 Dampfschiffe, wovon wiederum auf England 883 und auf die Niederlande 681 kommen.

Unter den 8896 ausgelaufenen Schiffen befinden sich 1635 Dampfschiffe, wovon England 904 und den Niederlanden 683 zugehörten.

Das Verhältniss der niederländischen Schifffahrt zur auswärtigen war im Jahre 1858:

	Einlauf.		Auslauf.	
	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
Unter niederländischer Flagge	40,8 %	38,3 %	41,5 %	39 %
Unter fremder Flagge . .	59,2 „	61,7 „	58,5 „	61 „

Folgendes ist das Verhältniss der beladenen Schiffe unter niederländischer und fremder Flagge nach ihrem in Procenten ausgedrückten Tonnengehalte seit 1831:

Jahre.	Einlauf.				Auslauf.			
	Niederländische Flagge.		Fremde Flaggen.		Niederl. Flagge.		Fremde Flaggen.	
	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
1831—40.	43,1	39,1	56,9	60,9	43,4	45	56,6	55
1841—50.	46,1	41,8	53,9	58,2	51,6	48,5	48,4	51,5
1851—55.	47,8	44	52,2	56	50,5	45,2	49,5	54,8
1856.	45,3	43,4	54,7	56,6	52,5	49,7	47,5	50,3
1857.	44,7	41,8	55,3	58,2	54,6	49,9	45,4	50,1
1858.	40,7	38,8	59,3	61,2	51,4	47,9	48,6	52,1
1859.	42,6	39,8	57,4	60,2	50,9	46,7	49,1	53,3

Aus dieser Vergleichung geht hervor, dass beim Einlauf die Anzahl der niederländischen Schiffe und deren Tonnengehalt durch die der fremden Schiffe weit übertroffen wird. Das Verhältniss war für die Niederlande am günstigsten in dem Zeitabschnitte 1851—55, wo aus dem Durchschnitt dieser 5 Jahre eine Differenz von nur 4,4 % zu Gunsten der fremden Flaggen eintrat, während dieselbe in früheren und späteren Jahren bedeutender war. Am ungünstigsten für die niederländische Flagge war das Jahr 1858, wo die Differenz zu Gunsten der fremden Flagge 18,6 Procent betrug.

Mit Ausnahme des ersten zehnjährigen Zeitabschnittes übertraf beim Auslaufe die niederländische Flagge die fremde

an der Anzahl der beladenen Schiffe, an Tonneninhalt dagegen steht sie durchgehends der fremden Flagge nach.

Unter den fremden Schiffen, welche beladen im Jahre 1858 in niederländischen Häfen ein- und ausliefen, ragen vor allen hervor:

Flaggen.	Einlauf.		Auslauf.	
	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
Englische . .	51,9 %	60 %	64,6 %	76,8 %
Norwegische .	15,8 „	18,9 „	7,7 „	5,6 „
Hannoversche .	10,2 „	3 „	12,4 „	2,6 „
Dänische . .	9,3 „	4,4 „	4,2 „	1,6 „
Französische .	3,5 „	1,5 „	1 „	0,3 „
Preussische .	1,9 „	2,3 „	1 „	1,6 „

Die beladenen Schiffe nach den verschiedenen Richtungen betrachtet, woher sie kamen und wohin sie gingen, geben folgende Verhältnisse.

Von und nach:	Eingelaufen.		Ausgelaufen.	
	Schiffe von	Tonnengehalt.	Schiffe von	Tonnengehalt.
1. Grossbritannien . .	3190	681,879	2041	530,782
2. Nord-, Ostsee, Weisses Meer	3876	501,091	1334	157,441
3. Westliches Europa .	517	82,609	339	70,333
4. Mittelländisches und Schwarzes Meer . .	199	41,187	191	34,369
5. Amerika	223	80,966	163	56,428
6. Asien, Afrika, Australien	366	213,368	253	147,895

Die Niederlande besitzen folgende Häfen:

Alkmaar, Amsterdam, Edam, Egmond, Enkhuizen, Helder, Hoorn, Medemblik, Monnickendam, Muiden, Purmerend, Terschelling, Texel, Zaandam, Brielle, Delfshaven, Dordrecht, Hellevoetsluis, Katwijk, Maassluis, Noordwijk, Rotterdam,

Schiedam, Vlaardingen, Delfzijl, Groningen, Langakkerschans, Oude Pekela, Termunterzijl, Zoltkamp, Dokkum, Harlingen, Lemmer, Makkum, Stavoren, Workum, Kampen, Zwolle, Brouwerhaven, Middelburg, Neuzen, Verre, Vlissingen, Zierikzee.

Unter diesen Häfen sind die frequentesten:

Rotterdam, Amsterdam, Schiedam, Harlingen, Groningen und Dordrecht und zwar in folgendem Verhältniss:

	Schiffe.			
	Eingelaufen.		Ausgelaufen.	
	Beladen.	In Ballast.	Beladen.	In Ballast.
Rotterdam . .	2675	55	1822	1005
Amsterdam . .	1964	30	1299	768
Schiedam . .	636	2	45	412
Harlingen . .	515	71	363	341
Groningen . .	365	9	151	299
Dordrecht . . .	365	3	91	281

Aus dem Stande der Frachtfahrt durch niederländische Schiffe von und nach fremden Häfen ergibt sich, dass im Jahre 1858 gegen 2904 Fahrten mit beladenen Schiffen von einem Inhalte von 498,375 Tonnen und 1033 Fahrten mit Schiffen in Ballast von einem Inhalt von 169,090 Tonnen stattgefunden haben. Die grösste Bewegung fand zwischen den Häfen von Grossbritannien, dem Zollverein, Russland, Belgien, Bremen und Hamburg statt.

Nach dem Stande der Schifffahrt auf den Flüssen und Canälen sind im Jahre 1858

eingelaufen	16,603	beladene Schiffe	von	1,270,566	Tonnen
„	3286	leere	„ „	216,242	„
„	92	Holzflösse	„	12,531	„
ausgelaufen	10,779	beladene Schiffe	von	950,135	„
„	3380	leere	„ „	519,984	„

Von den beladenen Schiffen sind

eingelaufen aus:

Belgien . .	11,820	von 611,931	Tonnen.
Zollverein .	4681	„ 656,936	„
Hannover .	105	„ 1699	„

ausgelaufen nach:

Belgien . .	7350	von 390,315	Tonnen.
Zollverein .	3312	„ 557,948	„
Hannover .	117	„ 1872	„

Folgende Länder nahmen in dem angeführten Verhältnisse an der Flussschifffahrt Theil:

Einlauf:

	1858.				1851—55. (Durchschnittlich.)		
	Schiffe.		Procent.		Schiffe.		Procent.
Die Niederlande . .	mit 9769	oder	$58_{,8}$		5256	oder	$56_{,4}$
Belgien	„ 5238	„	$31_{,5}$		4992	„	$30_{,5}$
Preussen	„ 1175	„	$7_{,1}$		1661	„	$10_{,1}$
Das übrige Deutschland	„ 419	„	$2_{,5}$		492	„	3

Auslauf:

	1858.				1851—55. (Durchschnittlich.)		
	Schiffe.		Procent.		Schiffe.		Procent.
Die Niederlande . .	mit 5510	oder	$51_{,1}$		5260	oder	$51_{,1}$
Belgien	„ 3753	„	$34_{,8}$		3264	„	$31_{,7}$
Preussen	„ 1083	„	$10_{,1}$		1301	„	$12_{,6}$
Das übrige Deutschland	„ 433	„	4		476	„	$4_{,6}$

Die Schifffahrt auf den Flüssen wird also zum grössten Theil mit niederländischen Schiffen betrieben.

Unter den Flüssen und Canälen sind am frequentesten die Maas, die Zuid-Willemsvaart, der Canal von Termeuzen und die Schelde.

Der Stand der niederländischen Handelsmarine war

zu Ende des Jahres	1851:	1860	Schiffe	von	210,753 Last.
zu Anfang „ „	1859:	2438	„	„	310,653 „
zu „ „ „	1861:	2361	„	„	294,386 „

Gegen das vorhergehende Jahr 1860 hatte die Rhederei um 45 Schiffe von 11,289 Last abgenommen, wie man auch in andern Handelsstaaten in Folge der schlechten Frachten der Jahre 1858 und 1859 eine ähnliche Verminderung im Jahre 1861 im Vergleich mit den nächst vorhergegangenen Jahren findet. Es waren nämlich 150 Schiffe von 19,309 Last verloren gegangen und 105 Schiffe von 7900 Last wieder hinzugekommen, davon 16 Schiffe von 1644 Last auswärts gekauft.

Es befrachtete die Handels-Maatschappij im Jahre

1850	160	niederländische Schiffe	von	51,011 Last.
1860	196	„ „	„	70,662 „

Drittes Capitel.

Handel und Schifffahrt auf dem Rhein.

Die über Lobith gegangenen Güter von 1832—60. — Die Schiffe, welche Lobith passirten. — Die Schiffe nach ihrer Nationalität. — Die wichtigsten Rheinhäfen. — Waarenversendung per Eisenbahn.

Der Rheinverkehr zeigt, ungeachtet der Concurrenz der Eisenbahnen, namentlich von Belgien her eine sehr bedeutende Zunahme.

Es passirten nämlich Lobith

		aufwärts	niederwärts.
1832—34	durchschnittlich Ctr.	1,662,304	5,435,455
1835—39	„ „	2,048,608	6,965,469
1845—49	„ „	4,174,355	6,661,730
1855—59	„ „	6,074,513	10,958,169
1860	„	6,006,293	15,083,273

Im Jahre 1859 passirten Lobith aufwärts 5613 Schiffe, und niederwärts 5962 Schiffe.

Nach den Nationalitäten vertheilen sich diese Schiffe in folgender Weise:

Baden	Lobith aufwärts	88	abwärts	94
Bayern	„ „	69	„	70
Frankfurt . .	„ „	122	„	130
Hessen-Darmstadt	„ „	156	„	180
Nassau	„ „	12	„	25
Preussen	„ „	1788	„	1859
Niederlande . .	„ „	3369	„	3590
Württemberg . .	„ „	9	„	13

Es ist leider nicht bekannt, nach welchen Rheinhäfen alle die Güter, welche Lobith passirten, bestimmt waren. Nur von den Gütern, die von Amsterdam kamen, ist dies bekannt.

Im Jahre 1859 wurden von Amsterdam versendet nach

Cöln . . .	225,577 Ctr.	Mainz . .	53,464 Ctr.
Mannheim .	116,621 „	Nuis . . .	52,152 „
Düsseldorf .	58,030 „	Ludwigshafen	41,124 „
Duisburg .	57,430 „	Frankfurt . .	38,677 „

Die Waarenversendung auf der Eisenbahn war:

Von den Niederlanden nach Deutschland im Jahre

1859 Ctr. 500,304
1860 „ 508,118

Von Deutschland nach den Niederlanden im Jahre

1859 Ctr. 598,683
1860 „ 1,009,828

Viertes Capitel.

Die niederländische Bank.

Die niederländische Bank wurde im Jahre 1814 gegründet mit einem Capital von Fl. 5,000,000 in 5000 Actien. Im Jahre 1820 verdoppelte sie das Capital, indem sie mit Fl. 10,000,000 in 10,000 Actien und einem Reservefond von Fl. 300,000 operirte. Im Jahre 1841 vergrösserte sie nochmals das Capital um $^1/_2$ Million Gulden, und seit dieser Zeit hat sie ein Capital von 15 Millionen Gulden in 15,000 Actien, während der Reservefond circa $2^1/_4$ Millionen Gulden beträgt.

Wir geben hier die jährliche Dividende von der Gründung der Bank bis zur Gegenwart.

Jahre.	Dividende.	Jahre.	Dividende.	Jahre.	Dividende.
1815	Fl. $58,_4$	1831	Fl. 60	1847	Fl. 90
1816	„ 60	1832	„ 68	1848	„ 65
1817	„ 60	1833	„ 55	1849	„ 54
1818	„ 70	1834	„ 42	1850	„ 35
1819	„ $103,_9$	1835	„ 47	1851	„ 30
1820	„ 40	1836	„ 54	1852	„ 30
1821	„ 35	1837	„ 80	1853	„ 30
1822	„ 40	1838	„ 80	1854	„ 56
1823	„ 50	1839	„ 73	1855	„ 56
1824	„ 65	1840	„ 88	1856	„ 98
1825	„ 65	1841	„ 74	1857	„ 152
1826	„ 70	1842	„ 65	1858	„ 135
1827	„ 66	1843	„ 54	1859	„ 88
1828	„ 50	1844	„ 54	1860	„ 85
1829	„ 35	1845	„ 60	1861	„ 88
1830	„ 43	1846	„ 73		

Im Jahre 1861 betrug die Dividende Fl. 88 pr. Actie zu Fl. 1000, der Notenumlauf 104,647,000, der Baarvorrath Fl. 107,798,000.

Der Bankdiscont hat betragen für die am 31. März abschliessenden Rechnungsjahre:

1857—58: 4, $4^1/_2$, 5, $5^1/_2$, 6, 7, 6, 5, $4^1/_2$, 4 Procent.
1858—59: $3^1/_2$ und 3 Procent.
1859—61: 3 Procent.

Die Bank wurde vom 1. April 1814 an auf 25 Jahre privilegirt. Das Privilegium wurde am 1. April 1839 erneuert und geht somit am 31. März 1864 zu Ende.

Bis zum Jahre 1852 wurde bei der Bank das System der Geheimhaltung beobachtet, und in Folge dessen ist ausser der Dividende früher nie der wahre Stand der Bank bekannt geworden. Nach einem königlichen Beschlusse vom 9. Juni 1852 aber wurden bedeutende Veränderungen in der Verwaltung gemacht, unter anderm auch bestimmt, dass der Stand der Bank monatlich im *Staatscourant* veröffentlicht werden soll.

Vierter Abschnitt.

Niederländische Industrie.

Erstes Capitel.

Historischer Ueberblick.

Zur Zeit der Glanzperiode Niederlands blühte neben dem Welthandel auch seine Industrie, ja diese letztere unterstützte und ergänzte den ersteren nothwendiger Weise. Die Ausdehnung der Schifffahrt und die Entstehung ganz neuer Handelszweige schufen neue Industriezweige und erweiterten die schon vorhandenen.

Amsterdam besass eine Menge Manufacturen zur Verarbeitung von Rohstoffen, die nur eine Seestadt aus erster Hand haben kann: wie Zuckerraffinerien, Fabriken für Zubereitung des Kampfer, Borax, Zinnober etc. Die Diamantschleifereien Amsterdams sind heute noch grossartig. Die holländische Leinwand war wegen der Gleichheit und Feinheit des Gewebes weltberühmt; die Linnenbleichen von Haarlem, die Tücher von Leiden, der Wollsammt von Utrecht, Porzellan- und Steingutfabriken von Gouda und Delft, die Branntweinbrennereien von Schiedam besassen europäischen Ruf. Das holländische Papier war in ganz Europa das beste. Und da in den übrigen Ländern des europäischen Continents der freie Gedanke sich weder in Wort noch Schrift äussern konnte, so flüchtete sich derselbe nach den Niederlanden, wo ihm die freie Presse Ausdruck lieh. So wurde Holland der Druckort einer Menge Bücher in fremden Sprachen; so wurde der Absatz seines Papieres vermehrt; so gelangte die Buchdruckerei daselbst zu einer hohen technischen Vervollkommnung, und so beherrschten die Holländer den europäischen Büchermarkt.

Der blühendste Industriezweig war der Schiffbau, der wieder eine Menge von Nebenzweigen trieb, wie z. B. Verfertigung der Taue, Segel etc. Die Kriegs- und Handelsflotten von halb Europa wurden auf den Werften von Zaandam gebaut, wo sich die Baumeister verbindlich gemacht haben sollen, wöchentlich ein Kriegsschiff gegen dreimonatliche Bezahlung zu liefern!

Noch früher als der Handel ging die holländische Industrie abwärts, sobald die andern europäischen Staaten ihre einheimische Industrie pflegten und durch hohe Eingangszölle die holländischen Fabrikserzeugnisse vom innern Markt ausschlossen. Die englischen Manufacturen gewannen immer mehr Boden auf den freien Märkten Europas, und was diese gewannen, verloren

die holländischen Fabriken. Die Navigationsacte endlich entzog den Werften von Zaandam den ganzen englischen Schiffbau. Solange Holland für den Weltmarkt arbeitete und mit Leichtigkeit die Rohstoffe von auswärts beziehen konnte, so lange blühte seine Industrie. Diese musste zu Grunde gehen, sobald die übrigen Völker ihre einheimische Industrie entwickelten, die Ausfuhr ihrer Rohstoffe erschwerten oder ganz verboten. Hollands Bestimmung ist von Natur aus der Handel; zu einer bedeutenderen Industrie fehlen ihm die ersten Bedingungen: Brennmaterial, Wasserkraft, Bergwerke, abgesehen von der enormen Steuerlast, dem System der indirecten Abgaben und den ausserordentlich hohen Verzehrungssteuern, welche am härtesten die Fabrikbevölkerung treffen.

Das niederländische Steuersystem ist nach unsern Begriffen ein ungeheures und wäre für die geringen Hülfsquellen, den mittelmässigen Verkehr unserer kleineren deutschen Staaten ein unerschwingliches. Alles besteuert, Alles! durch alle Classen und Gewerbe. Nur so ist es möglich, die erschreckliche Zinsenlast der Staatsschulden zu tragen und den Credit aufrecht zu halten, welcher die letzte Bedingung der staatlichen Existenz der Niederlande ist. Die Colonien und der Handel ermöglichen Riesen-Privat-Vermögen. Wir haben von dem Reichthum einzelner Häuser in Amsterdam und Rotterdam gar keinen Begriff. Aber sind diese Geldanhäufungen an einzelnen Punkten, sind diese Anschoppungen des Reichthums Symptome eines normal fungirenden Gesellschaftskörpers?

Zweites Capitel.

Gegenwärtiger Stand der Gewerbs- und Fabriksindustrie.

Die Statistik fast aller Länder, Belgien und Frankreich ausgenommen, ist in keiner Beziehung so mangelhaft und unvollständig, als in Bezug auf das Gewerbewesen und die Landwirthschaft. Die Ursache hiervon liegt nicht ferne.

Die Erhebung statistischer Daten über das Gewerbs- und Fabrikswesen ist mit grossen Mühseligkeiten verbunden, wenn man anders diese Verhältnisse nach ihrem wahren und richtigen Standpunkte darstellen will. Der Gewerbsmann ist misstrauisch und befürchtet eine Erhöhung seiner Abgaben, wenn er die Zahlenverhältnisse nach ihrem richtigen Bestande angibt, andererseits fürchtet er wieder die Concurrenz und will eben deswegen den Zustand und den Ertrag seines Gewerbes oder seiner Fabrik geheim halten.

Eine vollständige Statistik über „Gewerbs- und Fabriksindustrie" besteht auch in den Niederlanden noch nicht, obwohl das *Statistisch Jaarboek* die jährlichen Mittheilungen in den Provinzialberichten mit Sorgfalt sammelt. Wir entlehnen daher unsere Angaben einer Darstellung der einheimischen Gewerbs- und Fabriksverhältnisse von Hr. von Baumhauer, der sich als Vorstand des statistischen Bureau's in Haag ein besonderes Verdienst erworben hat, im siebenten Jahrgange des *„Staatkundig en Staathuishoudkundig Jaarboekje"*.

Am lebhaftesten ist die Industrie in den Provinzen: Nord-Holland, Nord-Brabant, Overijssel und Geldern; am wenigsten in Drenthe, Zeeland und Friesland; und dies hängt mit den geographischen Verhältnissen zusammen.

Unter allen Industriezweigen, welche die grösste Ausbreitung erlangt haben, verdienen besonders die Schiffsbauwerften erwähnt zu werden. Es bestehen deren 607, wovon 91 ausschliesslich zum Bauen von Seeschiffen, 55 für aus- und binnenländische Fahrt, 430 ausschliesslich aber für binnenländische Fahrt bestimmt sind. Die bedeutendsten Werften sind in Nord- und Südholland, Friesland und Groningen. Sie konnten zum grossen Theile den vielen Aufträgen nicht nachkommen.

Mit dem Gedeihen und Blühen der Schiffsbauwerften geht das der Sägemühlen Hand in Hand. Ihre Anzahl beträgt 397, wovon allein 202 auf Nordholland treffen. Die 81 Sägemühlen zu Zaandam *) verarbeiten jährlich 324,000 Baumstämme im Werthe von Fl. 1,620,000.

Mit dem Schiffbau stehen die Seilereien in nahem Verbande. Im Jahre 1853 gab es deren 197, wovon die grösste Anzahl auf Südholland trifft.

Erwägt man, dass durch die Ausbreitung der Dampfschiffe auch die Eisenindustrie, die Fabriken zur Anfertigung von Dampfmaschinen**) und die Metallfabriken in einem günstigen Zustande sich befinden, dann wird es nicht auffallen, dass die Ausbreitung des Schiffbaues einen grossen Einfluss auf die niederländische Fabriksindustrie ausübte.

In zweiter Reihe der niederländischen Industrie stellt sich uns die Ziegelbrennerei dar, deren Blüthe von der Wohlfahrt der Nation, von der Vermehrung der Bevölkerung und von

*) Im Jahre 1858 waren daselbst 86.

**) Zu Amsterdam beschäftigt die Fabrik von *P. van Vlissingen & Dudok van Heel* gegen 1000 Arbeiter. Es bestehen in Amsterdam noch mehrere derartige Etablissements, z. B. das der Gebr. Schutte, ferner de Atlas. Die Fabrik der „niederländischen Dampfschiffgesellschaft" auf Fijenoord beschäftigt über 800 Arbeiter.

dem damit in Verbindung stehenden Häuserbau abhängt. Die Niederlande zählen nicht weniger als 332 Ziegeleien, wovon die grösste Anzahl auf die Provinz Geldern kommt. Dieser Industriezweig ist noch sehr im Zunehmen begriffen. Während im Jahre 1853 zu Gent 9 Mill. Steine producirt wurden, stieg die Anzahl im Jahre 1858 auf 13½ Mill. Zu Ubbergen wurden in demselben Jahre 26 Mill. verfertigt. Ausser den Ziegeleien bestehen noch 96 Pflastersteinfabriken und 80 Töpfereien; ferner 119 Pfeifen- und 11 Pfeifen- und Töpferfabriken zu Gouda, die zusammen 744 Personen beschäftigen. Mit den Ziegeleien stehen 49 Cementmühlen und 98 Kalkbrennereien in engem Zusammenhang.

Die vielen Oelmühlen erinnern, dass der Oelhandel eine bedeutende Rolle in den Niederlanden spielt. Es bestehen deren 312.

Unter die nationalen Zweige der niederländischen Industrie verdient ferner die Krappbereitung in Nord-Brabant, in Süd-Holland und besonders in Zeeland gezählt zu werden. Es bestehen 121 Fabriken zur Bereitung von Krapp.

Sehr bedeutend in der Fabriksindustrie sind die Tabaks- und Cigarrenfabriken, deren Anzahl 285 beträgt.

Eine grosse Ausdehnung gewinnen ferner die Kornbranntweinbrennereien, deren es gegen 400 gibt, während die Kartoffel- und Malzbranntweinbrennereien in Verfall kommen. In Schiedam ist der Hauptfabrikationsort dieses Branntweins *(Jenever)*, dessen Ausfuhr nach allen Welttheilen geschieht, während in den Niederlanden selbst eine nicht unbedeutende Menge davon consumirt wird*), obwohl andererseits

*) Im Jahre 1852 war der Verbrauch inländischer Spirituosen 226,779 Fässer oder Hectolitres. (Ein Hectolitre ist gleich 93,5 bayer. Maass oder 87,3 preuss. Quart.) Vgl. *Volksvriend, Maandblad van de Ned. vereeniging tot afschaffing van sterken drank.* 1854. Nr. 96.

der Verein zur Abschaffung geistiger Getränke jährlich an Mitgliederzahl gewinnt. Im Jahre 1853 bestanden in Schiedam 172 Kornbranntweinbrennereien, welche 615 männliche Arbeiter gegen einen Wochenlohn von 7 bis 12 Fl. beschäftigten. Im Jahre 1858 waren daselbst 200 in Thätigkeit, welche 700 Personen beschäftigten.

Die meisten Bierbrauereien können der fremden Concurrenz gegenüber nicht bestehen. Im Jahre 1853 gab es 367 Bierbrauereien, wovon bereits mehrere eingegangen sind. In Rotterdam wurde eine Brauerei zur Bereitung von bayerschem Biere errichtet.

Die Anzahl der Essigfabriken beläuft sich auf 87.

Unter den Fabriken, welche die Producte der Colonien verarbeiten, verdienen besonders die Zuckerraffinerien und Reismühlen erwähnt zu werden. Von ersteren bestehen 27; die grösste ist zu Amsterdam und beschäftigt 400—800 Arbeiter. Zu Zevenbergen wurde im Jahre 1858 übrigens auch eine Dampfrunkelrübenzuckerfabrik von 200 Pferdekräften errichtet.

In besonders blühendem Zustand befinden sich die Cichorienfabriken. Während im Jahre 1853 die Gesammtzahl 85 betrug, wovon allein 36 auf Friesland kamen, war dieselbe bis 1858 auf 134 gestiegen, wovon 85 auf Friesland treffen. Es ist daher erklärlich, woher der schlechte Kaffee kommt, den man fast ohne Ausnahme in Gast- und Kaffeehäusern in Holland bekommt, wo doch der wirklich gute Kaffee aus den Colonien nicht theuer ist im Verhältniss zu andern Ländern.

Von den 144 Papierfabriken kommen 101 auf Geldern. Der Betrieb mittelst Dampfmaschinen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Eine Papierfabrik zu Tubbergen besitzt 9 Dampfmaschinen mit 208 Pferdekräften und 7 Kesseln.

Unter die weiteren hervorragenden Zweige der Industrie

verdienen die Ledergerbereien gezählt zu werden, deren nicht weniger als 562 bestehen.

Nicht unbedeutend ist auch in Geldern, Nord-Brabant und Utrecht das Verfertigen von Holzschuhen, sowie namentlich in Geldern die Erzeugnisse aus Binsen, Schilf und Riet vielen Familien (zu Groesbeek allein gegen 1000 Personen durch Besenbinden) Nahrung verschaffen.

Das Diamantschleifen bleibt stets das Monopol der Niederlande. Zu Amsterdam bestehen 287 Diamantschleifereien mit je 3 Dampfmaschinen von 40, 36 und 10 Pferdekräften, die zusammen 409 Personen beschäftigen*). Gegen 1000 Familien sollen durch diesen Industriezweig und die hier einschlägigen Gewerbe ihren Unterhalt finden. Erst seit dem Jahre 1840 wird der Dampf angewendet. Die Diamantschleiferei-*Maatschappij* besitzt 3 Dampffabriken, welche für 520 Diamantschleifer eingerichtet sind. Die Fabrik von Coster arbeitet mit 72 Spindeln und beschäftigt 150 Arbeiter bei einem Wochenlohn von durchschnittlich 15 bis 20 Fl. per Mann. Besonders geschickte Arbeiter werden, wie schon an einer andern Stelle erwähnt wurde, ungleich besser bezahlt.

Die Buch- und Steindruckereien vermehren sich jährlich. Während 1853 zu Amsterdam allein 28 Buchdruckereien mit 372 Gehilfen bestanden, waren sie 1858 auf 37 mit 600 Gehilfen gestiegen. In s'Gravenhage wuchs seit 1830—1853 die Anzahl der Steindruckereien von 3 auf 15.

Einen ehrenvollen Platz in der Industrie nimmt ferner die Fabrik für Anfertigung feuerfester Schränke und Kunstschlösser ein. Mit dieser Fabrik ist zugleich eine Eisen- und Kupfergiesserei verbunden. Im Jahre 1852 gingen aus dieser

*) Nach dem „*Statistisch Jaarboek*" von 1860 pag. 314 hätten im Jahre 1858 145 Diamantschleifereien mit 620 Arbeitern bestanden.

Fabrik 750 feuerfeste Schränke im Preise von Fl. 85—500 hervor und 1000 Kunstschlösser im Preise von Fl. 4—20.

Auch die Anfertigung von Spielbällen zu Goirle in Nord-Brabant verdient Erwähnung, eine Industrie, die nicht weniger als 250 Arbeiter beschäftigt.

Der Hauptsitz der Wollenstoff-Fabriken ist zu Tilburg, wo 61 Fabriken 3300 Personen Arbeit verschaffen, ferner zu Leiden und Roermond.

In blühendem Stande befinden sich die Teppich- und Haartuch-Fabriken. Zu Laren leben allein 140 Weber und 960 Spinner. Die vorzüglichste Teppichfabrik ist zu Deventer.

Sehr ausgebreitet und über die meisten Provinzen verbreitet sind die Fabriken für Leinen und Kattun-Stoffe. In Overijssel allein beschäftigen sie gegen 9000 Personen.

Schliesslich führen wir die Dampfmaschinen und ihre Pferdekräfte von 1854—58 an, woraus man die Vermehrung derselben von Jahr zu Jahr wahrnimmt.

	Fabriken und Werkstätten.	Dampf-maschinen.	Kessel.	Pferdekräfte.
1854:	428	464	647	7900—8000
1855:	462	506	702	9300—9400
1856:	540	585	804	10,400—10,500
1857:	617	662	883	11,100—11,200
1858:	666	724	964	12,500—12,600

Fünfter Abschnitt.

Landwirthschaftliches.

Erstes Capitel.

Reichthum der Niederlande an Torflagern. Nieder-, Mittel- und Hochmoore. — Urbarmachung derselben. — Die eigenthümliche Bewirthschaftung des Urtorfbodens oder das Moorbrennen. — Nahrung des Moorcolonisten. — Geschichtliches über die Moorcultur. — Wirthschaftliche Bedeutung des Torfes. — Classische Citate.

In den Niederlanden, wo Alles eigenthümlich ist, darf auch die Agricultur nicht derjenigen der andern Länder gleichen. So oft sich die Gelegenheit dazu darbot, habe ich auf die Entwicklung und den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht hingewiesen, und ich darf hoffen, dass der aufmerksame Leser bereits eine günstige Vorstellung davon gewonnen hat. Besonders aber haben wir den Reichthum kennen gelernt, den die Niederlande in ihren Torflagern, vorzüglich in den nordöstlichen Provinzen, besitzen. Die sehr ausgedehnten Torfmoore daselbst sind alle entweder bis etwas unter dem Niveau, oder bis zum Niveau oder auch etwas über dem Niveau des daneben liegenden Sandbodens mit Torf angefüllt und werden deshalb die ersteren Nieder-, die zweiten Mittel- und die letzteren Hochmoore genannt. Es ist auch angeführt worden, dass die niederländischen Bauern die ausgebeuteten Torflager in Ackerland umwandeln und reiche Fluren geschaffen haben. Allein die Urbarmachung ist, namentlich bei den ausgebeuteten Niedermooren *(lage veenen)*, sehr mühevoll und kostspielig. Wenn nämlich aus diesen Niedermooren der Torf herausgestochen ist, so bleibt eine Wasserpfütze zurück, deren Tiefe zuweilen so beträchtlich ist, dass man durch Schöpfmühlen die Entwässerung bewerkstelligen muss. Wo dieses, wegen der Kosten, nicht

geschieht, wo also die Moorseen bleiben, da sucht der ökonomische Geist der Niederländer nach andern Mitteln, aus den nutzlosen Wasserflächen einigen Vortheil zu ziehen. Dieses Mittel gibt ihm die künstliche Fischzucht an die Hand. Er belebt die todten Seen mit lustigem Fischvolk und ärntet so auf eine andere Weise.

Die eigenthümliche Bewirthschaftung des Urtorfbodens (noch nicht ausgebeutete Torfmoore) zum Anbau von Buchwaizen bildet den Gegenstand unserer speciellen Betrachtung.

Wenn sich der Colonist von der Domainenverwaltungsbehörde oder von seiner Gemeinde einen noch nicht zum Torfstechen benutzten District hat anweisen lassen, so ist es seine erste Arbeit, dass er den feucht schwammigen Boden möglichst entwässert. Er zieht also auf ungefähr 12 Fuss Abstand 3 Fuss breite und 2 Fuss tiefe Abzugsgräben für das Bodenwasser. Wenn nun die Entwässerung einigermassen gelungen ist, wozu es oft mehrerer Jahre bedarf, so schält er gewöhnlich im Herbste den mit verschiedenen Moorpflanzen und Haidekraut bewachsenen Oberboden in grossen Lappen ab und legt diese umgewendet neben einander wieder auf den Moorboden hin, damit sie während des Winters durch Wind und Sonne etwas austrocknen. Im nächsten Frühjahre nun, sobald die Moore wieder zugänglich sind, was von einem trockeneren oder feuchteren Frühling abhängig ist, werden, am häufigsten Anfangs Mai, die noch nicht völlig, aber doch zum grössten Theile ausgetrockneten umgewendeten Haide- oder Moorrasen von unten (d. h. an der mit Haidekraut bewachsenen Seite) angezündet. Die umgewendeten Rasen verbrennen deshalb nicht mit sichtbarer Flamme zu Asche, sondern sie werden unter Bildung eines dichten Rauches zum grössten Theil blos zu einer unvollkommenen Kohle verbrannt. Zwischen 7 und 9 Uhr Morgens, je nachdem die Rasen früher oder später die während

der Nacht auf sie gefallene Thaufeuchtigkeit verloren haben, geschieht das Anzünden und zwar unter dem Winde, d. h. an der Seite des Ackers, welche dem am betreffenden Tage herrschenden Winde zugewendet liegt, damit dieser die regelmässige Verbreitung des Brandes von Scholle zu Scholle befördere. Zugleich begibt sich der Bauer mit grossen Holzschuhen an den Füssen und mit einer Mistgabel ausgerüstet auf das Feld, um hier den Brand zu erleichtern, dort, wo er etwa zur hellen Flamme ausbricht, zu unterdrücken, indem er die flammende Stelle mit noch unangezündeten und folglich noch mehr oder weniger feuchten Rasen bedeckt. Denn es ist bei dieser Culturart nicht die Absicht, den Rasen in Asche zu verbrennen, sondern denselben in eine unvollkommene Kohle zu verwandeln. Das Moorbrennen ist deshalb kein eigentlicher Verbrennungs-, sondern Verkohlungsprocess des mit holzigem Haidekraut dicht bewachsenen Torfrasens. Gegen Abend wird der Brand gedämpft (denn das Brennen während der Nacht ist verboten), und noch am nämlichen Abend wird der Buchwaizen in die noch warme Ackerasche gesäet, nachdem die verkohlten und rauchenden Schollen zerschlagen und möglichst gleichmässig über das Feld ausgebreitet worden waren. Die gesäeten Körner werden sofort, meistens durch Menschen, untergeeggt.

Sobald ein bedeutender Regen eintritt, hört das Brennen der Moorrasen auf längere oder kürzere Zeit auf, je nachdem dieselben stärker oder geringer durchnässt worden sind. Bei ungewöhnlich nassen Frühjahren wird die Moorcultur, welche mit Ende Juli beschliesst, entweder ganz vereitelt oder doch sehr abgekürzt. Denn wenn man auch im Juli noch brennen wollte, so würde der so spät gesäete Buchwaizen nicht mehr zur Reife kommen.

Im ersten Jahre der Bewirthschaftung der Torfmoore wird ausschliesslich in den durch das Brennen vorbereiteten Boden

Buchwaizen gesät: in den folgenden vier bis fünf Jahren wird wohl noch Sommerraps, selbst Roggen, am meisten aber Hafer darauf gewonnen. Gewöhnlich aber lässt man nach der ersten Buchwaizenernte den gebrannten Urtorfboden wieder brach liegen. Er fängt dann an, sich mit einer neuen Pflanzendecke zu überziehen, welche jedoch erst nach 30 bis 40 Jahren wieder stark genug ist, um mit Erfolg gebrannt und in Cultur genommen zu werden.

Auf die erwähnte Weise wird der Buchwaizen dem Moorboden ohne *Kosten* (ohne Pachtzins, Dung- oder Beackerungskosten) und *ohne viele, jedoch schwere Arbeit* dem bis dahin unbenutzt gebliebenen Urboden abgewonnen.

Das Mehl des Buchwaizens macht das Hauptnahrungsmittel des Moorcolonisten aus, dessen Küche ausserdem nur noch mit gesalzenem und geräuchertem Schweinefleisch (Speck), Kartoffeln und dem berüchtigten Pumpernickel assortirt ist. Aus Buchwaizenmehl, Milch und ausgebratenem Speck wird eine grässliche Art *Pfannenkuchen* bereitet, welcher neben einem Absude von wenigen Kaffeebohnen und viel Cichorie oder blauer Milchsuppe die Abendkost des Moorcolonisten ausmacht.

Die eigenthümliche Bodencultur der Torfmoore stammt erst aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo sie in Ostfriesland (Hannover) zwischen den Jahren 1707 und 1712 von dem lutherischen Pfarrer *Bolenius* zu Hilshausen im Amte Aurich eingeführt worden ist.

Aelter freilich ist der Gebrauch des Torfes als Feuerungsmittel*). Schon *Tacitus* beklagt die Bataver wegen der

*) Der Verbrauch des Torfes ist fortwährend im Steigen begriffen. Im Jahre 1834 wurden 22,275,623 und im Jahre 1852 schon 33,943,630 Tonnen Torf in den Niederlanden verbraucht. Diese Ziffern verkünden — bei dem gänzlichen Mangel an Waldungen — die hohe volkswirthschaftliche Bedeutung des Torfes für die Niederlande.

Nothwendigkeit, ihre eigene Erde verbrennen zu müssen, und Plinius bewundert den praktischen Sinn eines Volkes, welches mit einer mehr vom Winde als von der Sonne getrockneten Erde seine Nahrung bereite und seine Eingeweide erwärme, die der eisige Boreas erstarrte.

Zweites Capitel.

Allgemeine Bemerkungen über Landbaustatistik. — „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen". — Praktische Mittel zur Beförderung einer rationellen Landwirthschaft. — Günstiger Stand der Landwirthschaft in den Niederlanden. — Preise von Grund und Boden. — Ueber die Ursachen der Verschiedenheit der Preise. — Mittlerer Ertrag des Bodens. — Statistische Notizen über den Stand der Viehzucht. — Vieh-Ausfuhr. — Lungenseuche. — Marktpreise einiger Consumtions-Artikel zu Leiden.

Gleich wie wir im vorhergehenden Abschnitte eine Gewerbsstatistik in den Niederlanden vermissten, so vermissen wir hier eine zuverlässige Landbaustatistik. Es mangelt allerdings nicht an Ziffern, aber an Glauben und Vertrauen zu diesen Ziffern fehlt es. Gesetzt, es würden die Zahlen mit möglichster Sorgfalt gegeben sein, so würde man das doch noch keine Landbaustatistik nennen können. Hier kommen noch andere Fragen in Betracht. Ist das Grundeigenthum in den Niederlanden gross oder klein? Geschieht die Nutzung im grossen Maasstabe? Ueber welche Kräfte kann der Landbau verfügen, und in welchem Verhältnisse stehen diese zu den übrigen Zweigen der Industrie? Diese und ähnliche Fragen sollten darin zur Sprache kommen. Was wir im vorhergehenden Abschnitte über die Schwierigkeit der Anfertigung einer Industrie-Statistik anführten, gilt im Allgemeinen auch hier, nur dass man ausserdem noch mit dem

Starrsinn, der Bosheit und Dummheit des Landvolkes zu kämpfen hat.

Wie überall, so ist auch in den Niederlanden der Bauer kein Freund von Verbesserungen und sieht alle Neuerungen mit Misstrauen an. Mag man ihm deshalb auch nicht ganz Unrecht geben, so hängt er im Allgemeinen doch zu zäh an dem Alten; nur mit Mühe entäussert er sich der ihm von seinem Vater vererbten Ansichten und nimmt die zeitgemässeren an.

Man hat sich jedoch in den Niederlanden keine Mühe reuen lassen, dem Landmann die Resultate der Wissenschaft und der Erfahrung anderer ackerbautreibender Völker zuzuführen und seinem Boden anzupassen. Während der langen Winterabende werden die Landbewohner in den verschiedenen Gemeinden durch belehrende Vorträge unterrichtet, die ihrer Fassungsgabe angepasst sind, und die vielen Vereine und populären Schriften*) zur Beförderung des Landbaues wirken in That und Wort günstig auf das Landvolk ein.

Die Landwirthschaft in den Niederlanden befindet sich daher auf dem Standpunkte des Fortschritts. Wer den zähen holländischen Bauer kennt, wird wissen, was das bedeuten will.

Alle Provinzen bringen günstige Berichte über den Stand der Agricultur. Der Boden wird besser bebaut, sorgfältiger gedüngt, neue Systeme werden eingeführt, wodurch weniger Boden brach liegt u. dgl., mit einem Worte: die Landwirthschaft wird mehr wissenschaftlich betrieben.

Indem ich hier auf die Berichte des Herrn Mr. Buijs und auf den sehr interessanten Artikel des Herrn Dr. J. Wttewaall im 11. Jahrgange des *Staatkundig Jaarboekje*, pag. 241 u. f. „über die Entwicklung des Landbaues" verweise, wo zugleich die Persönlichkeiten, die sich in der Landwirthschaft

*) Wodurch sich namentlich Hr. Enklaar sehr verdient macht.

und den einschlägigen Zweigen Verdienste erworben, sowie eine reiche Literatur angeführt sind, gehen wir sogleich auf die Preise von Grund und Boden, auf dessen Ertrag und auf die Viehzucht über.

Grund und Boden steigen von Jahr zu Jahr im Preise. Während im Haarlemer-Meer-Polder der Bunder 250—800 Fl. galt, kostete er in Friesland 400—2200 Fl., in Zeeland (Tabaksgrund) 900—1600 Fl., Gemüseland bei Utrecht bis 1850 Fl. Ueber die Ursachen dieser hohen Preise sind die Meinungen sehr verschieden. Die Einen glauben, es liege in der Verbesserung der Gründe und der grössern Productivität, erzielt durch intensivere Cultur, sowie in den hohen Preisen aller Producte oder in dem guten Absatze besonders nach England; die Andern suchen die Ursachen der Preiserhöhung in dem hohen Curse der Staatspapiere und dem geringen Vertrauen, das man in diese setzt, ferner in der Menge von Capitalien, die in unbeweglichem Gut untergebracht werden wollen; endlich in örtlichen Verhältnissen, oder gar in der Speculation. Es sind aber nicht allein die Kaufpreise hoch, sondern auch die Pachtpreise.

Der mittlere Ertrag des Bodens ist nach Herrn W. C. H. Staring*) per Bunder (Hectare) bei

	Mud**)		Mud
Waizen	21	Bohnen	25
Roggen	23	Erbsen	22
Sommergerste .	30	Kartoffel	131
Wintergerste . .	38	Kohlsamen . .	21
Hafer	36	Flachs N. Pfd. .	485
Buchwaizen . .	21		

*) *De Volksvlijt* 1859, p. 388.

**) 1 Mud = 1 Hectolitre.

Im Jahre 1857 berechnete Herr Staring*) das Verhältniss der mit verschiedenen Früchten angebauten Flächen, wie folgt:

Weizen . pCt.	12	Bohnen . . pCt.	5	Kartoffeln pCt.	14
Roggen . „	27	Erbsen . . „	1	Hanf . . . „	2
Gerste . . „	6	Buchwaizen „	9	Klee . . . „	2
Hafer . . „	11	Kohlsamen „	4	Diverse . „	7

Im Jahre 1858 waren mit Getreide und Handelsgewächsen 677,523 Bunder bebaut, welche einen Ertrag von Fl. 138,977,659 entzifferten.

Es berechnet sich nach diesem

1 Mud Waizen auf circa Fl. 9—10
1 „ Roggen „ „ „ 7—8
1 „ Gerste „ „ „ 6
1 „ Hafer „ „ „ 5

Der Anbau von Krapp, Cichorie, Flachs und Tabak ist in den Niederlanden sehr bedeutend. Im Jahre 1858 wurden von ersterem 9,711,222 Pfd. im Werthe von Fl. 4,072,370, Cichorie 30,098,950 Pfd. im Werthe von Fl. 481,583, Flachs für Fl. 5,644,747 und Tabak für Fl. 1,058,720 gebaut.

Im Jahre 1858 war der Stand der Viehzucht folgender:

Pferde	235,528
Rinder	1,213,381
Schafe	768,375
Ziegen	106,389
Schweine	250,559
Esel und Maulthiere .	2,998

*) Im *Almanak voor den Landman* und im *Zakboekje voor grondeigenaars*, 1860.

Die Ein- und Ausfuhr von Vieh betrug in demselben Jahre:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Pferde . . .	557,500	928,900
Rinder . . .	316,440	7,793,810
Schweine . .	906,000	1,642,540
Schafe . . .	43,205	1,657,340

Die Lungenseuche rafft jährlich eine grosse Anzahl Rinder hin. Im Jahre 1858 gingen in Nordholland 2144 Stück zu Grunde. Namentlich aber leidet die Provinz Friesland an Viehseuchen. Der Verlust in Friesland seit dem Jahre 1850 beträgt:

	Stück		Stück
1850 . . .	972	1855 . . .	2029
1851 . . .	2115	1856 . . .	5729
1852 . . .	2867	1857 . . .	7557
1853 . . .	3155	1858 . . .	4235
1854 . . .	2933	1859 . . .	2519

Die Angaben über die Production von Wolle, Butter, Käse etc. sind unvollständig, weshalb sie hier übergangen werden; interessanter sind die Preise einiger Lebensmittel und Landbauproducte.

Auf dem Markt zu Leiden kostete:

	1825.	1830.	1840.	1850.	1854.
1 Mud Waizen Fl.	4—8	9—11	7—12	6—9	12—17
1 „ Roggen „	2—6	5—7	5—7	4—7	8—13
1 „ Kartoffel „	$0,_8$—3	$1,_7$—$4,_8$	$1,_6$—$2,_1$	$1,_3$—$2,_7$	3—$4,_5$
1 N.-Pf. Butter „	$0,_{42}$—$1,_{12}$	$0,_{82}$—$1,_{25}$	$0,_7$—1	$0,_{62}$—$0,_{93}$	1—$1,_2$
1 „ Käse Cents	25—32	25—35	30—35	29	40—55

Im Jahre 1859 war der höchste Mittelpreis zu Amsterdam für Waizen 9—11 Fl., für Roggen 5—7 Fl.

Im 8. Jahrgange des *Staatkundig Jaarboekje* p. 341 befindet sich eine interessante Zusammenstellung der Preise von Lebensmitteln, Arbeitslöhnen etc. seit dem Jahre 1555 zu Harderwijk von Mr. de Meester, dem ich von 100 zu 100 Jahren den Preis für Roggen bei gleicher Quantität entlehne. Es kostete demnach im Jahre 1555 — 1 Mud Roggen Fl. $1,_{15}$; 1655 — Fl. $4,_{75}$; 1755 — Fl. $4,_{60}$; 1855 — Fl. $10,_{73}$.

Sechster Abschnitt.

Armenwesen und Wohlthätigkeit.

Erstes Capitel.

Ueber die Ausübung der Wohlthätigkeit in den Niederlanden. — Grundsätze des Armengesetzes. — Grosse Anzahl wohlthätiger Anstalten und Vereine. — Die Wohnungen, ein wichtiges Moment der Armenpflege. — Ueber Besteuerung der Lebensmittel. — Aufhebung der Brodtaxe. — Leihhäuser, Sparbanken, Sparkassen.

„Gutes thun, heisst das Leben verlängern,“ sagt Suringar*). In der That hat Niemand diesen Grundsatz aufrichtiger verfolgt als dieser Mann, dessen ganzes Leben und Streben sich in dem einen Ziele concentrirt: Hülfeleistung der leidenden Menschheit. Aber Suringar wirkt nicht vereinzelt, ganz Holland steht ihm zur Seite; denn dieses Land und die Wohlthätigkeit sind

*) „*Congrès international de Bienfaisance de Bruxelles.*“ (*Session de* 1856. *Tome I. Pag.* 116.)

gute Freunde. Hier ruht dieselbe, soviel als möglich, in den Händen der Privaten und religiösen Genossenschaften. Das Princip des Armengesetzes vom 28. Juni 1854 ist dieses, dass der Staat oder vielmehr die Gemeinden sich in die Ausübung der Wohlthätigkeit nur dann einmischen sollen, wenn es die Nothwendigkeit unbedingt erfordert, und wenn die Genossenschaften keine zureichenden Hülfsmittel besitzen. Ferner stellt dieses Gesetz noch als Grundsatz auf, dass der Geburtsort des Bedürftigen zu dessen Unterstützung verbunden sein soll, während das Gesetz vom Jahre 1818 die Unterstützung eines Armen derjenigen Gemeinde aufbürdete, in der sich dieser vier Jahre hinter einander ununterbrochen aufgehalten hat.

Sicher gibt es wenig Länder, wo die Zahl der wohlthätigen Vereine verhältnissmässig so gross ist, wie in Holland. Denn bei einer Bevölkerung von nicht einmal 4 Mill. Einwohnern zählt es gegen 6000 Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine verschiedener Kategorien, worunter allein 3708 im Jahre 1857 für Unterstützung der Hausarmen bestanden — eine Anzahl, die seither keines Falls abgenommen, wahrscheinlich aber sich noch vermehrt hat.

Die Privat-Wohlthätigkeitsanstalten erstrecken sich in Holland von der Geburt bis zum Grabe. Es gibt Anstalten und Vereine für die Jugend, für das Alter, für Kranke und selbst für Gestorbene, insofern sie die Begräbnisskosten der letzteren bestreiten. Es gibt mehrere Krippen- und zahlreiche Kinderbewahranstalten, welche von freiwilligen Gaben unterhalten und grösstentheils von Damen protegirt werden. In Amsterdam zählt man 20 Kinderasyle, die jährlich 25,000 Gulden kosten — lauter freiwillige Gaben. Auch hat dieselbe Stadt eine Anstalt, wo der Arme für wenige Cents sich Brod, Reis, Kaffee etc. kaufen kann, und eben daselbst hat man Zufluchtshäuser für Dienstboten, welche von kleinen Städten und vom Lande herein-

kommen, um einen Dienst zu suchen. Dort können sie sich um geringes Geld zwei und mehr Tage, oder eben so viele Wochen aufhalten, ohne Gefahr zu laufen für ihre wenigen Habseligkeiten oder für ihre Moralität.

Ausserdem gab es im Jahre 1857 in Holland:

131 Vereine und Anstalten zur Austheilung von Lebensmitteln,
145 „ „ „ „ Unterstützung verschämter Armen,
49 „ „ „ „ „ bedürftiger Wöchnerinen,
730 Spitäler und Krankenanstalten,
107 Vereine für Verschaffung von Arbeit,
11 Stiftungen für Wahnsinnige.

Die Gesammtausgaben dieser Anstalten berechnen sich jährlich nur nach Millionen. Die Armen- und Krankenhäuser gleichen eher Palästen als Herbergen des Jammers, einen Reichthum und Ueberfluss verschwendend, der zum mindesten unzweckmässig ist.

Ein wichtiges Moment, die Lage der nothleidenden Classen zu mildern, ist, ihnen gesunde Wohnungen zu verschaffen. Eine gesunde Wohnung mit reiner Luft ist so nothwendig als das liebe Brod, obwohl gerade diese Nothwendigkeit von den Armen selbst nicht anerkannt wird, wohl deshalb nicht, weil ihre Mahnungen nicht so ungestüm sich äussern, als die eines knurrenden Magens.

Bereits existiren, wie im folgenden Capitel angeführt wird, in mehreren Städten Vereine, welche gesunde Häuser mit vortrefflichem Wasser und gehöriger Auslüftung erbaut haben und dieselben um sehr mässigen Zins an die armen Classen vermiethen. Allein so lange das Vermiethen ungesunder Wohnungen nicht gesetzlich verboten wird, so lange werden alle Bestrebungen der Menschenfreunde, die dürftigen Classen gesund zu logiren, ohne nachhaltige Erfolge bleiben. Die Armen greifen immer nach den wohlfeilsten Wohnungen, und dieses

sind die ungesundesten. Die Stadtgemeinde Rotterdam ist mit gutem Beispiele vorangegangen, indem sie das Miethen und Vermiethen ungesunder Wohnungen ihren Bürgern verboten hat.

Allein nicht blos durch unmittelbare Unterstützung suchte man den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, sondern auch mittelbar durch Abschaffung der Zölle auf Getreide, durch Beseitigung der Mahlsteuer und durch Aufhebung der Brodtaxe. Eine königliche Verordnung gibt den Gemeinden die Befugniss, eine Brodtaxe aufzustellen oder nicht, je nachdem sie es für nützlicher erachten. Die meisten Gemeinden haben sich für Abschaffung der Brodtaxe entschieden. Als die Mahlsteuer noch bestand, war es nicht blos die vom Staate erhobene Abgabe, welche auf dem Brode lastete, sondern ganz besonders vertheuerten die sogenannten Aufschlagspfennige das Brod, welche in manchen Gemeinden 200 bis 300 % betrugen. Diesen Missstand, der auf den unbemittelten Classen doppelt schwer lastet, wollte namentlich auch das neue Gemeindegesetz beseitigen, indem es bestimmt, dass die Gemeinden soviel als möglich die Lebensmittel von indirecter Besteuerung befreien und sich mit persönlichen Umlagen oder mit andern für den ärmern Theil der Bevölkerung weniger drückenden Mitteln begnügen sollen.

Was endlich die Leih- und Vorschussanstalten betrifft, so ist auch dafür reichlich gesorgt.

Im Jahre 1858 gab es 88 Pfandhäuser, wovon 54 verpachtet oder von Privaten gehalten wurden. In allen zusammen wurde auf 2,431,435 Pfänder geliehen, wovon 75,378 nicht wieder ausgelöst und deshalb verkauft wurden. Hilfsbanken bestanden 33, Sparbanken 126, wovon 118 von den Filialvereinen der Gesellschaft für das Gemeinwohl (*„Maatschappij tot Nut van 't Algemeen“*), und 18 von Gemeinden und Privaten errichtet wurden. Sparkassen gab es 44.

Zweites Capitel.

Armenwohnungen.

Die „*Algemeen Diakengezelschap der Nederduitsche Hervormde Gemeente*“ zu Groningen begann im Jahre 1845 eine Anzahl alter Häuser und eine gewisse Fläche Grund und Boden anzukaufen. Die alten Häuser wurden entweder den Gesundheitsrücksichten entsprechend restaurirt oder ganz abgebrochen und neue an ihre Stelle gesetzt. In vier Jahren gab es in den ärmsten, ungesundesten Stadttheilen 100 freundliche, gesunde Wohnungen in 8 Hausblöcken, jeder von 10, 12 oder 16 Wohnungen. Alle diese Hausblöcke oder Aggregate von kleinen Wohnungen sind einstöckig bis auf einen einzigen zweistöckigen. Die alten Häuser, die Aufführung von neuen und die Erwerbung der Bauplätze kosteten 36,500 Gulden, welches Capital zu 4 % aufgenommen wurde. Die 100 Wohnungen wurden sammt und sonders der Diaconie (Armenverwaltung) zu Groningen übergeben, um die würdigsten Armen darin unterzubringen. Eine Commission der Diaconie führt die Aufsicht über die Wohnungen, besorgt deren Unterhaltung und verwaltet die Kasse.

Der Miethzins für eine Wohnung beträgt wöchentlich 50 Cents (30 Kr.), für eine etwas geräumigere auch 60 Cents. Nach Abzug aller Kosten hat die Commission einen jährlichen Ueberschuss von 800—1000 Gulden, welche zur Tilgung des Actiencapitals verwendet werden. In Folge der fortschreitenden Tilgung dieses Capitals vermindern sich in gleichem Verhältnisse die Zinsen. Und obwohl sich die Unterhaltungskosten der Wohnungen vermehren, so steigen doch auch die jährlichen Er-

übrigungen, und man kann schon den Zeitpunkt absehen, wo das ganze Actiencapital heimbezahlt sein wird.

Diese Wohnungen sind nicht für Arbeiter oder grosse Familien bestimmt, sondern sind nur für dürftige alte Männer und Wittwen ohne Kinder eingerichtet. Nur ausnahmsweise werden die geräumigeren Wohnungen an Familien von zahlreichen Köpfen abgegeben. Der Gesundheitsstand in diesen Armenwohnungen ist sehr befriedigend, obwohl die Inwohner nicht jener Volksclasse angehören, bei der die Reinlichkeit eine Grundtugend ist, und obwohl selbst die Wohnungen den Gesundheitsrücksichten nicht ganz entsprechend gebaut sind. Am meisten haben sie sich zur Zeit der Epidemien bewährt. Seit dem Bestehen der Armenwohnungen in Groningen herrschte dort fünfmal die Cholera und dreimal der Typhus. Während der Cholera-Epidemie im Jahre 1849 wurden unter 460 Bewohnern nur 5 bis 6 Personen von der Krankheit ergriffen, während die Stadttheile, in denen die Armenwohnungen gelegen sind, auf furchtbare Weise heimgesucht wurden. Während der übrigen Cholera- und Typhus-Seuchen in den Jahren 1850, 1853, 1854, 1855 und 1856 wurde in den 100 Wohnungen nur ein einziger Cholerafall constatirt und zwar bei einem Manne, der seine Wohnung erst seit vierzehn Tagen bezogen hatte.

Solche günstige Resultate sind auch bei den Armen in Groningen nicht unbemerkt geblieben; sie streiten sich um den Vorzug als Miether und bemühen sich, durch Ordnung und Reinlichkeit diesen Vortheil sich zu sichern.

Desgleichen hat das glückliche Gelingen des Unternehmens den Plan zur Vermehrung der Armenwohnungen um ein weiteres Hundert Wohnungen angeregt.

Auch in andern holländischen Städten fand das Unternehmen Nachahmung. In Dordrecht hatte bis zum Jahre 1856 ein Verein 28 Häuser für 56 Haushaltungen, zu Haag hatte ein

solcher 36 Wohnungen erbaut. In Amsterdam existiren zwei Vereine und ähnliche sind in Utrecht, Rotterdam, Deventer, Delft und Schiedam gebildet worden. In wie weit sich diese Vereine in den letzten Jahren vermehrt haben, darüber fehlen zuverlässige Angaben.

In Deutschland macht sich der Mangel an Wohnungen für Unbemittelte in den grösseren Städten von Jahr zu Jahr fühlbarer. Es wird darüber viel geklagt in Wort und Schrift — aber geschehen ist noch nichts, oder doch soviel als nichts.

Drittes Capitel.

Armen- und Bettler-Colonien.

Einleitende Bemerkung über Armenwesen. — Bildung der „Wohlthätigkeitsgesellschaft." — Mitgliederzahl und Mittel derselben. — Erster Colonisirungsversuch. — Die freien Colonien und ihre Organisation. — Waisen- und Bettlercolonien. — Ein Besuch in der Bettler-Anstalt zu Ommerschans. — Cultivirte Gründe. — Thätigkeit der Bettler. — Das eigenthümliche Geld der Armen- und Bettlercolonie. — Strenge Zucht. — Trennung der Geschlechter. — Keine Regel ohne Ausnahme. — Hausordnung. — Bizarre Kleidung. — Fluchtversuche. — Wächtergebäude zu Ommerschans. — Colonie Veenhuizen. — Resultate der Armencolonien. — Schulden. — Beträchtliche Zuschüsse des Staates. — Apathie des Volkes und einige Gründe dafür. — Bevölkerung der Armen- und Bettlercolonien. — Ackerbauschule zu Wateren.

In Holland werden keine wandernden Bettler geduldet, folglich ist jede Gemeinde verpflichtet, für ihre eigenen Armen zu sorgen. Zu diesem Zwecke bestehen, wie wir gehört haben, eine Menge wohlthätiger Anstalten, die es übernehmen, die

Bedürftigen in ihrer Noth theilweise oder völlig zu unterstützen. Diese Vertheilung, mit ebenso viel Gerechtigkeit als Sparsamkeit vollzogen, kostet der Gesellschaft im Allgemeinen ungeheure Summen und erfüllt dennoch nicht den grossmüthigen Zweck, welchen mitleidige Seelen bei Zahlung ihres betreffenden Beitrags zur Unterstützung der Armen verfolgen.

Das in der Gesellschaft vertheilte Armenheer kann selbstverständlich nur schwache Hülfe erlangen, bleibt in Noth versunken und schadet der Gesellschaft durch die Laster, deren Mutter stets das Elend ist.

In einem wesentlich handeltreibenden Staate, wie die Niederlande, wird das Armencontingent eine um so schrecklichere Last, weil es durch jede bedeutende Handelskrisis oder durch irgend ein Nothjahr mit einem Schlage wenigstens verdoppelt werden kann, was in einem ackerbautreibenden Staate ganz unmöglich ist. Dies bestätigte sich in den Jahren 1816 und 1817, wo fast eine Hungersnoth herrschte. Das Brod erreichte einen unerhörten Preis: die kleinen Bauern kämpften mit der Noth, die Handwerker und die Menge Tagelöhner, unfähig, sich zu ernähren, ergossen sich über Holland, ihr Elend klagend und ihre Hände ausstreckend. Der Bettel nahm so überhand, dass er staatsgefährlich ward, und nur ganz ausserordentliche Anstrengungen konnten dem Uebel einen Damm setzen. Die gewöhnliche Unterstützung der Armen im Hause hatte sich als unzureichend erwiesen, man musste darauf denken, die arbeitsfähigen Armen durch Arbeit ihr Brod selbst gewinnen zu lassen, und zwar mussten die Bedürftigen in den Stand gesetzt werden, dem Schoose der Erde ihre Nahrung und den Grundstoff ihrer Kleidung abzugewinnen. Würde man sie zu Fabrikarbeiten verwenden, so könnte dadurch einerseits der Nationalindustrie eine gefährliche Concurrenz geschaffen werden, andererseits

würden die Armen doch wieder nicht den Folgen einer Geschäfts- und Handelskrisis entzogen werden.

Die Armen zerfallen in mehrere Kategorien. Die Einen sind ohne Schuld, die andern mit Schuld in Armuth gerathen oder strengen wenigstens ihre Kräfte nicht an, sich dem Elend zu entziehen. Zur ersteren Classe zählen alte, gebrechliche Leute. Diese gehören in die Versorgungsanstalten der Gemeinden. Zur zweiten Classe gehören Solche, welche aus Leichtsinn und Unbedachtsamkeit oder Verschwendung verarmt und den Gemeinden zur Last gefallen sind. Diese sollen arbeiten, um sich wieder aufrichten und in die Reihe selbstständiger Bürger eintreten zu können. Ferner müssen die Gewohnheitsbettler, Vagabunden, verdächtige, der Sicherheit gefährliche Personen aus der öffentlichen Gesellschaft entfernt und wo möglich gebessert werden, was natürlich ohne strenge Zucht nicht angeht. Endlich fand man, dass bei manchen grossen überfüllten Waisen- und Findelhäusern der moralische und physische Zustand der armen Kinder ein keineswegs erfreulicher und Abhülfe dringend erforderlich sei.

Es bildete sich also im Haag 1818 eine Gesellschaft, die gleich beim Entstehen mehr als 20,000 Mitglieder zählte, sich Wohlthätigkeitsverein nannte *(Maatschappij van Weldadigheid)* und einstimmig den Prinzen Friedrich, zweiten Sohn des Königs Wilhelm I. zum Präsidenten erwählte. Der Zweck der Gesellschaft war, einer möglichst grossen Anzahl Bedürftiger Mittel zum Unterhalt durch Urbarmachen uncultivirter Ländereien, die man auf 680,000 Hectaren schätzte, zuzuwenden, die durch Müssiggang und Elend gesunkenen Geschöpfe zu bessern, ihren Kindern eine geeignete Erziehung zu geben und die Gemeinden von der Last der Armen und der für diese aufzuwendenden Beiträge zu entheben.

Der erste Versuch ward in der Gemeinde Steenwijk in Drenthe, nahe an den Grenzen der drei Provinzen Friesland, Drenthe und Overijssel gemacht, und zu diesem Zwecke hatte die Gesellschaft 510 Hectaren Haideland angekauft, das sie mit beiläufig 55,800 Gulden bezahlte. Ein Theil dieser Ländereien ward sogleich zur Gründung einer freien Colonie bestimmt. Da jedes Mitglied Anfangs einen Jahresbeitrag von 3 Fl. zahlte, so verfügte man über eine Summe von 70,000 Gulden und hatte ausserdem 26,000 Ellen Leinwand, welche die Colonisten erst anfertigen sollten, im Voraus an Käufer untergebracht.

Man fing damit an, auf gleiche Entfernungen 52 Häuser aus Backsteinen zu erbauen, 15 Fuss im Viereck, mit einer angrenzenden Scheune; auch ein Vorrathshaus, eine Schule, eine Spinnanstalt und eine Wohnung für den Director wurde errichtet, und im November 1818 konnte die neue Colonie, aus 52 Familien und 336 Köpfen bestehend, einziehen.

Als der Versuch gelang, wurde das Unternehmen weiter ausgedehnt und mehrere Colonien angelegt, von welchen die erste *Frederiksoord* (Sitz der Direction), eine andere *Wilhelmineoord* und eine dritte *Willemsoord* genannt wurde.

Bald darauf wurden die Bettler- und Strafcolonien zu Veenhuizen in Drenthe und zu Ommerschans in Overijssel, einer alten verfallenen Veste, mitten in der Haide, die jedoch bauwürdigen Boden hat, errichtet. Der Schöpfer dieser Colonien war der General van den Bosch, Minister der Colonien und ehemaliger Gouverneur der holländischen Besitzungen in Indien.

Diese Armen-Ackerbaucolonien zerfallen also in zwei Classen: in die freien Colonien, bestehend aus armen, jedoch ehrbaren Familien, welche den Gemeinden zur Last fallen und

auf ihr Begehren dahin gesendet werden, ferner aus armen Waisen- und Findelkindern; dann in die „Colonien zur Unterdrückung der Bettelei", wohin von den Gerichten verurtheilte Gewohnheitsbettler, Vagabunden, liederliche Weibspersonen, überhaupt arbeitsscheues Gesindel geschickt werden*).

Von den freien Colonisten erhält jeder ein Häuschen, einen Gemüsegarten und drei Morgen Land, wovon wenigstens die Hälfte schon vor seiner Ankunft urbar gemacht und besäet ist, damit er bei seiner Ankunft etwas zu leben habe. Ferner erhält er eine Kuh, ein junges Schwein und manchmal auch noch 6 bis 10 Schafe, wofür ihm im Gesammtbetrage 1700 Gulden als Schuld angerechnet werden. Gelingt es ihm, dieses Capital abzutragen, so wird er freier Eigenthümer.

Die einstöckigen, mit Schilf gedeckten Häuser der freien Colonien sind sehr praktisch eingerichtet; ausser einer hellen, viereckigen Küche haben sie eine oder zwei Kammern, und aus der Küche kommt man auf den Speicher und in den Stall. Meistens liegen sie an breiten Fahrwegen, welche sich im rechten Winkel durchschneiden, einander gegenüber, bilden dadurch grosse regelmässige Vierecke, sind mit Obst- und andern Bäumen besetzt. Jedes Haus hat das dazu gehörige Land in unmittelbarer Umgebung. Die Seelenzahl der freien Colonien mag etwas über 2700 betragen.

In jedem Orte ist ein Hauptmagazin errichtet, in welchem alle Bedürfnisse, auf welche ein Colonist Anspruch machen kann,

*) Die Gemeinde zahlte jährlich für eine Waise von 2 bis 6 Jahren alt 70 Fl., für eine von 6 bis 13 Jahren 63 Fl., für eine von 13 bis 18 Jahren 35 Fl., für eine Krüppelwaise 85 Fl. und 15 Fl. Aufnahme per Kopf. Für einen Bettler zahlte die gesetzlich verpflichtete Heimathsgemeinde jährlich und zwar für einen arbeitsfähigen 35 Fl., für einen halbinvaliden $72\frac{1}{2}$ Fl., für einen arbeitsunfähigen 85 Fl. Desgleichen 15 Fl. Aufnahmskosten per Kopf.

zu haben sind, ferner Kirche, Schule, Apotheke, Gemeindehaus und Amtswohnungen für die bürgerlichen Beamten etc.

Die Colonien halten die gehörige Anzahl von Pferden, Wagen und Ackergeräthschaften, die zum Feldbau nöthig sind. Kann Einer seinen Acker nicht selbst bestellen, so wird ihm Hülfe geleistet, allein dafür, sowie für die ganze Bestellung seines Ackers und für die Bedürfnisse seiner Consumtion überhaupt wird die entsprechende Quote als Schuld angerechnet. Was er dagegen durch Handwerker- und Tagelohnarbeiten für die Colonie verdient, wird ihm zu Gut geschrieben. Am Ende des Jahres wird die Bilance gezogen, wo es sich dann zeigt, ob der Colonist vor- oder rückwärts gegangen ist. Wird er als ein anhaltend träger Mensch befunden, so schickt man ihn eine Zeit lang in die Strafcolonie zu Veenhuizen oder Ommerschans. Alle Arbeiten geschehen unter Aufsicht, und fast täglich finden Visitationen in den Häusern durch die Beamten der Colonie statt. Die Disciplin ist streng, aber sie wird sowohl in den freien, wie in den Bettlercolonien mit lobenswürdiger Humanität gehandhabt.

Machen wir nun einen Besuch in der Bettleranstalt zu Ommerschans. Wir müssen durch unabsehbare Haide- und Moraststrecken, die Einem das Herz gar schwer machen. Endlich gewahrt man in der Ferne grosse Gebäude mit einer Signalstange aufsteigen, man sieht Gruppen fleissiger Arbeiter, wallende Kornfelder, üppige Gemüsegärten und Obstbäume. Man glaubt in einem Wunderlande zu sein, und doch sind die Zauberer, welche diese Gefilde in einer Wüste geschaffen, nur Sträflinge und loses Gesindel. Die cultivirten Gründe mögen im Ganzen 700 bis 800 Hectaren betragen.

Die Arbeiten sind theils schwer, theils unangenehm, sie erstrecken sich nicht blos auf den Ackerbau, sondern auch auf Handwerke jeder Art. Am interessantesten sind die Fabrikgebäude, worin die Männer Kaffeesäcke für die indischen Colonien,

die gewöhnlichen Kleidungsstoffe in Leinen und Wolle, und die Weiber ungeheure Massen von gewürfelten Kattun-Sacktüchern für den Handel weben. Viele tausend Stück Kaffeesäcke werden wöchentlich abgeliefert. Fleissige Arbeiter können sich in der Woche drei bis vier Gulden verdienen, die ihnen theils gut geschrieben, theils baar ausgezahlt werden.

Die Colonien haben ihr eigenes Geld: ein Kupferstück stellt einen Gulden, ein Zinnstück einen halben Gulden dar; auch gibt es noch kleinere Münzstücke. Für dieses Geld können sich die Bettler Thee, Kaffee, Tabak, aber keinen Branntwein kaufen, den sie sich aber doch wohl auf Schleichwegen zu verschaffen wissen.

Die Zucht ist eine strenge, die Entbehrung des Branntweins, die Trennung der Geschlechter, der Männer von ihren Weibern, der Kinder von den Eltern empfindlich. Nur auf einem besondern Hofraume können sich die getrennten Gatten sprechen, wo sie durch ein hohes Gitter abgesondert sind. Diejenigen Bettler, die auf dem Felde arbeiten, werden zur Essenszeit durch Signale herbeigerufen. Da kommen sie denn herbei mit allen möglichen polizeiwidrigen Gaunergesichtern — eine endlose Hässlichkeitsgallerie. Uebrigens benehmen sie sich ganz anständig, und bevor sie ihren Bohnenbrei löffeln, müssen sie beten, und während die Mägen befriedigt werden, wird ein Abschnitt aus der Bibel oder einem andern Erbauungsbuche vorgelesen — als geistige Nahrung. Die Teller sind von grobem Halbporzellan und tragen auf dem inneren Boden einen moralischen Spruch. Die abgesonderten Speisesäle beiderlei Geschlechter dienen auch zu Schlafsälen, indem sich die Sträflinge der Hängematten bedienen, welche am Tage an der Decke der Säle aufgerollt sind. Die holländische Reinlichkeit herrscht auch in Ommerschans. Einige von den Sträflingen zeichnen sich durch ihre auffallende Kleidung aus, die gelblich und schwarz ge-

sprenkelt ist; sie gleichen den Kanarienvögeln, die Bastarde von Hänflingen sind. Diese Kleidung erhalten solche Sträflinge, die einen Fluchtversuch gemacht haben, nicht sowohl um sie damit zu strafen, sondern um sie den Wächtern kenntlich zu machen. Man kann sich denken, dass die Entweichungsversuche häufig sind, aber nur selten gelingen; denn die Gebäude der Colonie sind mit einem breiten Canale umschlossen, wohlverwahrt, und ausserdem halten ein viertel Hundert Feldwächter um Ommerschans Wache. Diese mit einem Säbel behängten „*Wachters*" bewohnen kleine Hütten, die in Zwischenräumen von je fünf Minuten liegen, sind theils zuverlässige ehemalige Bettler, theils Militär-Invaliden und haben um ihre Hütten ein Stück Land, das sie bebauen und von dessen Ertrage sie leben.

Ausser dem grossen mittleren Gebäude für die Bettlersträflinge (die eine Seite nehmen die Manns-, die andere die Weibspersonen ein), den Oekonomie-, Fabrikgebäuden und Aufseherwohnungen gibt es in Ommerschans eine Schule und eine Kirche, welche den Reformirten und Katholiken gemeinsam dienen, eine Wirthschaft und einige kleine Häuschen, wo die freien Colonisten eine Zeit lang aus Straf- und Besserungsrücksichten unter strenger Zucht gehalten werden.

Die Colonie zu Veenhuizen ist nach denselben Grundsätzen wie Ommerschans eingerichtet; sie besteht aus drei grossen Gebäuden, Stifte (*gestichten)* genannt, deren jedes an zehn Minuten von dem andern entfernt ist. Ursprünglich war das erste und dritte Stift für Waisen- und Findelkinder, die bis zum 18. Lebensjahre und auf Verlangen bis zum 21. darin verweilen, und nur das zweite für Bettler bestimmt. Aber die neue Art der Waisenerziehung fand wenig Anklang bei dem niederländischen Volke, aus Gründen, die wir sogleich angeben werden. Die Waisensendungen stockten, so dass auch das dritte Stift seit 1842 mit Bettlern bevölkert ist.

Es entsteht nun die Frage, wie sich das Project der Armen-Agriculturcolonien in der Ausführung bewährt hat. Die Resultate entsprachen den Erwartungen nicht. Man hatte zu leichthin geglaubt, städtische und Handwerkerfamilien in ackerbautreibende umwandeln zu können, wenn man ihnen nur ein Stück Land anweise und die nöthigen Geräthe und eine Wohnung gäbe. Nur wenige der freien Colonisten sind in guten Verhältnissen. Die Gesellschaft *van Weldadigheid* bezog nicht nur keine Rente, wie sie gehofft, sondern sie musste fort und fort noch Opfer bringen, wenn das Unternehmen nicht scheitern sollte. Desgleichen hatte man geglaubt, die Bettler könnten sich ihren Unterhalt selbst verdienen. Die Erfahrung hat diese Annahme widerlegt; denn auf neun abgelieferte Bettler kamen wenigstens vier arbeitsunfähige, welche Kost, Wohnung und Kleidung erhalten mussten. Der Staat musste der Gesellschaft zu Hülfe kommen und im Jahre 1841 zeigte es sich, dass diese dem Staate bereits 3,604,464 Gulden schuldete, die sie seit 1831 erhalten. Im Jahre 1843 leistete der Staat einen Zuschuss von 74,635 Gulden, im Jahre 1846 einen von 80,000 Gulden, im Jahre 1847 einen von 161,000 Gulden und im Jahre 1848 wiederum einen von 86,000 Gulden, um der „Wohlthätigkeitsgesellschaft" die enormen Verluste zu decken, welche sie in Folge der Kartoffelkrankheit und der Missernte des Roggens im Jahre 1846 erlitten hatte. Seit 1849 empfing die Gesellschaft durchschnittlich im Jahre 80,000 Gulden.

Die Grundidee der Agriculturcolonien ist gewiss eine sehr gute, die Verwaltung der Oekonomie eine vortreffliche. Aber es lief ein kleiner Rechnungsfehler mit unter: man hatte die Unterhaltungskosten auf 70 Gulden per Kopf veranschlagt, sie kommen aber mit den Zinsen der rückständigen Schuld auf 100 Gulden, und die 20,000 Mitglieder bei Begründung der Gesellschaft waren bis 1839 schon auf 10,666, am Ende von

1847 gar auf 7,300 gesunken, obwohl der ursprüngliche Jahresbeitrag von $3^1/_2$ Gulden um einen Gulden ermässigt worden war. Seit dieser Zeit ist aber das Interesse des Publikums mindestens nicht gestiegen, und es war schon die Rede davon, die Armencolonien aufzugeben.

Ein Hauptgrund der Apathie des niederländischen Volkes gegen ein Unternehmen, das der Theilnahme so würdig wäre, liegt in der Organisation der Agriculturcolonien und Waisenhäuser. Die Nation hasst Alles, was einer Bevormundung von Seiten der Regierung, einer militärischen Subordination gleich sieht. Kaum sah die Nation, dass die Regierung sich in die Verwaltung einmischte, dass Zwangsmittel zur Organisation der Armencolonien und Waisenhäuser angewendet wurden, so entzog sie dem schönen Unternehmen ihre Sympathie; sie warf die Bettler- und Strafanstalten mit den freien Colonien und Waisenhäusern in einen Topf zusammen und hielt es gewissermassen für entehrend, in die Colonie verpflanzt zu werden. Statt Unterstützung erntete das Unternehmen Hohn und Spott. Sei dem wie ihm wolle, so viel scheint uns indessen sicher zu sein, dass ohne durchgreifende Massregeln ein derartiges Unternehmen nicht erspriesslich durchgeführt werden kann. Vermag aber eine Privatgesellschaft aus eigener Kraft solche Massregeln zu ergreifen?

Die Bettleranstalten befriedigen am meisten; der Staat hat sie als Staatsanstalten übernommen und zahlte der „Wohlthätigkeitsgesellschaft" 3,650,000 Gulden zur Befriedigung ihrer Gläubiger. Letzterer Gesellschaft gehören seit 1859 nur noch die freien Colonien. In Ommerschans mögen ungefähr 2300 und in Veenhuizen über 3600 Bettler leben. In letzterer Anstalt wird ausserdem die Kindercolonie 1200 bis 1300, vielleicht auch mehr Köpfe zählen. Mit den freien Colonisten und Be-

amten mag sich die Gesammtsumme der Bevölkerung der Armen- und Bettlercolonien auf 15,000 Köpfe belaufen.

Jetzt bleibt uns noch die von der Wohlthätigkeitsgesellschaft gegründete Ackerbauschule zu Wateren, auf dem Wege zwischen Frederiksoord und Veenhuizen, mitten in den Haiden gelegen, zu erwähnen. Hier werden die fähigen Waisen- und Colonistenkinder theoretisch und praktisch im Ackerbau und den einschlägigen Hülfswissenschaften unterrichtet. Durchschnittlich beträgt die Zahl der Zöglinge einige siebenzig. Sie bleiben bis zum 21. Lebensjahre, worauf sie entweder als Beamte in der Colonie angestellt oder auf Wunsch entlassen werden. Um die Knaben für ihren Beruf zu interessiren, wird einem jeden ein Fleck Land von 38 Ruthen überlassen, die er nach seinem Geschmack anbauen kann.

Viertes Capitel.

Die Ackerbaucolonie „Niederländisch Mettray".

Gründung und Zweck der Colonie. — Jährlicher Subventionsbetrag für einen Zögling. — Erziehungsplan. — Sprichwortsystem. — Anzahl der bereits entlassenen Zöglinge. — Finanzielles.

Diese Colonie wurde nach der französischen Ackerbaucolonie zu Mettray in der Nähe von Tours, von der sie auch den Namen führt, gebildet. Hr. Ritter W. H. Suringar aus Amsterdam besah sich zu wiederholten Malen, 1845 und 1847, diese französische Colonie und hielt zu Amsterdam einen öffentlichen Vortrag darüber, der nebst einer Beschreibung der französischen Colonie Mettray von Hrn. van Baumhauer im Drucke erschienen ist. Die Verbreitung dieser Rede wirkte Wunder.

Hr. C. D. Schüler in Amsterdam war der Erste, der zur Gründung einer ähnlichen Colonie 16,000 Gulden erlegte, womit das Landgut Rijsselt in der Nähe der Stadt Zütphen, 53 Bunders gross, im Juli 1850 angekauft wurde. Nun folgten mehrere bedeutende Gaben, namentlich von Seiten der königlichen Familie.

Am 18. December 1851 wurden bereits die ersten Zöglinge nach Rijsselt gebracht.

Der Verein hatte den Zweck, so viele hülfsbedürftige und verwahrloste Knaben protestantischer Confession in eine landwirthschaftliche Colonie aufzunehmen, als das vorhandene Capital erlauben wird, und während einer bestimmten Zeit für ihre Erziehung und ihren Unterhalt zu sorgen. Der Verein nimmt in seine Colonie bedürftige, verwahrloste Knaben auf, welche nicht unter 9 und nicht über 14 Jahre alt sind. Für jeden Knaben, der aufgenommen wird, müssen jährlich 60 Gulden bezahlt werden, sei es von Seiten einer Armenpflege oder Diaconie-Verwaltung, sei es von einem Menschenfreunde. Die Erziehung der Kinder soll hauptsächlich die Entwicklung der religiösen Keime in den jungen Herzen anstreben und ihnen die Liebe Gottes und des Nächsten einzupflanzen suchen. Ferner sollen sie das Land bebauen, den Garten bearbeiten oder auch irgend ein anderes Handwerk lernen, damit sie in Zukunft ihr Brod verdienen können. Die Knaben bringen durchschnittlich vier Stunden in der Schule zu und arbeiten, wenn es die Jahreszeit erlaubt, sechs oder sieben Stunden auf dem Felde.

Man hat in dieser Colonie auch das Sprichwortsystem eingeführt. Es ist nämlich die Ansicht vieler bedeutender Pädagogen, dass ein zu rechter Zeit angewendetes Sprichwort oft eine grosse Wirkung hervorbringt. In den Wohnzimmern, in der Schule, in den Schlafzimmern hängen verschiedene Sprichwörter und Bibelstellen an der Wand. So z. B.:

„Ein neidischer Mann ist nie unmuthiger, als wenn er sieht, dass es einem Andern wohl geht.“ —

„Was ihr wollt, das euch die Leute thun, das thut auch ihnen.“ —

„Der ist der beste Arithmetiker, der seine eigenen Fehler zusammenrechnen kann, ohne sich zu verrechnen.“ —

„Das Gewissen ist das beste Buch über Moral; wir sollten es öfter studiren.“

Seit dem Bestehen der Colonie gingen 70 Zöglinge daraus hervor, die sich nach ihren Erwerbsarten folgendermassen ausscheiden: 36 Gärtner und Ackerbauer (von diesen waren 35 aus Städten in die Colonie gekommen), 4 Zimmerleute, 5 Schneider, 1 Schuhmacher, 4 Bäcker, 1 Apothekergehülfe, 1 Maler, 2 Schulgehülfen; 2 Individuen traten in Fabriken, 2 in die Marine, 2 in die Armee, 4 fanden bei der Schifffahrt Verwendung.

Im Jahre 1859 haben 16 Zöglinge die Colonie verlassen und es blieben 135 zurück, nämlich 6 Zimmerleute, 2 Schmiede, 4 Schuhmacher, 7 Kleidermacher, 1 Bäcker, 30 Gärtner und 85 Ackerbauer.

Die jährlichen Beiträge der Mitglieder entzifferten für 1858 die Summe von Fl. 13,644. Die Gesammteinnahmen betrugen Fl. 27,829, die Gesammtausgaben Fl. 27,469.

Siebenter Abschnitt.

Bewegung der Bevölkerung.

Politische und wirthschaftliche Bedeutung der Kenntniss der Bevölkerung. — Naturgesetz. — Bevölkerung in früheren Zeitabschnitten. — Trauungen nach den verschiedenen Kategorien und Altersclassen. — Auffallende Altersverschiedenheiten bei Trauungen. — Ehescheidungen. — Geburten. — Mehr Knaben als Mädchen. — Ursachen dieser Erscheinung. — Uneheliche Geburten. — Zwillings- und Drillings-Geburten. — Todtgeborne. — Sterbefälle nach dem Geschlecht und nach Altersclassen. — Ueberschuss der Bevölkerung. — Auswanderung.

Die Resultate der Volkszählungen und der Aufzeichnungen über die Veränderung der Bevölkerung eines Landes gewinnen eine grosse politische Bedeutung; denn die Menschen sind der Hauptinhalt und der einzige Zweck des Staates; — diese Resultate haben aber auch eine tiefe wirthschaftliche Bedeutung: denn in den Bevölkerungsgesetzen und ihren Folgen findet man den eigentlichen Mittelpunkt der Volks- und Staatswirthschaft. In der Bevölkerung gewinnt die ganze Kraft und Lebensthätigkeit einer Nation ihren letzten quantitativen Ausdruck. Es lässt sich keine Lebensbedingung und keine Lebensäusserung denken, die nicht auf die Bevölkerung irgend einen Einfluss äusserte. Diese Umstände sind gewiss wichtig genug, um zu einer genaueren Erforschung der Bevölkerungsverhältnisse anzuspornen.

Es sind gerade hundert Jahre, dass ein deutscher Schriftsteller, der preussische Oberconsistorialrath Peter Süssmilch, durch die Regelmässigkeit der Zahlen veranlasst, welche die

Volkszählungen und die Aufnahmen der Bewegung der Bevölkerung ergaben, in den „Veränderungen des menschlichen Geschlechtes eine göttliche Ordnung" nachzuweisen versuchte *).

Die Erscheinungen, welche sich in dem Verlaufe des menschlichen Lebens im Grossen äussern, gehören zu jener merkwürdigen Gattung von Verhältnissen, in welchen sich Naturgesetze und freies menschliches Handeln auf eine geheimnissvolle Weise zu regelmässigen und sich beständig wiederholenden Ergebnissen verbinden, so zwar, dass der Mensch, wo er ganz nach seinem Belieben zu handeln, oder höchstens von zufälligen Dingen abzuhängen glaubt, doch schliesslich ein bewusstloses Werkzeug einer Naturkraft ist.

Nichts scheint mehr ein freier Willensact des Menschen zu sein, als die Eingehung einer Ehe oder die Erzeugung von Kindern. Man sollte glauben, in diesem Punkte herrschte die grösste Regellosigkeit, und sowohl die Fortpflanzung im Allgemeinen, als das Verhältniss der beiden Geschlechter zu einander gehorchten keinem Naturgesetze, — und dennoch stellt sich hier die grösste Gleichförmigkeit des Handelns heraus. So ist es ein ewiges Naturgesetz, dass mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Es ist dieses Gesetz das allgemeinste und bei allen europäischen Völkern seinem numerischen Verhältniss nach nur wenig verschieden. Die eheliche Fruchtbarkeit eines Landes folgt einem bestimmten Naturgesetze, ja selbst die Zahl der unehelichen Geburten, deren Bedingungen doch so sehr verschieden und lediglich in den Willen und in die Leidenschaft der Einzelnen gestellt scheinen, hält — je in demselben Lande — sehr bestimmte Zahlenverhältnisse ein. Aber auch der Tod, welcher

*) Das Werk desselben führt den Titel: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Berlin. 1761.

dem Anschein nach mit verbundenen Augen in das Gewühl der Welt greift, um seine Opfer fortzureissen, geht seinen ernsten, traurigen Gang nach gewissen Gesetzen, die unter diesen oder jenen Umständen sich stets unveränderlich bewähren. Solche Thatsachen sind nun aber nicht blos auffallend, sondern sie sind in der That fast erschreckend und unheimlich.

Uebergehend nun auf die Bewegung der Bevölkerung in den Niederlanden finden wir folgende Verhältnisse.

Der Stand der Bevölkerung vor 1815 ist nicht zuverlässig bekannt. Hr. von Baumhauer schätzt die Bevölkerung im Jahre 1795 auf 1,950,000 Seelen. In der Periode von 1804 bis 1813 gibt sie Bickes*) durchschnittlich auf 2,029,807 Seelen an. Die Volkszählungen beginnen erst mit dem Jahre 1815 und sind bis zum Jahre 1830 ohne Unterscheidung des Geschlechtes fortgeführt worden. Theilen wir nun den Zeitraum von 1815 bis 1854 in zwei Perioden, so erhalten wir durchschnittlich folgende Bevölkerung:

für das Jahr	1795	. . . 1,950,000	Seelen
„ die Jahre	1804/15	. . . 2,029,807	„
„ „ „	1815/34	. . . 2,287,000	„
„ „ „	1834/54	. . . 2,787,000	„

Der Stand der Bevölkerung am 1. Januar 1859 ist bereits im I. Bande Seite 289 u. f. angegeben worden.

Nach diesen Andeutungen über den Fortgang der Gesammtbevölkerung gehe ich auf den Hauptfactor der Kindererzeugung und der Fortpflanzung der Bevölkerung über, auf die Ehe.

Dichte oder dünne Bevölkerung, vorherrschende Beschäftigung mit Landbau oder mit Gewerben, freier oder gehemmter

*) „Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer europäischer Staaten.“ Stuttgart 1833.

Verkehr, Ueberfluss oder Mangel an Lebensmitteln, Kriege und Krankheiten u. dgl. üben auf die Zahl der Ehen einen bedeutenden Einfluss. In dem theuern Jahre 1816 nahmen die Ehebündnisse in den Niederlanden um 17 Procent und 1817 um 33 Procent gegen das Jahr 1815 ab. Im Jahre 1818 erreichte die Anzahl der Ehebündnisse nahezu wieder die Höhe von 1816.

In dem Zeitabschnitte von 1804/13 wurden 162,050 Paare oder durchschnittlich jährlich 16,205 Paare getraut. Eine Trauung kam also auf $125,_3$ Seelen. Von 1815 bis 1828 wurden 246,537 Paare getraut oder 17,609 jährlich. Mithin trifft 1 Trauung auf $123,_{82}$ Seelen. Diese zwei Zeitabschnitte bilden eine Kriegs- und eine Friedensperiode, und obwohl in letzterer Periode die theuern Jahre von 1816 und 1817 inbegriffen sind, so gibt sie dennoch einen merklichen Ausschlag gegen die Kriegsjahre, wo Handel und Schifffahrt, die hauptsächlichsten Erwerbsquellen der Einwohner, fast völlig vernichtet waren und der zerrüttete Wohlstand die Verminderung der Familienglieder herbeiführte.

Im Jahre 1858 kamen 26,342 Trauungen vor, oder 1 auf 127 Seelen, und zwar wurden in folgendem Verhältnisse die Ehen eingegangen. Zwischen:

Junggesellen und Jungfrauen	20,540 Ehen
Junggesellen und Wittfrauen	1244 „
Junggesellen und geschiedenen Frauen .	9 „
Wittwer und Jungfrauen	3315 „
Wittwer und Wittfrauen	1186 „
Wittwer und geschiedene Frauen . . .	12 „
Geschiedene Männer und Jungfrauen . .	29 „
Geschiedene Männer und Wittfrauen . .	7 „

Nach dem Alter theilten sich die Ehen wie folgt. Es heiratheten

unter 30 Jahren	14,096	Männer und	17,307	Frauen
von 30 bis 45 „	10,128	„ „	7,966	„
„ 45 „ 60 „	1826	„ „	996	„
„ 60 und darüber	292	„ „	73	„

Die grösste Zahl der Heirathen bei Männern fällt in das Lebensalter von 25 bis 30 Jahren, in welchem 8773 männliche Individuen heiratheten; dann folgt das Alter von 30 bis 35 Jahren mit 5495 Trauungen und endlich das Alter von 21 bis 25 Jahren mit 4954 Heirathen.

Die grösste Zahl der Heirathen trifft bei den Frauen gleichfalls auf das Alter von 25 bis 30 Jahren, nämlich mit 8043 Heirathsfällen; alsdann kommen 7395 Verehelichungen im Alter von 21 bis 25 Jahren und endlich 4576 Trauungen im Alter von 30 bis 35 Jahren.

Unter dem Alter von 21 Jahren heiratheten nur 369 männliche Individuen, weibliche aber 1869, also beinahe 6 mal mehr.

Unter diesen Ehebündnissen kommen folgende auffallende Altersverschiedenheiten bezüglich der beiden Ehegatten vor:

Anzahl der Ehen.	Alter der Gatten.	Alter der Gattinen.
14	unter 21 Jahre	30—35 Jahre
1	„ 21 „	35—40 „
1	„ 21 „	45—50 „
21	21—25 „	40—45 „
3	21—25 „	45—50 „
1	21—25 „	55—60 „
7	25—30 „	50—55 „
2	25—30 „	55—60 „
1	25—30 „	65—70 „
1	30—35 „	60—65 „
1	30—35 „	65—70 „

Anzahl der Ehen.	Alter der Gatten.	Alter der Gattinen.
2	55—60 Jahre	70—75 Jahre.
2	55—60 „	unter 21 „
1	60—65 „	„ 21 „
8	60—65 „	21—25 „
1	60—65 „	70—75 „
1	70—75 „	21—25 „
2	70—75 „	70—75 „
1	75—80 „	25—30 „
1	über 80 „	45—50 „

Ob bei diesen Ehebündnissen immer die „Liebe" das Hauptmotiv war, wage ich nicht zu entscheiden. Interessant und sicher von grossem Einflusse auf die Wissenschaft würde es sein, wenn sich die Fruchtbarkeit dieser Ehebündnisse ermitteln liesse.

Die Zahl der Scheidungen von Tisch und Bett betrug 22; die der Ehescheidungen 73. Die grösste Anzahl von beiden kommt auf Nord- und Süd-Holland.

In der Periode	1804/13	ergeben sich durchschn.	64,395 Geburten
„ „ „	1815/28	„ „ „	80,295 „
„ „ „	1815/54	„ „ „	90,388 „
Im Jahre	1858	. . „ „	112,898 „

In den früheren Jahren wurde keine Unterscheidung bezüglich des Geschlechts bei Aufzeichnung der Geburten gemacht. Im Jahre 1858 wurden 58,290 Knaben und 54,608 Mädchen geboren, mithin 3682 Knaben mehr als Mädchen. Das Verhältniss der Geborenen zur Bevölkerung war 1 zu $29,_{66}$. Ich habe oben bereits erwähnt, dass überhaupt mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und es trifft dies bei allen Völkern zu. In Bayern ist das Verhältniss $51,_{53}$ % Knaben und $48,_{47}$ % Mädchen.

Die Ursachen dieser Erscheinung werden verschieden angegeben. Nach den Einen soll die vorherrschende Zeugungskraft des einen oder andern der Gatten auf das Geschlecht des Kindes Einfluss ausüben, und zwar in der Art, dass die überwiegende Zeugungskraft des Mannes Mädchen und die der Frauen Knaben hervorbringt.

Nach Andern dagegen soll die Ursache in dem gegenseitigen Alter der Gatten liegen. Erhebungen nämlich, die man in den englischen Pairsfamilien längere Zeit über den Einfluss des relativen Alters der Ehegatten auf das Verhältniss des Geschlechts der Geborenen anstellte, zeigen, dass wenn das Alter des Gatten dem Alter der Gattin näher stand, etwas mehr Mädchen geboren wurden, als wenn der Vater erheblich älter war als die Mutter.

Dies wird ziemlich mit der ersteren Ansicht übereinstimmen. Doch sei dem wie ihm wolle. Ich habe hierüber meine eigene Ansicht, die ich aus mancherlei Gründen hier nicht anführen kann.

Von den im Jahre 1858 unehelich Geborenen treffen 944 Mädchen auf 1000 Knaben, während von den ehelich Geborenen 937 Mädchen auf 1000 Knaben kommen. Obwohl auch bei den unehelichen Geburten mehr Knaben als Mädchen vorkommen, so werden doch ausserehelich verhältnissmässig mehr Mädchen geboren, als in der Ehe. Es ist dies eine Beobachtung, die bisher bei allen Völkern gemacht wurde.

Im Ganzen wurden ausserehelich (mit Einschluss der Todtgeborenen) 4731 Kinder geboren. Das Verhältniss der ehelichen zu den unehelichen ist wie $95,_{72}$ zu $4,_{28}$; es treffen mithin auf 100 Geburten nur $4,_{28}$ uneheliche oder 1 uneheliche auf $23,_{37}$ Geburten.

Unter den grösseren Gemeinden fällt das günstigste Resultat auf Amsterdam, nämlich: 1 uneheliches Kind auf $14,_{14}$ Ge-

burten. In Rotterdam trifft 1 uneheliches Kind auf $13,_2$ Geburten, dagegen in Leiden 1 auf $8,_{49}$ und in s'Gravenhage 1 auf $8,_{51}$. Einen nicht unwichtigen Einfluss zu diesem überraschend günstigen Resultate für die beiden Seestädte Amsterdam und Rotterdam dürften die dort sich befindenden vielen sogenannten „Nachthäuser" ausüben.

Unter 1450 Zwillings-Geburten wurden 1510 Knaben und 1390 Mädchen geboren.

Bei 17 Drillings-Geburten erblickten 15 Knaben und 36 Mädchen das Licht der Welt.

Das gibt zusammen 1467 Geburten und 2951 Kinder. Die Zahl der todtgeborenen Kinder betrug 6052, und zwar 3481 Knaben und 2571 Mädchen. Das Verhältniss der leblos Geborenen zu der Geburt im Allgemeinen war für die Knaben wie 1 zu $16,_{75}$ und für die Mädchen wie 1 zu $21,_{24}$.

Die oft angeregte Frage der grössern Vollkommenheit des männlichen Geschlechts mag hier unerörtert bleiben; indessen unterliegt es durchaus keinem Zweifel, dass der Körper des männlichen Geschlechts weit zarter und vergänglicher beschaffen ist als der weibliche. Die grössere körperliche Schwäche zeigt sich schon bei den Todtgeborenen, unter denen im Allgemeinen gegen zwei Mädchen drei und mehr Knaben gefunden werden *); dieses beweisen die Sterbelisten nach Altersclassen, denen zufolge in den ersten Jahren des Daseins weit mehr Knaben als Mädchen sterben, und überhaupt, dass das Durchschnittsalter der Männer zwei bis drei, auch vier Jahre geringer ist, als das des weiblichen Geschlechts.

Im Jahre 1858 starben, nach Abzug der todtgeborenen Kinder, 46,365 Männer und 45,560 Frauen, oder 805 Männer

*) In den Niederlanden treffen für das Jahr 1858 auf 100 todtgeborene Mädchen 136 todtgeborene Knaben.

mehr als Frauen. Das Verhältniss der Gestorbenen zu der Bevölkerung war 1 zu $34,_{18}$. Ziehen wir hier auch die frühern Zeitabschnitte in Betracht, so erhalten wir durchschnittlich für:

die Periode	1804/13	60,980	Gestorbene
„ „	1815/28	59,531	„
„ „	1815/54	68,832	„
„ „	1858	91,925	„

Wenn man, mit Einschluss der Todtgeborenen, die im Jahre 1858 Gestorbenen und Geborenen noch einmal nebeneinander stellt, so erhält man folgenden Stand:

	Männl. Geschlechts.	Weibl. Geschlechts.	Mehr männl. Geschlechts.
Geboren	58,290	54,608	3682
Gestorben	49,846	48,131	1715
Mehr geb. als gest.	8444	6477	1967

Hieraus ergibt sich, dass nicht nur mehr Knaben geboren wurden, als Mädchen, sondern dass auch die Sterblichkeit der Knaben eine grössere war, als die der Mädchen.

Vergleichen wir die Ueberzahl der Geborenen über die Gestorbenen vom Jahre 1858 mit dem Durchschnitte der fünfjährigen Periode von 1850/54, so erhalten wir für dieselbe ein sehr günstiges Resultat:

Denn im Jahre 1858 wurden 14,921 Individuen und in den Jahren 1850—1854 sogar 33,261 mehr geboren als solche starben.

Der ungünstigste Gesundheitszustand ergibt sich für die Provinz Nordholland, wo sowohl in den Städten, wie auf dem Lande die Anzahl der Gestorbenen die der Geborenen überwiegt.

Nach den Altersklassen ausgeschieden, ordnen sich die

Sterbefälle (nach Abzug der Todtgeborenen) in folgender Weise*):

Alter.	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Total.
Bis zu 1 Jahr . .	15,371	12,967	28,338
Von 1—16 Jahren .	6358	6223	12,581
„ 16—50 „	10,572	10,626	21,198
„ 50 Jahren u. darüber	14,044	15,737	29,781
Unbekannt . . .	20	7	27

Unter letztern sind drei Frauen über hundert Jahre alt inbegriffen.

Das Uebermass der männlichen Geburten verminderte sich mit zwei Drittel durch mehr Sterbefälle bis zu 1 Jahre.

Die Vorliebe zur Auswanderung scheint in den Niederlanden nicht in dem Masse zu bestehen, wie in andern Ländern, obwohl es an Aufmunterungen und Einladungen zur Auswanderung nach Nordamerika, Surinam, Brasilien, dem Cap der guten Hoffnung, niederländisch Indien und Australien nicht mangelt. Nach Bromwell**) haben sich von 1820 bis December 1855 in Amerika 4,482,837 Personen niedergelassen und zwar aus:

*) Aus dem vorigen Jahrhundert hat Kerseboom für die Provinzen Holland und Westfriesland Sterblichkeitstafeln berechnet und 1738 veröffentlicht.

Auch ist hierher einschlägig:

Dr. Albert Wild, „Politische Rechnungs-Wissenschaft.“ Anleitung zu allen im Staatsleben vorkommenden Berechnungen. Ein Handbuch für Staats- und Verwaltungsbeamte, Studierende, Banquiers, Geschäftsmänner und überhaupt für jeden Staatsbürger. München (Fleischmann), 1862. Bd. I. Thl. 3. oder

von demselben: „Probleme der Statistik“ mit besonderer Berücksichtigung der statistischen Tabellen über Mortalitätsverhältnisse. München (Fleischmann) 1862.

**) *History of Immigration to the United States, New-York* 1856.

Grossbritannien	. .	1,348,682
Irland		747,930
Deutschland	. . .	1,206,087
Schweiz		31,071
Holland		17,583 etc.

Seit 1847, wo die Zahl der aus den Niederlanden über See Ausgewanderten 5,323 betrug, ist diese Auswanderung in Abnahme begriffen. Während sie in der Zeitperiode 1845/57 durchschnittlich 2149 beträgt, entziffert sie im Jahre 1857 nur 1663 Personen*).

*) Man vergleiche hiermit einen Artikel von Mr. van Rees in der Zeitschrift *Pantheon,* 1857, Thl. I. *De landverhuizing in de* 19*de eeuw.*

Fünfter Theil.

Geistige Cultur in den Niederlanden.

Fünfter Theil.

Geistige Cultur in den Niederlanden.

Erster Abschnitt.

Sprache.

Abstammung der alten niederländischen Sprache. — Ihre Zersplitterung in Mundarten. — Ausbildung des holländischen Dialektes zur Bücher- und Gelehrten-Sprache. — Holländische Sprichwörter aus dem Seeleben und der Schifffahrt. — Derber Witz darin. — Altfriesische Sprichwörter in holländischer und deutscher Uebersetzung.

Die niederländische Sprache ist ein Zweig des alten germanischen Sprachstammes und war viele Jahrhunderte lang in den gesammten Niederlanden und den angrenzenden deutschen Ländern die allgemeine Sprache. Erst mit den politischen Einflüssen von Aussen zersplitterte sie in mehrere Sprachformen und Dialekte. Die Zeit der burgundischen Herrschaft, wo das Französische die Sprache des Hofes und der Gebildeten war, und der Verkehr mit Niederdeutschland brachten fremde Elemente in die niederländische Sprache, welche von ihr auf eigenthümliche Weise assimilirt wurden. Man kann daher jetzt in den Niederlanden fünf Dialekte wahrnehmen, worunter die holländische Sprache die eigentliche Bücher-, Gebildeten- und Gelehrten-Sprache, oder wenn man so sagen darf — das „Hochdeutsche" der Niederlande ist. Grösstentheils ist sie auch die Volkssprache in den Provinzen Utrecht, Süd- und Nord-Holland, während das Bauernfriesische in Friesland, das

Groning'sche nebst dem Overijssels'chen in Groningen, Overijssel und Drenthe, das Gelder'sche in Gelderland und das Flämische in Nordbrabant, Zeeland und Limburg vom Volke gesprochen wird.

Die eigentliche holländische Sprache (und wir sprechen nur mehr von dieser) ist innerlich mit einer tüchtigen derben Consequenz durchgebildet. Als ihr Schöpfer kann mit Recht der berühmte Hooft angesehen werden. Das grösste Hinderniss in ihrer Ausbildung war der Gebrauch des Lateinischen als Organ der Gelehrten und der Wissenschaften. Ja es gab Doctrinäre, die in lateinischer Sprache dichteten.

Man kann sich vorstellen, welchen Brei von fremden Ausdrücken die holländische Volkssprache im 16. und 17. Jahrhundert darstellen musste, wo die nördlichen Niederlande mit aller Welt in Verkehr standen, und wo die politischen Flüchtlinge aus aller Herren Länder dort zusammenströmten.

Zum Glücke hat es Holland nicht an Grammatikern und Sprachreinigern gefehlt, die ebenso tüchtig als unermüdet an dem Ausbau der holländischen Sprache arbeiteten, die reich ist an gleichbedeutenden Ausdrücken, feinen Wendungen, und besonders den Redner und Geschichtschreiber mit einer Fülle von rednerischer Kraft unterstützt.

Einen grossen nationalen Sprachschatz besitzen die Holländer in ihren zahlreichen Sprichwörtern*), in denen sich gesunder Menschenverstand und treffender Witz paaren, und womit all' ihre Reden gespickt sind. Die meisten ihrer Sprichwörter sind dem Seeleben, der Schifffahrt und was damit zusammenhängt, entlehnt. Als Probe füge ich hier einige derselben bei.

*) Dieselben sind von J. P. Sprenger van Eijk gesammelt, erklärt und zu Rotterdam 1835 und 1836 herausgegeben worden. Sie umfassen 4 Bändchen in gross 8.

„*Zij doet niet dan laaden en lossen*,“ „(sie thut nichts als laden und löschen (abladen)“, sagt man von einem jungen, fruchtbaren Weibchen.

„*Zij is de Linie vorbij*“, („sie hat die Linie passirt“), d. h. sie ist über das mittlere Lebensalter hinaus.

„*De Admiraal heeft geschoten*,“ (der Admiral hat geschossen), so viel als: der Wirth beginnt die Mahlzeit und die Gäste folgen nun seinem Beispiel.

„*Hij voert een groot schip*,“ (er führt ein grosses Schiff) d. h. er hat eine wohlbeleibte Frau geheirathet.

„*Het schip moet op de helling*,“ (das Schiff muss auf die Werfte) sagt man von einem kranken Menschen, der eines Arztes bedarf.

„*Hij spreekt onbewimpeld*“ — (er spricht unbewimpelt) so viel als unser deutsches: „er schneidet nicht um, oder er spricht von der Leber weg.“

„*Hij heeft te zwaar geballast*“ (er hat zu schweren Ballast eingenommen), hat denselben Sinn, wie wenn wir von einem Betrunkenen sagen: „er hat zu schwer geladen.“

„*Hij moet zijn anker kappen*“ (er muss seinen Anker kappen) für „Fersengeld geben.“

„*Wat voert hij in zijn vlag?*“ (was führt er in seiner Flagge?) im Sinne von: was ist es für ein Mann, welches ist seine Beschäftigung?

„*Vlaggen en geen Schip*“ (Flaggen und kein Schift) sagt man von einem Prahlhans.

„*De oude schepen blijven aan land*“ (die alten Schiffe bleiben am Land) sagt man von alten Jungfern, die keinen Mann mehr bekommen.

Hij heeft schoon schip gemaakt (er hat klares Schiff gemacht), sagt man von Jemand, der sich seinen Körper gewisser überflüssiger Stoffe entledigt hat, ohne Purgirmittel anzuwenden.

Hij heeft al eenen braaven schoot onder water (er hat bereits einen tüchtigen Schuss unter Wasser), d. h. er hat schon einen halben Rausch.

Hij vaart met mij in een schuitje (er fährt mit mir in einem Nachen), d. h. er hat dieselbe Gesinnung oder denselben Zweck wie ich.

Hij begint aftetakelen (er beginnt abzutakeln), er kommt herunter an Gesundheit oder Vermögen.

Hij heeft hem deerlijk toegetakeld (er hat ihn jämmerlich aufgetakelt), d. h. durchgeprügelt.

Hij is wonderlijk toegetakeld (er ist sonderbar aufgetakelt), d. h. er ist sonderbar gekleidet.

Het is een ongemakkelijk zeeschip (das ist ein unbequemes Seeschiff), sagt man von einem linkischen Menschen.

Endlich mögen hier noch einige altfriesische Sprichwörter Platz finden, und um zugleich die abweichende Mundart des Friesischen vom Holländischen in etwas zu veranschaulichen, füge ich nebst der deutschen Uebersetzung auch die holländische bei.

„*Dir de Herren ryden, stuwt de molde;*
daer de Bedlers donsje, stuwe de lape.

(Holl. *Daar de Heeren rijden, stuift het stof;*
daar de Bedelaars dansen, stuiven de lappen.)

Wo die Herren reiten, stäubt der Stoff;
Wo die Bettler tanzen, stäuben die Lappen.

„Hat d'aade sjonge, pijpje de jonge.“
(Holl. *Wat de ouden zingen, piepen de jongen.)*
Was die Alten sungen, pfeifen die Jungen.

„Ambten in posten hingje net oonne beam,
mar wol oon 't kret.“
(Holl. *Ambten en posten hangen niet aan den boom,*
maar wel aan den kruiwagen.)
Aemter und Stellen hängen nicht am Baum,
aber wohl am Schubkarren*).

Zweiter Abschnitt.

Nationalliteratur.

Charakter der älteren niederländischen Nationalliteratur. — Sängerzünfte der „*Reederijkers.*“ — Zweck und Einfluss derselben auf die Poësie. — Kammerspiele. — Grosse Ausbreitung und Untergang der Sängerzünfte. — Die „*Reederijkerkamer*,“ genannt „*In liefde bloeiende*“ in Amsterdam. — Philipp von Marnix. — Eine Dichterfamilie. — Die poëtische Frau. — Das Geusen-Liederbuch. — Busspsalm des Herzogs Alba. — *Pieter Corneliszoon Hooft* (biographische Skizze). — Die Perle. — *Jost van den Vondel*, sein Leben und Dichten. — Stellen aus „Lucifer.“ — Vater Cats und seine Werke. — Daniel Heinsius. — Aus dem „Lobgesang auf Bachus. — Jacobus Bellamy. — Der Verräther am Vaterland. — *Willem Bilderdijk* begründet eine neue Epoche in der holländischen Literatur. — Hollands lebende Dichter und Romanschriftsteller.

Die niederländische schöne Literatur hat viel nachgeahmt, wenig erfunden. Die ganze ältere Nationalliteratur Hollands

*) Sehr naiv und bezeichnend ist im Holländischen und Friesischen das Wort „Schubkarren“ gleichbedeutend mit „Gönner.“ Der Sinn des obigen Sprichworts ist nun leicht verständlich.

besteht in Nachbildungen fremder Originale und in Uebersetzungen. Die Gliederung des niederländischen Gesellschaftskörpers, die praktische Richtung der Geister, eine Richtung, die die Natur des Landes selbst erzeugt und genährt hat, endlich die Einkeilung der Niederländer zwischen den Franzosen und Deutschen — diese Momente waren keine Hebel zu einem grossen Aufschwung poëtischer Begeisterung. Während in Frankreich und Deutschland, in Spanien, Italien und England, an den Höfen der Fürsten und in den Schlössern der mächtigen Vasallen und reichen Barone die Poësie wohlgelitten war, und die Sänger Ehrengeschenke von zarter Hand empfingen; da war in den Niederlanden schon das Ritterthum vom Handel verdrängt, da hatte es das Bürgerthum schon über den Adel gewonnen. Die Städte von Brabant und Flandern und Holland blühten wegen ihrer feinen Berechnungen im Handel, wegen der Energie und Thätigkeit in ihren industriellen Unternehmungen. Dort gab es keine freigebigen Medicis, die zarten Musen flüchteten vor dem rauhen Getöse der Arbeit.

Die ersten Anfänge der schönen Literatur finden wir im Mittelalter in den gereimten Chroniken und Rittergeschichten aus dem Sagenkreise Carls des Grossen und des Artus. Später als die Städte reich geworden waren, erregte die Poësie auch die Aufmerksamkeit der Bürger, und sie begrüssten dieselbe als eine Erholung von den prosaischen Geschäften des Tages. Es entstanden, ähnlich den deutschen Meistersängern, Sängervereine — Kammern genannt, deren Mitglieder „*Reederijkers*“ hiessen, eine eigene Zunft bildeten, und, wie die Schuster und Schneider und alle übrigen ehrenhaften Handwerker jener Zeit, eine besondere Zunftverfassung besassen. Gewöhnlich legten sie sich absonderliche Namen, Zunftzeichen und Wahlsprüche bei, über die man lächeln muss. Man erzählt, dass eines Tages in Brügge die Mitglieder einer neuen Genossenschaft berathschlagten,

welchen Namen sie wählen sollten, als plötzlich eine Brieftaube zum Fenster hereinkam, die in ihrem Schnabel einen Zettel trug, worauf geschrieben stand: „Mein Werk ist himmlisch", worauf die neue Sängerzunft den Namen „Heiliger Geist" angenommen hätte.

Der Zweck dieser Meistersänger war angeblich die Entwickelung der Poësie, allein in Wahrheit beförderten sie nur die Reimschmiederei. Ihr Einfluss auf die Poësie war ein sehr bescheidener, und ihre Bestrebungen hatten einen mehr moralischen als literarischen Charakter. Die Mitglieder der „*Kamern*" disputirten über religiöse Fragen und öffentliche Wohlthätigkeit und führten theatralische Vorstellungen auf, die nichts weiter waren, als rohe Allegorien aus dem Gebiete der Moral und der biblischen Geschichte. Diese „Kammerspiele" sind die ältesten dramatischen Producte in den Niederlanden. Sie waren Monologe oder höchstens Dialoge.

Dem Volke wurden im 15. Jahrhundert theatralische Vorstellungen aus der Bibel in den Kirchen oder komische Pantomimen auf Wagen auf öffentlichen Plätzen zum Besten gegeben, wesshalb man letztere „Wagenspiele" nannte. Die Vereine der *Reederijkers* verbreiteten sich allmählig über alle Städte, und gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts gab es in den Niederlanden gegen 200 Sängerzünfte, allein der spanische Kampf rottete sie noch im nämlichen Jahrhundert aus. In Belgien unterdrückte sie der Herzog Alba mit eiserner Hand, weil er die Keime des Protestantismus (nicht mit Unrecht) in ihnen genährt glaubte, in Holland nahm die Noth der Kriegszeit die ganze Kraft des Volkes in Anspruch, und die Zeit der Reden und Spielereien war vorbei, nur die Eisenfaust und die muthige That konnte retten.

Eine neue Epoche in der Poësie beginnt mit der Gründung der *Reederijkerskamer* in Amsterdam (1517). Aus diesem Sängerbunde, der sich *in liefde bloeiende* (in Liebe blühend) nannte,

ging ein Verein von wirklichen Dichtern hervor, unter denen sich besonders Coornhert durch seine Lehrgedichte und theologischen Schriften, und Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde*) durch seine kernigen Volkslieder und seinen im prosaischen Style ausgezeichneten „*Bijenkorf*" (Bienenkorb) um die National-Literatur und Veredlung der Sprache verdient gemacht haben. Als die Dichterbahn einmal durch den Wust der geist- und geschmacklosen Reimerei durchgebrochen war, wurde sie bald von mehreren Nachfolgern mit Glück betreten, worunter auch zwei Damen, die Schwestern Maria und Anna Römer Vischer, deren Vater selbst einen ehrenvollen Platz in der älteren National-Literatur der Holländer einnimmt.

Das wohlgetroffenste Selbstporträt hat die liebenswürdige Dichterin Anna Römer Vischer in nachstehendem, von Hermina Fredzess, einer Holländerin, ins Deutsche übertragenem Gedichte entworfen.

Die poëtische Frau.

Die Frau, die stets nur tanzt und singt,
Der immer Lautenspiel erklingt,
Der Kunst sich weiht aus eitlem Schein:
Gewiss! die muss leichtfertig sein.

Doch ist's nicht wahre Himmelslust,
Wenn sie, geschmiegt an Mannesbrust,
Durch Geist und Spiel ihn süss entzückt,
Nachdem ihr Fleiss das Haus geschmückt?

Der Missbrauch macht das Süss'ste herb,
Gereicht uns immer zum Verderb**),
Und wie Erfahrung ernst uns lehrt,
Wird selbst Arznei in Gift verkehrt.

*) Im I. Band, Seite 163 ist aus Versehen der unrichtige Name „Adelgonde" statt des richtigen „Aldegonde" stehen geblieben.

**) Der veraltete Ausdruck „Verderb" statt Verderben musste des Verses wegen von der Uebersetzerin beibehalten werden.

Aus der Geusenzeit herüber klingen frische, volle Töne erwachenden nationalen Selbstgefühles und Kraft. Von Philipp van Marnix an, dessen „Wilhelmus von Nassouwen" noch heute die Niederländer begeistert, bis zu Jost van den Vondel bildet sich eine Terrasse eigenthümlicher Geistesproducte, die mit dem Steigen der Macht der Nation Hand in Hand geht. Verweilen wir darum etwas länger bei jener Zeit der Kraft und des Ringens.

Zu den grössten Seltenheiten der niederländischen Literatur und Bibliographie gehört das „Geusen-Liederbuch," eine Sammlung jener Spott- und Kriegslieder, welche die mit dem Spottnamen Geusen (von *Gueux*, Bettler) belegten Vorkämpfer der niederländischen Unabhängigkeit zu dichten und nach bekannten Melodien abzusingen pflegten. Diese gesammelten Geusenlieder sind im Jahre 1588 im Druck erschienen, ohne Angabe des Druckortes, der wahrscheinlich Antwerpen war, und führen den Titel:

„*Een nieuw Geusen-Lieder-Boecxhen, warinne begrepen is den gantschen Handel der Nederlandtscher Geschiedenissen, dees voorleden Jaeren tot noch toe geschiedt, eensdeels onderwijlen in Druck uitghegaen, eensdeels nu nieu by-ghevoecht. Nu nieulich vermeerdert ende verbetert.*"

Das Büchlein zählt 61 Lieder auf 160 Seiten in 12., und ist mit gothischen Lettern gedruckt. Das Titelblatt zeigt eine Vignette in Holzstich, das Brustbild eines Mannes vorstellend, mit der Devise: *Vive le Geus!* so wie mit den Emblemen des Geusenbundes. Darunter stehen die Worte: *Vive Dieu, la Santé du Roy, et la Prosperité des Geus!* Diese erste und letzte Devise ist roth, die des Königs aber schwarz gedruckt. Auf der Rückseite des Titels befindet sich eine Anrede an „die gutherzigen Sänger", mit heftigen Ausfallen auf den Herzog Alba und schliesst mit der Unterschrift „Seid sonder Arg! J. G. D."

Man schreibt die Redaction des „Geusen-Liederbuchs", welches selbst in Holland nur mehr in wenigen Exemplaren vorhanden ist, Philipp van Marnix zu.

Die Reihe der Lieder beginnt mit einem Busspsalm des Herzogs von Alba, nach der Weise des II. Psalms des Königs David, und lautet in deutscher Uebersetzung (in so weit sich eine solche geben lässt):

Warum rasen die Geusen voll Hochmuth?
Warum kommen sie in dem Briel zusammen?
Was ist's wohl, das man in Vliessingen nun thut
Und zu Enkhuizen, um mich zu beschamen?

Mit Königen können sie bereits sich verbinden,
Und mit Fürsten, die darauf bedacht,
Mich zu bestreiten und ganz zu verschlinden
Und meinen Gott, den Papst, mit ganzer Macht.

Sie sprechen: lasst uns werfen vom Hals
Den zehnten Pfennig, mit all' ihren Beschweren
Duc d'Albas Kommissie*), denn sie ist falsch,
Und sie wollen mich für einen Feind erklären.

Mit all meinen Spaniarden, hochgepriesen,
Wollen sie mich gänzlich zum Land herausschlagen.
Dem Papst wird nicht mehr Gehorsam erwiesen,
Noch wollen sie Melis dienen in dem halben Mond.

Allein ich will noch tapfer ziehen zu Feld,
Um sie zu zwingen, dass sie mein Bild verehren,
Das zu Antwerpen auf dem Castell ist aufgestellt,
Daran will ich meine Kommissie sie kennen lehren.

Doch sie kommen zusammen mit grossen Haufen,
Davor ich mich mehr als einmal entsetzt,
Den zehnten Pfennig werd' ich theuer erkaufen,
Und dass ich den Adel hab' so tief verletzt.

*) Kommissie bedeutet soviel als Sendung.

Und bin ich nicht Statthalter allbereits
Meinem König und der Inquisition zugleich,
Und hat der Papst mir nicht klar zugesagt,
Dass ich dies Land in Frieden besitzen soll?

Soll ich wohl solchen Lohn von ihnen erwarten,
Von darum, dass ich ihr alter Büttel bin gewesen,
Dass man mich ohne Hülfe hier verschmachten lässt,
Ist dies der Lohn von der gekrönten Bestie?

Mächtige katholische Prinzen!
Rafft euch zusammen, schafft Geld und wollet Beistand senden!
Denn büssen wir nun diese Niederlande ein,
So wird auch in Frankreich unser Reich völlig enden.

In Spanien dürfte es auch nicht zu lange mehr dauern;
Italien hat den Papst schon in Angst gesetzt;
Die Deutschen wollen seinen Bienenkorb nicht weiter scheuern.
Wir dürfen singen: *Ite, Missa est.*

Pieter Corneliszoon Hooft.

Als der Koryphäe der niederländischen Literaturgeschichte stellt sich uns *Pieter Corneliszoon Hooft* dar, den seine Landsleute etwas pompös den „niederländischen Tacitus" genannt haben. Er war den 16. März 1581 geboren. Sein Vater bekleidete hinter einander die höchsten Stellen und Würden in Amsterdam, wie denn überhaupt die Familie der *Hooft* schon frühe zu den achtbarsten der Provinz Holland gehörte. An der Universität Leiden, wo damals Sterne erster Grösse am wissenschaftlichen Himmel Europa's glänzten, widmete sich Hooft der Rechtswissenschaft, doch zog ihn seine Neigung mehr zu den humanistischen Studien. Seine Liebe zur Poësie und Redekunst ward in der bereits erwähnten Kammer der *Reederijkers* in Amsterdam — *in liefde bloeiende* — genährt. Denn damals befanden sich unter ihren Mitgliedern Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und hoher bürgerlicher Stellung, welche die Sache

aus reiner Begeisterung für Nationalität und Wissenschaft und nicht, wie viele andere der *Reederijkers*, blos aus Gewinnsucht und Prahlerei ergriffen hatten. Zu den Tonangebern des Tages gehörte Hendrik Laurenszoon Spiegel, ein Sprachreformator, dessen Schriften gründliche Studien bewiesen.

Nachdem der an Hoffnungen und Wünschen reiche Jüngling mehrere glückliche Jahre abwechselnd in ernsten Berufsstudien und in poëtischen und Kunstgenüssen verlebt hatte, durchreiste er Frankreich, Italien und Deutschland und brachte reiche Schätze des Wissens ins Vaterland zurück. Besonders hatte er die Historiker und Dichter berücksichtigt.

Nach seiner Rückkehr widmete er sich dem Studium der klassischen Geschichtschreiber, ohne die Dichter zu vernachlässigen. In diese Periode fallen auch seine ersten dramatischen Versuche, z. B. „Achilles und Polixena", „Theseus und Ariadne"; doch hat Hooft in der Folge diese beiden Sachen, als der Aufbewahrung unwerth, der Sammlung seiner Gedichte nicht beigefügt.

Zunächst lieferte er das Schauspiel: „*Granida*", das als eine sprachliche Reliquie für die Literaturgeschichte schätzenswerth ist. Von nun an versuchte er sich auf allen Gebieten der Poësie, in der biographischen Panegyrik, in kleinen scenischen Darstellungen, in Gelegenheitsgedichten, im Schau- und Trauerspiele, in erklärenden Gedichten. Seinen frischesten Lorbeer aber wand er sich als Historiker um die Schläfe, und er hat sich verewigt durch seine „*Nederlandschen Historien*", worin er die Schicksale seines Vaterlandes von dem Zeitpunkte an beschrieb, wo Kaiser Karl V. die Herrschaft an seinen Sohn Philipp II. übergeben hatte, bis zur Ermordung Wilhelms von Oranien. In zwanzig Büchern abgetheilt, erschien das Werk im J. 1642 mit einer geistvollen, männlichen Zueignung an den

Prinzen Friedrich Heinrich. Diese Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes ward von der Nation mit dankbarem Enthusiasmus aufgenommen. Man sieht es dem Werke an, dass es seinem Verfasser nur um Wahrheit zu thun sei, was doch das erste und letzte Ziel aller Geschichtschreibung sein soll, leider aber nicht immer als solches berücksichtigt wird. Ein zweites Moment, das ihn vor vielen sogenannten Geschichtschreibern auszeichnet, ist sein staatsmännisch scharfer Blick, der auch die hinter den Coulissen spielenden Dinge beobachtete, und endlich seine militärisch richtige Behandlung der Kriegsbegebenheiten. Wenn man noch eine gedrungene Kürze der Darstellung, eine markige und doch hinreissende Sprache hinzurechnet, so sind die Hauptzüge des Geschichtswerkes von Hooft gezeichnet.

Pieter Hooft genoss auch äusserer Ehren. Der Prinz Moritz von Oranien hatte ihn auf den durch die „Staaten" von Holland gemachten Vorschlag zum „*Drossaart*" (Landvogt, Oberamtmann) von Muiden ernannt und mit anderen Würden und Aemtern ausgezeichnet, die in der Regel nur mit Personen von hohem Adel besetzt wurden. Hooft war zweimal verheirathet und hatte in seinem Privatleben viel Schmerz zu kosten. Der Tod entriss ihm mit seiner geliebten ersten Gattin Christine auch seine drei Kinder, und bald ward ihm durch mehrere Bankerotte sein Vermögen gekürzt. Aus seiner zweiten Ehe mit einer Wittwe erhielt er eine Tochter und einen Sohn. Dem Wesen Hooft's war Fröhlichkeit und Humor nicht fremd, Ernst jedoch in ihm vorherrschend. Musik gehörte zu seinen süssesten Genüssen. Sein Haus in Amsterdam und das Schloss zu Muiden standen jedem offen, der sich durch geistige Bildung auszeichnete. Hooft war lang und hager von Gestalt, mit scharfen klaren Augen und bräunlich blondem Bart und Haar. Er starb am 21. Mai 1637 im Haag, wo er kurz zuvor dem Leichenbegängniss des Prinzen Friedrich Heinrich beigewohnt hatte.

Von der poëtischen Begabung Hooft's mag folgendes Gedicht Zeugniss geben, das jedoch in der deutschen Uebertragung unendlich viel verliert.

Die Perle.

Mild sah herab zur Erd'
Durch zarter Wölkchen Flor
Der Englein holdes Chor
Und sucht die Perle, werth,
In Himmels gold'nen Hallen
Durch Reinheit zu gefallen.

Da sank sein Blick mit Lust
Auf Margarita hin,
In ihrem Kindersinn
Vor Sünde unbewacht.
Sie kennt im Säuglingsschlummer
Nicht Lebensglück noch Kummer.

Die Perle, glänzend schön,
Gefiel der Englein Schaar,
Die, lieblich, wie sie war,
Sich senkt von Himmels Höh'n
Mit strahlendem Gefieder
An Gretchens Wiege nieder.

Sie sucht mit Hast hervor
Die Perl', der Unschuld Bild,
Besieht und küsst sie mild,
Schwebt sanft damit empor
Zum sel'gen Himmelsfrieden.
Die Muschel blieb hienieden.

(Hermina Fredzess.)

Jost van den Vondel.

Die höchste Vollendung erreichte die niederländische Poesie des 17. Jahrh. durch Jost van den Vondel. Als Dramatiker, als Heldensänger, als Lyriker, ja selbst als Satyriker

steht er unter den Zierden der niederländischen Nation da. Beiden, Hooft und Vondel, welche gleichzeitig neben einander lebten, demselben Dichterbunde in Amsterdam angehörten, verdankt das Drama seine schnelle Erhebung.

Vondel war zu Köln am Rhein im J. 1587 geboren, der Sohn einer schlichten Wiedertäuferfamilie, welche des Glaubens willen verfolgt aus Brabant sich dahin geflüchtet hatte. In früher Jugend schon kam er nach Amsterdam, wo sich seine Eltern niedergelassen hatten. Er lernte die holländische und deutsche Sprache mit gleicher Fertigkeit sprechen, und gehörte Holland und Deutschland zugleich an. Bei den beschränkten Vermögensverhältnissen seiner Eltern wurde er zum Strumpfwirker und Strumpfhändler bestimmt. Allein das Genie überstieg die engen Schranken seines Lebenskreises. Schon im dreizehnten Lebensjahre offenbarte sich sein Dichtertalent. Als er zur Ueberzeugung gekommen war, dass er nur im Studium der Alten die Weihe erlangen könne, begann er noch im 26. Lebensjahre mit Ernst die lateinische Sprache zu erlernen.

Nachdem Vondel sich in einer Anzahl kleinerer Gedichte versucht hatte, fühlte er sich vorzugsweise zur dramatischen Muse hingezogen. Die Vorschule hiezu war leider damals in schlechtem Zustand, während andere Gebiete der Wissenschaft und der schönen Literatur mit Ruhm von einer Reihe tüchtiger Männer angebaut wurden. Jede von den Kammern der *Reederijkers* besass eine Bühne, auf der, wie bereits angedeutet, die „Moralitäten“ die Stelle des Schauspiels vertraten. Von Poësie war darin keine Spur, Alles instructiv, allegorisirend. Die kirchliche Polemik zwischen Katholiken und Protestanten mischte sich ungebührlich darein und machte diese Vorstellungen widerwärtig. Ihr Einfluss auf den Volksgeist war ein unedler.

Nach dem Geschmacke der Zeit eröffnete Vondel seine dramatische Laufbahn mit zwei biblischen Stücken: „Passah

oder die Befreiung Jerusalems" und die „Zerstörung Jerusalems", welche Stücke mit Beifall in der in Amsterdam bestehenden brabantischen Kammer, genannt *„Fleure de Lavande"*, aufgeführt wurden.

In den damaligen politischen Verwicklungen im Schoose der jungen Republik nahm Vondel Parthei für die unterliegenden „Patrioten", welche den intelligenten Theil des Volkes vertraten und deren Haupt der unglückliche Oldenbarneveld war. Die Hinrichtung dieses edlen Mannes empörte Vondel bis ins Mark, und in dieser Stimmung schrieb er das Drama „Palamedes", voll Anspielungen auf die damaligen öffentlichen Zustände und auf den Prinzen Moritz von Oranien. Obgleich der „Palamedes" erst nach des Prinzen Tode im Drucke erschien, so war dessen Inhalt doch in die Oeffentlichkeit gedrungen und brachte den Verfasser in Gefahr. Vondel's Auslieferung ward von der statthalterischen Regierung verlangt, aber der Stadtrath von Amsterdam verweigerte sie mit rühmlicher Festigkeit; so kam schliesslich Vondel mit einer Geldbusse von 300 fl. davon. In jener Zeit existirte nämlich noch keine förmliche Pressfreiheit in Holland.

Vernünftiger handelte der Prinz Friedrich Heinrich. Anstatt den auf die Gemüther der Nation einflussreichen Dichter durch Gewaltmassregeln in einen unversöhnlichen Feind des Hauses Oranien zu verwandeln, suchte er vielmehr ihn für sich und seine Sache zu gewinnen. Er las nicht nur selbst den „Palamedes", sondern ertheilte Vondel auch den Ritterschlag. Alle Menschen lassen sich schmeicheln, und Vondel war ein Dichter.

Er widmete nun seine Muse dem Preise der Thaten Friedrich Heinrichs sowie den gefeierten Männern jener Zeit. Zugleich bereitete er sich auf ein grosses Epos vor, welches den Sieg des Christenthums über die Heidenwelt verherrlichen sollte. Von diesem Epos, „Constantinus Magnus" betitelt, hatte

er bereits mehrere Gesänge ausgearbeitet, als der plötzliche Tod seiner Gattin sein Gemüth so düster stimmte, dass er die Arbeit aufgab und das bereits Geschaffene vernichtete.

Nun wandte sich der Dichter wieder der dramatischen Muse zu. Als lebendiger Ausdruck seiner Seelenstimmung erschien sein Trauerspiel „Gysbrecht van Amstel“ und rief bei seiner Aufführung einen unbeschreiblichen Enthusiasmus des Volkes hervor. Die erste Aufführung fand bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Saales der Amsterdam'schen Schaubühne statt. Vondel schilderte die Einnahme der Stadt Amsterdam, bisher Besitzthum der Herren van Amstel, durch die holländischen Barone, welche den Tod des Grafen Floris V. von Holland rächen wollten. Floris war nämlich einer Verschwörung, in die van Amstel verwickelt worden, zum Opfer gefallen. Das Stück endigt mit der Einäscherung der Stadt Amsterdam und dem freiwilligen Exil des Helden. Da aber ein solcher Ausgang die Zuhörer nicht sehr befriedigen konnte, so lässt Vondel einen himmlischen Geist auftreten, welcher dem Herrn van Amstel die künftige Grösse der rauchenden Stadt vorhersagt. Amsterdam stand damals im Zenith seiner Herrlichkeit — wer findet da den Enthusiasmus der stolzen Kaufleute nicht begreiflich? Mit einigen Abänderungen wird das Stück noch heute gern gesehen, obwohl es nicht gerade die beste Arbeit Vondel's ist, allein der behandelte Gegenstand ist der nationalen Geschichte entlehnt. Die fragliche Tragödie ist übrigens nur eine geniale Nachahmung des II. Buches von Virgil's Aeneïde, und der Dichter gesteht dies selbst in seiner Vorrede zu diesem Stücke ein. Trotzdem musste auch die Kritik viele Schönheiten darin erkennen.

Im poëtischen Gemüthe Vondel's blieb eine Leere zurück, welche der Protestantismus nimmer ausfüllen konnte. Er trat deshalb zum alten katholischen Glauben zurück und, wie man

wohl behaupten darf, aus reineren und höheren Gesinnungen als einige deutsche literarische Heroen der neueren Zeit sie besassen, bei denen der feine Epikuräismus geschwängert und durchfiebert war von einem poetischen Mysticismus.

In Folge seines Uebertritts zum Katholicismus erzeugte sich zwischen Vondel und seinem alten Freunde Hooft eine bedauernswerthe Missstimmung. Vondel ging unbeirrt auf der einmal eingeschlagenen Bahn fort; seine Muse wandte sich mit Vorliebe religiösen Stoffen zu. So entstanden seine Tragödien: Die „Eilftausend Jungfrauen", „Peter und Paul"; in dieser Seelenstimmung schrieb er seine „Briefe der heiligen Jungfrauen", die „Jubelfeier der heiligen Stadt" und die „Altargeheimnisse" — eine poetische Verherrlichung der Messe. Doch fällt in diesen Zeitraum (1639 bis 1645) auch das Trauerspiel „Maria Stuart".

Vondel versuchte sich auch in Nachbildungen und Uebertragungen griechischer und römischer Tragiker und zersplitterte daran seine Kräfte. Der wenig geläuterte Geschmack der Zeit fühlte damals nicht den ungeheuern Abstand, der die Griechen von jener Epoche trennte.

Im Jahre 1659 erschien sein „Lucifer", ein unglücklich gewählter Stoff, dürr und unfruchtbar für sein Talent, aber voll herrlicher Bilder. Dennoch erreicht dieses Stück weder die Kühnheit der Erfindung, noch die Erhabenheit des Gedankens, noch den Glanz der Darstellung und die Frische der Schilderung in Milton's „Verlorenem Paradiese".

Das Stück hat die Empörung der gefallenen Engel unter Anführung Lucifer's zum Gegenstande, eine Empörung, die von St. Michael glorreich durch Vertreibung der bösen Engel aus dem Himmel gedämpft wird.

Der erste Act beginnt mit einer imposanten Darlegung. Lucifer hat seine Engel nach der erst kürzlich geschaffenen Erde

abgesendet, um Erkundigungen über das neue Geschlecht der Menschen einzuziehen. Der Bote bleibt lange aus, die himmlischen Geister werden ungeduldig und Belzebuth beklagt sich, als plötzlich Belial den abgesendeten und nun zurückkehrenden Apollion von Weitem gewahrt. Belzebuth eilt dem geflügelten Boten der Lüfte entgegen, und dieser beschreibt nun mit begeisterten Worten die Reichthümer der Erde, die Schmackhaftigkeit ihrer Früchte, den Glanz ihrer edlen Gesteine. Als er aber auf den Menschen zu sprechen kommt, verräth seine Sprache Bewunderung und Neid.

„Ich sah den Löwen sich zu den Füssen seines Herrn schmiegen und ihn liebkosen; vor ihm hörte der Tiger auf, grausam zu sein, der Stier senkte demüthig seine Hörner, der Elephant seinen Rüssel; der Greif und der Adler näherten sich, um der Stimme des Menschen zu lauschen; mit ihnen kamen auch der Drache, der Behemoth und der Leviathan herbei. Ich schweige von dem Lob, welches die Vögel der Wälder dem Menschen zollten in den harmonischen Melodien ihrer Gesänge, während das Säuseln des Windes in dem Laubwerk und das Rieseln des Baches in seinem mit Blumen gesäumten Bette eine Musik bildeten, welche zu vernehmen das Ohr nicht müde wird.

Niemals hat ein Bewohner der himmlischen Regionen meine Augen so entzückt, wie die beiden Bewohner der Erde. Gott allein konnte mit solcher Kunst Seele und Leib verbinden und zweifache Engel erschaffen aus Bein und Thon.

Die Weisheit des Schöpfers enthüllt sich in der edlen Haltung des Menschen und glänzt besonders auf seinem Gesichte, dem Spiegel der Seele. Wenn jeder Theil seines Körpers meine Blicke in Bewunderung setzte, so hatte dieser einen unaussprechlichen Reiz für mich; denn er vereinigte alle Schönheiten. Ein himmlischer Geist blitzt in den Augen des Menschen, und die Unsterblichkeit leuchtet auf seinem Antlitz. Während die

Thiere, stumm und vernunftlos, den Kopf zur Erde neigen, erhebt er allein den seinigen stolz zum Himmel, zu Gott auf, welcher ihm das Leben gab und dessen Lob er verkündet.

— Was hältst du, sagte Belzebuth, von dem Weibe, das aus seiner Seite hervorging?

— Ach! erwiedert Apollion, als ich sie (Eva) sah, wie sie von Adam unter das Laubwerk der Bäume geführt ward, habe ich mit meinen beiden Flügeln meine Augen und mein Antlitz verhüllt, um meine Gedanken zu unterdrücken und meine Begierden zu besiegen. Von Zeit zu Zeit blieb Adam stehen, um sie zu betrachten, und alsdann entbrannte eine heilige Flamme in seinem Herzen. Er umarmte seine Gattin und beide feierten ihre Vermählung mit einer Gluth und Wonne, welche du ahnen magst, die ich aber nicht schildern kann. Was ist es doch Trauriges um das Alleinsein! Wir kennen nicht die Vereinigung der Geschlechter, den Bund der Jungfrau und des Gatten. Ach! wir sind übel bedacht! wir kennen nicht Hymens Freuden in einem Himmel ohne Weiber."

Apollion fährt fort, mit einem solchen Entzücken von der Schönheit des Weibes zu sprechen, dass Belzebuth ausruft: „Man möchte meinen, du brennst vor Liebe zu ihr."

„Ja," erwiedert der Bote, „ich habe daran meine Flügel versengt. Nur mit Mühe konnte ich mich entschliessen, die Erde zu verlassen, um in die himmlischen Regionen wieder aufzusteigen. Indem ich mich von den Orten entfernte, welche von den Menschen bewohnt werden, that ich es mit Bedauern und ich wendete mehr als dreimal den Kopf um, sie noch einmal zu sehen. Nein! im ganzen Raume der erhabenen Sphären gibt es keinen Seraph, den man mit dem Weibe vergleichen könnte. Ihr goldenes Haar umgibt ihr Haupt, wie eine Strahlenkrone, und fällt über ihre Seiten hinab. Wann sie erscheint, möchte man meinen, dass sie dem Schoose des Lichtes entsteigt und

dass ihre Gegenwart dem Tage neuen Glanz verleiht. Die Perle und das Perlmutter sind Bilder der Reinheit, aber das Weib ist reiner als Perlmutter und weisser als die Perle.“

Nach dem „Lucifer“ erschien „J e p h t h a“, welches Stück mehr geschichtlichen Stoff und poetische Reliefe darbot. Endlich hatte sich Vondel als Greis noch an eine holländische Bearbeitung des „Verlorenen Paradieses“ gemacht.

Wohl niemals war ein Dichter in einer prosaischeren socialen Stellung gewesen. Am Morgen seines Lebens musste er Strümpfe wirken, am Abend seines Lebens bekleidete er ein Amt bei der städtischen Leihbank in Amsterdam. Die Verschwendung eines ungerathenen Sohnes hatte seine Vermögensverhältnisse zerrüttet. Der Dichter bezahlte dessen Schulden und war — ein ehrlicher Mann, leider ohne Geld. Und diese Eigenschaft allein schützt nicht vor Mangel. Die Herren von Amsterdam verliehen demjenigen Manne, ohne dessen Genie die holländische Nationalliteratur heute noch eine traurige Rolle spielen würde, diesem Manne verliehen sie eine Stelle beim Pfandhause. Freilich statt Pfänder zu verzeichnen, dichtete er Verse! Damit konnte den Herren von Amsterdam nicht gedient sein, sie setzten ihn ab, gaben ihm aber seinen Gehalt fort. Das war grossmüthig, doch kam ihre Grossmuth etwas langsam nach.

Vondel überliess sich nun ungestört seiner Lieblingsneigung und starb im hohen Alter von 91 Jahren (1679).

In den ersteren dramatischen Erzeugnissen Vondel’s herrscht noch allenthalben das schlechte, moralisirende Genre der *Reederijkers*, doch begegnet man schon in dem „Passah“ frischen grünen Oasen einer wahrhaften Poësie. Voll Reiz im Originale ist die Klage einer ägyptischen Frau über ihres Erstgeborenen Tod:

„Die Rosen seiner Wangen sind verwelkt, verschwunden die Korallen von seiner Lippe, die so oft von der mütterlichen

Milch aufgefrischt worden. Die sanfte Klarheit seiner Augen, die ihre Strahlen in das Herz derjenigen senkte, welche alles verloren hat, war von einem neidischen Augenliede verschleiert. Ach! wollte der Himmel, dass seine Ohren niemals den zarten Mutternamen gehört hätten!"

In der „Zerstörung von Jerusalem" wird schon weniger allegorisirt, und die Chöre enthalten sich des Moralisirens; auch die Einheit von Zeit und Ort ist besser berücksichtigt und der Einfluss eines aus dem Studium der Alten gewonnenen besseren Geschmackes unverkennbar, ein Einfluss, der sich im „Palamedes" schon zum grossen Fortschritte gestaltet hat. Aber erst nach dem Erscheinen dieses Stückes gewinnen die Tragödien Vondel's einen individuellen Charakter und verfolgen eine besondere Richtung und einen besondern Zweck. Und, gleich dem moralischen Ziele seiner Vorbilder, der griechischen Tragödien mit ihrer religiösen Tendenz, war Vondel's Zweck: Vertrauen auf Gott und Unterwerfung unter seinen heiligen Willen zu lehren. Er besetzte die Rolle des Schicksals durch die Vorsehung, die des Jupiter durch die göttliche Gerechtigkeit, und statt der Götter und Halbgötter treten die Engel und Teufel auf. Die Tragödie sollte wiederum werden, was sie bei den Alten gewesen: Poësie im Wesen wie in der Form.

Der moralische Zweck seines Schauspiels erklärt auch seine Vorliebe für biblische Stoffe, die für seine Bearbeitung so zu sagen schon zugehauen waren.

Besonders hat sich Vondel als Lyriker verewigt. Seine Muse wendete sich im Gebiete der Lyrik, wie im Drama, der Höhe und dem Hohen zu. Die „Römische Leyer", die „königliche Harfe" und besonders die Ode „An den blonden Rhein" sind unverwelkliche Blumen in seinem Dichterkranze.

Vater Cats.

Unter der grossen Menge Dichternamen des 17. Jahrhunderts ist der des naiven Cats der populärste geblieben. Cats wurde im Jahre 1577 zu Brouwershaven in Zeeland geboren und gehörte einer vornehmen Familie an. Seine glänzende diplomatische Laufbahn endigte er als Gross-Pensionair von Holland. In seinem 65. Lebensjahre erlangte er es auf seine Bitten, dass er seines Amtes enthoben wurde, und nun zog er sich auf sein Landhaus zurück, wo er ruhig lebte und Verse machte. Letzteres hatte er auch schon recht fleissig früher gethan; denn Cats hat zwei gewaltige Foliobände poëtischer Erzeugnisse hinterlassen. Ein Meister war er in der heitern Erzählung und in der Allegorie, unter der er immer eine moralische Sentenz leicht verschleierte. Er schrieb auch Lehrgedichte, die gute Rathschläge enthalten (die „Ehe" und der „Trauring" gelten für die besten), und dichtete Hymnen. Er starb im Jahre 1660 in seinem 83. Lebensjahre. In Holland liest Jedermann seine Verse, man lernt sie auswendig. Die Werke von Cats findet man in den meisten Familien neben der Bibel; der Dichter heisst nur der „gute Vater Cats".

Daniel Heinsius.

Dieser Mann galt als ein Mirakel der Gelehrsamkeit, aber auch als Dichter ist er hoch geachtet. Aus seinem „Lobgesang auf Bacchus" sollen hier einige Stellen, freilich in matter, das Original in seinem Duft und Reiz kaum berührender prosaischer Uebertragung, mitgetheilt werden — nämlich wie die auf Naxos von Theseus verlassene Ariadne von Bacchus getröstet wird.

Ariadne rief und schrie betrübt, den Theseus anklagend:

„Dies konntest du mir thun, o Bürger Athens! mir bist

du entwichen? Wehe mir, um meines Schlummers willen! Die falsche Freundlichkeit stürzt mich arme Magd in solchen Jammer. Ich lag in süssen Traum versenkt; mir schien's, als ruhten wir einander zur Seite, Mund an Mund, in höchster Trunkenheit der Lust. Ich streckte meine Hand nach Theseus aus, aber er war nicht mehr auf dem Lager: ich richtete mich auf im Schlafe und fühlte mit beiden Händen um mich her, wo er wohl sein möchte; doch sucht' ich hier und dort umsonst. Fort war er!

O! dass ein grimmiges Thier meinem befleckten Leben ein Ende machte! Und fällt kein Blitzstrahl aus den Höhen, mich zu zermalmen? Ich Aermste, wohin soll ich mich wenden? Einsam und entlegen ist dies Eiland; die Heimath ist mir verschlossen, die mich erzeugt hat. So bin ich denn nur darum dem Schoose meiner Mutter entstiegen, um deinetwegen in den Tod zu gehen! Hast du so sehr deines Vaters Zorn gefürchtet, dass du dich scheutest, die Jungfrau aus königlichem, bei euch selbst hochberühmtem Stamme in dein Vaterland einzuführen? War ich doch zu andern Dingen gut: ich konnte dir folgen, dir dein Lager bereiten. Alsdann hätte ich doch das Recht erhalten, in deiner Nähe zu sein; ich konnte meinen Theseus sehen und das hätte mir genügt. Nun aber sterbe ich ohne dich. Dieses sind die Hochzeitsgaben, welche mir Theseus bringt: eine Insel, Meer und Luft. O unendlicher Meineid! Seine Braut überlässt er hier den Vögeln zur Beute. Dies ist die ewige Treue, die er mir zuschwur, als ich einst sein Leben mit meinem Arme schützte und ihn von dem Tode errettete! etc. etc.“

Nun wird die Ankunft des Bacchus und seines Zuges geschildert.

„Wie er (Bacchus) nun also dahinzieht, gewahrt er die schöne Tochter des Minos, die braunen Augen noch von Thränen

benetzt. Gleichwie das grüne Gras durch den süssen Himmelsthau in der Zeit des Mai befeuchtet wird, also zitterte noch das Nass auf den blühenden Wangen. Aufgelöst lag ihr Haar auf ihrem Schoose, ihr Gewand flatterte im Winde und liess den Busen unverhüllt. Den Hauptschmuck hatte sie weit von sich geschleudert, an den Strand des Meeres, dessen Wellen damit spielten; das zerknitterte Oberkleid und das Brusttuch *) lagen auf dem Sande. Sie rief fort und fort nach Theseus und streckte die zarten Arme nach ihm aus!

„Da nahm Bacchus, seinen Wagen anhaltend, ein Rebenblatt, um ihr Antlitz damit abzutrocknen, über welches fort und fort ein Thränenstrom quoll. Er sprach: liebes Kind! zu was nützt dir dein Klagen, was hilft dir dein sehnsuchtsvoller Ruf? Ist gleich Theseus, dein Gemahl, von hinnen geflohen, o so blicke einmal auf mich und senke nicht so schmerzvoll die Augen. Lass fahren den Gegenstand deiner Gedanken und schliesse mich in deine Arme. Ich bin der grosse Gott, welcher Trauer und Schmerz zu verscheuchen vermag durch seinen edlen Saft.“

„Die Tochter des Minos schwieg und warf von der Seite verstohlene Blicke auf ihn. Das rührte dein Herz, o Evan Evoe! Bald kam sie wieder mehr zu sich und warf noch einmal auf dich (Bacchus) ihr liebliches Auge. Solche Sprache genügt bei Göttern und Menschen. Aber schweigt auch die Jungfrau, so sind doch die Verräther nahe. Es befindet sich hier ein Wundervolk sehr listiger Art auf dem Grunde; ohne Zunge sagen und ohne Mund rufen sie: „O Evan, Evoe! Du Gott der süssen Reben, reiche ihr bald zu beiden Seiten einen zarten Kuss.“ Da warf der Gott das bunte Hindenfell von sich. — — Guten Wein sah man zur Stunde wachsen und tausend Blumen der Erde entsprossen. Das Meer war still und stumm, kein Lüftchen

*) Nach dem Geschmacke jener Zeit wurden selbst Göttinen mit Reifrock und Brusttuch bekleidet — diese waren damals Mode.

regte sich. Nur Zephyr war der Vertraute eurer Liebe und hauchte, euch zu Ehren, Veilchen und Rosen hervor. Kythera selbst liess an dem Platze, wo ihr ruhtet, reichlich Myrthen aufschiessen und flocht sie mit eigener Hand an deine Reben und verband sie mit einander. So laget ihr den ganzen Tag hindurch. Die Mimallonen kreisten toll um euch, die Satyrn riefen: „O Evan, Evoe!" Und als der süsse Kampf vollendet, hob er die neue Braut auf seinen Wagen"

Fehlt es der Begeisterung des Dichters an Gluth, seiner Phantasie an Ueppigkeit, dieser Schilderung an Farbenpracht?

Jacobus Bellamy.

Im 18. Jahrhundert ist Hollands schöngeistige Bewegung sklavisch dem französischen Einfluss verfallen. Aufgegeben sind die Versuche eines Hooft, eines Vondel, eine unabhängige National-Literatur zu schaffen. Der gute Vater Cats, dessen breite Werke den Stempel des Nationalcharakters tragen, wird verleugnet, und die neuen Schriftsteller kriechen furchtsam, wie Schuljungen unter die Ruthe Frankreichs, das man in seiner schönen Literatur, in seinen Moden, in seinem Baustyle, in seinen Festen und Launen nicht nachahmt, sondern karrikirt. Das didaktische Gedicht macht sich breit und erdrückt die ursprüngliche Lyrik; eine unglückselige Spruchweisheit, aufgepolstert mit Allegorien und Gleichnissen, tritt an die Stelle des populären Vater Cats. Mevrouw Lucretia Wilhelmina van Merken überschwemmt mit ihren Tragödien aus Racine's Schule die Bühne, auf welcher Vondel wie ein Ignorant verbannt ist. Wir haben nicht Lust, alle die Namen der sogenannten Dichter dieser Epoche zu nennen, es verlohnte sich auch gar nicht der Mühe.

Nur einen mächtigen Naturdichter hat Holland in jener Zeit aufzuweisen, und dies ist der Bäcker J a c o b u s B e l l a m y. Dieser war ein Kind des Volkes. Er wurde 1757 in Vlissingen

(in Zeeland) geboren und erlernte seines Vaters Handwerk. Aber Lesen und Versemachen freute ihn mehr. Er dichtete Lieder und zog dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich. Ein berühmter Professor von Leiden nahm ihn vom Backtrog weg ins Studirzimmer. Er starb aber schon im 28. Lebensjahre, da, wo er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Hätte man ihn am Backtrog gelassen, vielleicht lebte er noch. Bellamy hat vier kleine Bände lyrischer Dichtungen hinterlassen. Da sprudelt Volkspoesie, frisch, klar aus eigenem Herzen. Auch führte er den Gebrauch reimloser Verse ein. Von seinem dichterischen Schwunge zeigt nachstehende Ode, die ich in deutsche Prosa übertrug.

An einen Verräther des Vaterlands.

Es war während der Nacht, als dich deine Mutter gebar, während der unheilvollsten Nacht! Die höllischen Geister waren bei deiner Geburt zugegen, der Nachtvogel liess dreimal seinen verhängnissvollen Schrei erschallen, das Meer bebte, die Wogen brüllten. Ein dumpfes Getöse drang selbst bis in den Chor der Engel. Deine Mutter betrachtete dich, und das Leben floh aus ihrem verödeten Herzen, dein Vater seufzte, betrachtete dich näher und ward vom Schmerze niedergeworfen, denn alsbald erdröhnte sein Haus von einer Stimme, wie von einem Donnerschlage, und diese Stimme sprach: „Jedermann weiche von diesem Ungeheuer von Kind zurück. Der Himmel hat es in seinem Zorne auf die Welt gesetzt zum Unheil des Volkes. Der grausamste Dämon des Abgrundes wird sein Führer sein auf Erden. Dieses Kind wird sein Vaterland verrathen und die Freiheit bis ins Herz treffen. Das Gold wird seine nach Reichthümern gierige Seele nicht sättigen. Sein ganzes Leben ein Spiel seines Ehrgeizes, wird es ein eifriger Sklave der Fürsten sein. Sein Herz wird nur Falschheit sein, sein Mund wird nur

Lügen ausspeien. Ohne Furcht und ohne Scham wird es mit Stolz ausrufen: „die That ist mein!“ Vergebens werdet ihr versuchen, sein Werk zu zerstören, vergebens werdet ihr ihm die Gewalt und die Wälle entgegensetzen. Es ist zum Unglück des Vaterlandes geboren, zum Elend des Volkes. Verräther, verfluchtes Ungeheuer, schändliches Machwerk der Natur, dass dich Gottes Zorn, der dich hier auf der Welt verschont, einst in die ewigen Flammen stürze! Aber nein, es ist besser, du erkennst die Schwärze deines Verbrechens. Dass der rächende Blitz dich nicht trifft, kannst du den Blitz nicht fürchten. Nein, deine Seele muss sich verzerren, sie selbst muss dich foltern im Gefühle deiner Unwürdigkeit, auf dass sie erkennt in ihrer Qual die Macht Gottes; und wenn der letzte Tag gekommen ist, wird man auf deinem Grabstein lesen: Hier liegt derjenige, welcher der Fluch seiner Freunde und Verwandten war, derjenige, welcher seinem Vaterlande den Tod gab.“

Willem Bilderdijk.

Mit diesem Manne beginnt wieder eine neue Epoche in der holländischen National-Literatur; es ist ein Stern erster Grösse, der inmitten einer Menge Namen und Erscheinungen aufging, die sich alle ähneln. Dieser Stern, zuweilen ein Irrstern, wirft über den Himmel Hollands seine Strahlen hinaus. In Willem Bilderdijk begegnen wir endlich einem Charakterbilde, einer wirklichen Grösse. Noch hat kein Nachfolger seine Bahnen beschritten, keiner seine Höhe erreicht. Bilderdijk ward 1756 zu Amsterdam geboren und starb 1831. Sein Leben während 75 Jahren spiegelt im Kleinen, so zu sagen, die Wechsel und Schicksale der Niederlande während eines denkwürdigen Zeitraumes wieder. Er erwarb sich an einer Universität den Doctorhut und lebte eine Zeit lang als Advokat im Haag. Er versuchte und betheiligte sich an Allem: Politik und Theologie, Philosophie,

Medicin und vergleichende Anatomie, Astronomie und orientalische Sprachen, Recht und Grammatik treibt er und arbeitet theoretisch und praktisch an seiner Muttersprache. Er zertrümmert die das Theater und den Geschmack beherrschenden französischen Aftermuster, stellt hellenische Originale auf und gibt in seinem „Oedipus" einen vortrefflichen Wegweiser. Allein in den vielseitigen Versuchen zersplittert er seine Kräfte, vor der Menge Anfänge kommt er zu keinem rechten Ziele, nur einige davon wachsen zu Meisterstücken aus.

Das Leben Bilderdijk's war ein unstetes, fast abenteuerliches. Als ein Anhänger des Hauses Oranien wandert er mit dem Statthalter aus und treibt sich Jahre lang in England und Deutschland als Zeichnen- und Sprachlehrer herum. Dann folgt er dem Rufe des Königs Ludwig und kehrt nach Holland zurück, wo er sich in der Gunst des Napoleoniden sonnt. Ludwigs Sturz reisst ihn mit ins Elend; denn Bilderdijk verstand es nicht, sich Goldstücke in guten Tagen für die Zeiten des Mangels zusammenzuhäufen. In diesem Charakterzuge verleugnet er die Natur des Holländers, und man kann das Wort des Dichters auf ihn anwenden: „Ich singe wie der Vogel singt etc." Vergebens strebt er nach einem Lehrstuhle an der Universität Leiden. Der Mann hatte es mit allen Parteien gehalten, und misstrauisch wendet man sich von ihm ab. Endlich bewilligt ihm die Regierung eine mässige Pension, und der Dichter schreibt nun in Versen und in Prosa, dichtet Tragödien und Idyllen, stürzt sich zuletzt, zerfallen mit der Welt, in mystische und theosophische Speculationen und endet mit dem Anfang eines religiösen Epos über die Zerstörung der Urwelt.

Seine verschiedenen Werke umfassen mehr als dreissig Bände. Ich unterlasse es, ein Fragment aus Bilderdijk anzuführen, es könnte nur eine schwache oder unrichtige Idee von diesem eigens gearteten Schriftsteller geben.

Bilderdijk ist das Haupt einer neuen National-Literatur geworden, er hat eine Schule begründet, in der sich viele aufstrebende junge Talente gebildet haben.

Endlich ist als Lyriker Hendrik Tollens noch zu erwähnen, der sich in hohem Grade die Liebe seiner Landsleute erworben, die mit Begeisterung seine Nationalhymne singen: „*Wien Neêrlands bloed* *) etc.“

Uebrigens verhält sich die Nation gegenwärtig ziemlich kühl gegen die einheimische schöne Literatur und deren Vertreter. Die vornehme Gesellschaft liest französische Moderomane und füllt Oper und Schauspiel mit fremden Stücken und Acteuren. Die Nationalpoësie hat ein sehr bescheidenes Feld auf der Bühne und ist zumeist nur mit holländischen Uebersetzungen „*Naar het fransch*“ angebaut.

Indessen werden unter den lebenden Dichtern folgende Namen mit grosser Achtung genannt: J. van Lennep, N. Beets (Hildebrand), W. J. Hofdijk, J. J. L. ten Kate, B. ter Haar, R. Bennink Janssonius, Hazebroek, A. Bogaers, J. A. Alberdingk Thym, C. G. Withuijs, S. J. van den Bergh**), W. J. van Zeggelen, de Genestet, Heije (Kinderdichter), E. J. Potgieter, J. M. Dautzenberg, J. van Beers, A. J. de Bull, Ph. de Kanter, H. Binger, Snieders, Th. J. Werndly, H. J. Schimmel.

Im belletristischen Fache — als Roman- und Novellendichter — zeichnen sich aus: Frau A. L. G. Bosboom-Toussaint,

*) Dieselbe ist, vom Verfasser dieses Buches metrisch ins Deutsche übertragen, in der „Unterhaltenden Zugabe“ sammt den Noten der Melodie abgedruckt.

**) Dieser Dichter behandelt mit Vorliebe die vaterländische Romanze und ist in diesem Genre der erste nach Tollens. Aus dem Englischen hat er Mehreres übersetzt, sowie auch unter dem Titel „*Geest en Hart*“ eine Auswahl von den besten deutschen Dichtern ins Holländische übertragen. Das Buch ist dem Dichter Withuijs gewidmet und in Utrecht erschienen.

C. E. van Koetsveld, A. J. de Bull, H. J. Schimmel, J. Hoek, Frau van Calcar, J. J. Cremer, Gerard Keller, N. Donker, L. Mulder, M. P. Rosmade.

Wenn wir nun ein Gesammturtheil über die niederländische National-Literatur abgeben sollen, so lässt es sich kurz also fassen: Die niederländische schöne Literatur hat niemals eine hervorragende Stelle in der Weltliteratur eingenommen; ein provinzieller Charakter ist ihr geblieben, so dass sich nicht einmal eine einzelne Erscheinung aus derselben mit gebieterischer Nothwendigkeit dem Fremden aufdrängt.

Dritter Abschnitt.

Schöne Künste.

Holländische Malerschule. — Die lebenden Maler, Bildhauer, Architekten und Ingenieurs in Holland.

Die Holländer haben unter allen schönen Künsten die Malerei am meisten gepflegt und sogar Epoche darin gemacht. Wie überhaupt ihre Kunst uns immer zuerst von der technischen, nicht idealen Seite entgegentritt, so zeichnet sich auch die holländische Malerschule durch die treueste Wiedergabe der Natur und äusserer Erscheinungen aus. Ihr Stifter ist Lukas von Leiden (geb. 1494, gest. 1533). Wer von unsern Lesern hat nicht schon im Anschauen einer mit glühendem Colorit und unvergleichlicher Beleuchtung gemalten holländischen Landschaft geschwelgt, oder seinen Humor an der Darstellung eines holländischen Bauerngelages entzündet, oder die bis zur Täuschung nachgeahmten Blumen und Früchte und die voll Leben und Frische dargestellten Thiere bewundert? Ja, der gebildete Leser kennt die berühmtesten Malernamen Hollands,

der Katalog jeder ansehnlichen Gemäldesammlung wird deren viele aufweisen; denn die holländische Malerschule ist von einer grossen Menge der besten Meister vertreten. Alle diese aufzuführen, dafür mangelt es an Raum, und nur wenige zu benennen, dünkt mir ein Unrecht an den andern. Darum verzeichne ich blos diejenigen lebenden Künstler der Malerei, welche sich bereits ehrenvoll hervorgethan haben:

Historienmaler: J. W. Pieneman, J. Kruseman, Wijnveld, J. L. van den Berg.

Genremaler: Israël, C. Bisschop, Schoulen, Hollander, H. ten Cate, C. H. Rochussen, Koelman, J. H. van de Laar, H. Boers, Mertz.

Kirchenmaler: Bosboom.

Landschaftsmaler: Hanedoes, Schelfhout, J. Hoppenbrouwers, Hendriks, Lieste, Breuhaus de Groot S^r., Kruseman van Elten, Roelofs, W. A. van Borselen, J. van de Sande Bakhuizen, W. van Deventer.

Maler von Meer- und Wasseransichten: Louis Meijer, Waldorp, Breuhaus de Groot J^r., Schotel, van Deventer.

Maler von Stadtansichten: B. J. van Hove, J. Weissenbrugh, Karsten, Springer, Koster, Verveer.

Thiermaler: van de Sanden Bakhuizen, P. Stortenbeker, Tom, de Haas.

Porträtmaler: de Bloeme, Schwartze, Heijmans, Maschhupt.

Blumen- und Früchtemaler: van Os, Fräulein van de Sanden Bakhuizen, Fräulein Alida Stolk, Fräulein Roden.

H. W. Last hat niederländische Volkstypen (Kleidertrachten) und Ansichten von bemerkenswerthen Plätzen in schönen Lithographien herausgegeben.

In der Bildhauerkunst haben die Holländer vergleichsweise mit ihrer Malerschule von jeher keinen hohen Ruf gehabt.

Auch in der Architektur nehmen sie keine bevorzugte Stelle ein, dafür aber leisteten sie Wunderbares in der Wasserbaukunst.

Gegenwärtig werden mit Auszeichnung in Holland genannt:

Als Bildhauer: L. Roijer, van de Ven, Strakkee, Donkers.

Als Architekten: Oudshoorn, Camp, van Dam, Eberson, van den Maaijen Pietersen.

Als Ingenieurs: van der Kun, Conrads, Schneither, Waldorp.

Die schwächste Seite der Holländer war von jeher die Musik. Und das nimmt man ihnen gewiss nicht Uebel, wenn man den Charakter von Land und Leuten kennt. Indessen wird in der neuesten Zeit die Kunst des Gesangs fleissig ausgebildet, und es bestehen nicht weniger als 127 Volksgesangschulen.

Lefebre in s'Gravenhage ist als Componist und Pianist rühmlich bekannt und hat auch eine eigenthümliche Construction für das Piano erfunden. Bei demselben erscheint soeben eine zur Erinnerung an die Ueberschwemmung des Jahres 1861 (siehe I. Bd. S. 48) geprägte Medaille, welche dem Graveur Karl Wiener Ehre macht.

Vierter Abschnitt.

Wissenschaften.

Erstes Capitel.

Niederlands früherer Ruhm in den Wissenschaften. — Universitäten. — Spinoza's biographische Skizze.

Mehr in den strengen Wissenschaften als in der freien Poësie trieb der niederländische Geist seine Blüthe. Schon früh erweckte der Wohlstand des Landes auch die Liebe zu den Wis-

senschaften, namentlich wurde die Erfindung der Buchdruckerkunst als das kostbarste Kleinod menschlicher Gesittung in Holland aufgenommen. Schon 1426 ward die Universität zu Löwen gestiftet, welche, im Verein mit der bald darauf errichteten Schule zu Deventer, Wissenschaft und klassische Bildung mit Erfolg verbreiteten. Leider schrieben damals die Gelehrten in lateinischer Sprache, wesshalb die eigentliche Volksbildung nur geringe Fortschritte machte. Von den grossen niederländischen Gelehrten jener Zeit ist nur einer ein „Mann des Volkes" geworden. Dies ist der hochberühmte Mönch Thomas a Kempis, dessen Buch von der „Nachfolge Christi" die gemeinsame Erbauungsschrift aller Völker zu allen Zeiten gewesen ist und sein wird.

Im 17. Jahrhundert kam in den Niederlanden die Wissenschaft hoch in Ehren, besonders das Recht, die Philologie, Geschichte, Mathematik, Natur- und Heilkunde. Die Universität Leiden versah ganz Europa mit dem Apparat klassischer Bildung, und ausser dieser blühten noch jene von Franeker (gestiftet 1585 und aufgehoben 1809), Harderwijk (gestiftet 1600, aufgehoben 1811), Groningen und Utrecht.

Eine lange, lange Kette von berühmten Namen hat Holland in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft aufzuweisen, worunter die Philologie die glänzendste Seite in der niederländischen Literaturgeschichte darstellt. Wegen des dem Praktischen und Greifbaren zugewandten Geistes der Holländer, haben diese sich auch wenig auf jenes Nebelmeer gewagt, das man Philosophie nennt. Und dieses soll durchaus kein Vorwurf sein. Doch stossen wir hier auf einen Mann, dessen Lehren und Leben merkwürdig genug sind, um nicht etwas länger bei ihm — nämlich bei Spinoza — zu verweilen.

Nachdem der Franzose Réné Descartes durch sein in Hol-

land ausgearbeitetes System den Scholasticismus über den Haufen geworfen und die Autonomie der Philosophie begründet hatte, betrat Spinoza eine neue Bahn und erschütterte die Welt durch seine Erklärung von der Gottheit „Es gibt nur eine einzige, unendliche, absolute Substanz, von der alle endlichen Substanzen ausgehen, in ihr enthalten sind, in sie zurückkehren, und diese einzige unendliche Substanz ist Gott.“ Indem also Spinoza den formalen Pantheismus verkündigte, machte er sich Juden und Christen zu Gegnern

Baruch Spinoza wurde am 24. November 1632 in Amsterdam geboren. Seine Eltern, portugiesische Juden, deren Geschäft der Handel war, liessen ihn in der hebräischen Sprache und in dem Glauben ihrer Väter unterrichten. Mit einem ausserordentlich forschenden Geiste begabt, legte der junge Spinoza den Rabbinern mehr als einmal Fragen über religiöse Dinge vor, deren Beantwortung jene Herren in Verlegenheit brachte. Ihm entging das nicht, und er beschloss durch eigenes Nachdenken sich Licht zu verschaffen. Bald kam er durch seine Aeusserungen, welche er in Gesprächen mit seinen Freunden über das Wesen der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Seele, über die Natur der Engel etc. etc. entwickelte, in den Geruch der Gottlosigkeit bei den argwöhnischen Vorstehern der Synagoge, die ihm nach einigen vergeblichen Bekehrungsversuchen den Zutritt zu den Versammlungen der Gerechten verboten. Spinoza tröstete sich leicht und setzte keinen Fuss mehr in die Synagoge. Da er mit einigen gelehrten Christen Umgang pflog, namentlich mit dem Arzte van den Ende*), so befürchteten die Rabbiner, er möchte Christ werden, was, wie sie glaubten, das Ansehen ihres Glaubensbekenntnisses sehr erschüttern möchte; denn obgleich

*) Spinoza war in die Tochter van Ende's verliebt; er fand keine Gegenliebe und — tröstete sich darüber. Ihr Vater ward in der Folge politischer Vergehen halber in den Niederlanden gehenkt.

sie Spinoza persönlich verachteten, so unterschätzten sie dennoch sein Wissen nicht. Sie suchten ihn desshalb zu bereden, dass er wieder in ihren Versammlungen erscheine, und gaben ihren Worten durch das Anerbieten auf Ausbezahlung einer jährlichen Pension von 1000 Gulden besonderes Gewicht. Mit Spott wurden sie abgewiesen, und nun wuchs ihr Hass, der sogar zur Mordlust sich steigerte. Als Spinoza den Dolchen vor der portugiesischen Synagoge entronnen war, zog er sich in ein Landhaus in der Umgebung Amsterdams zurück und überliess sich dort seinen philosophischen Betrachtungen. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich mit dem Schleifen optischer Gläser. Inzwischen wurde er feierlich auf die bereits früher geschilderte Weise aus der Judengemeinde ausgeschlossen. Obwohl er aber seinen Namen Baruch in Benedict verwandelte, so hat er sich doch nie zu einer der christlichen Gemeinden bekannt.

Der Nergeleien mit den Juden überdrüssig, siedelte er nach Rheinsburg bei Leiden und später nach dem Haag über. Seine ökonomischen Verhältnisse waren trauriger Art; allein er bedurfte auch äusserst wenig. Eine Milchsuppe und eine Kanne Bier genügten ihm für einen ganzen Tag, und das verdiente er sich mit dem Schleifen seiner Gläser. Er verschmähte die Unterstützung seiner Freunde, bewies sich edelmüthig gegen seine Eltern, die ihn verstossen und enterbt hatten, und schlug den ihm vom Churfürsten der Pfalz angebotenen Lehrstuhl der Philosophie zu Heidelberg aus, weil er die Unmöglichkeit fühlte, nach seinen Grundsätzen zu lehren ohne die Religion des Landes zu verletzen. Spinoza war von zarter Körperbeschaffenheit, die er durch übermässige Anstrengung schwächte. Er starb an der Lungenschwindsucht am 21. Februar 1677.

In politischen Dingen war er ein abgesagter Gegner aller Veränderungen in der Regierungsform. Er, der Mann, welcher alle Autorität in religiösen Dingen verwarf, der die Freiheit des

Gedankens so mächtig vertheidigte, dieser selbe Mann hatte den Grundsatz aufgestellt, „jedes Volk soll seine einmal bestehende Regierungsform beibehalten".

Der Lebenswandel des Spinoza war frei von allem Tadel. Er litt für seine Ueberzeugung mit einem selbstbewussten Stolze, mit einer Geduld, die sich, wie im Leben, auch in den Schriften des Mannes niemals verleugnet haben.

Wir machen nun einen weiten Sprung und erkundigen uns nach der gegenwärtigen Pflege der Wissenschaften in den Niederlanden.

Zweites Capitel.

Die Nationalökonomik in den Niederlanden. — Ansichten davon im Auslande. — Die Nationalökonomie und die Regierung. — Die lebenden Vertreter der Wissenschaften überhaupt in den Niederlanden. — Holländischer Büchermarkt.

Der Charakter und der Inhalt, die Geistesrichtung und die Triebkraft der Zeit und Volksbewegung prägen sich nirgends so klar und entschieden aus, wie in den Wissenschaften vom Volks- und Staatsleben und insbesondere in der Wissenschaft des Staats- und Völkerwohles — der Nationalökonomie. Sie hat ihre Wurzeln in dem innersten Leben des Menschen und der Gesellschaft und steht mit allem Denken und Streben in inniger und untrennbarer Verbindung. Diese Wissenschaft hat in den Niederlanden einen hohen Grad der Ausbildung erlangt und in den letzten Jahren Riesenschritte gemacht. Abgesehen davon, dass die bedeutenderen Werke der Franzosen, Engländer und Deutschen in die niederländische Sprache übersetzt sind, besitzt Holland eine Menge der ausgezeichnetsten Fachschriften. Ausser den bereits erwähnten Zeitschriften: *De Economist* und *het Bijblad* von Mr. de Bruijn-Kops und *Tijdsschrift voor staathuishoudkunde en statistiek* von Mr. B. Sloet tot Oldhuis erscheinen in

den Niederlanden noch Zeitschriften über Landwirthschaft, Gartenbau, Gewerbewesen, Industrie, Handel, Administration und Polizei, Armenwesen u. s. w.

Die Volks- und Staatswirthschaftslehre wurde, ungeachtet der vielen Uebersetzungen, bearbeitet von Dr. de Man, Mr. Smidt, Mr. de Bruijn Kops, dessen Werk seit 1850 bis 1859 bereits die dritte Auflage erlitten hat*); von Mr. Vissering, dessen Handbuch für praktische Staatswirthschaft ein ausgezeichnetes drei Bände füllendes Werk ist. Sogar für die Volksbibliothek wurden die Grundlehren der Volkswirthschaft bearbeitet von Dr. van Voorthuijsen und Anderen. Ueber einzelne Lehren der Volkswirthschaft besitzt Holland Ausgezeichnetes, so z. B. über den Begriff von „Werth“ von T. M. C. Asser, über „Adam Smith und seine Untersuchung über den Reichthum der Völker“ von J. T. B. Baert etc.; im Finanzfache von Hogendorpp und Voorthuijsen etc.

In der Statistik wird Vortreffliches geleistet und sie steht auf einem hohen Grade der Vollkommenheit, welchen sie van Baumhauer, de Bosch, Kemper etc. verdankt.

Wir müssen uns begnügen hier lediglich auf die ausgezeichneten und gediegenen Leistungen der Niederländer in der Wissenschaft der Nationalökonomie in der Neuzeit aufmerksam zu machen. Ein deutscher Autor behauptet zwar, dass man sich ausserhalb der Niederlande über die nationalökonomische Ideenbewegung jenes Volkes keine klare Vorstellung zu bilden vermöge, und ich kann das im Allgemeinen gerade nicht negiren, allein — ist das die Schuld der Holländer? — Man sollte doch denken, dass die in Holland lebenden Männer der Wissenschaft hervorragend genug seien, um auch auswärts bemerkt und erkannt zu werden.

*) Dieses gediegene Werk von de Bruijn Kops wird der Verfasser vorliegenden Buches ins Deutsche übertragen, und das Werk Vissering's ist bereits von ihm übersetzt worden und im Drucke begriffen.

Es gehört sicher zu den Verdiensten unserer Zeit, dass die Wahrheiten der Volks- und Staatswirthschaftslehre nicht nur auf den Kathedern erkannt und docirt werden, sondern auch in die Rathsäle der Regierungen dringen und hier merklichen Einfluss ausüben. Immer mehr und mehr gewinnt die Ueberzeugung Raum, dass die Anwendung dieser Wahrheiten für die Wohlfahrt der Völker von grösstem Gewichte sei. Bei allen civilisirten Nationen findet man auch wirklich ein eifriges Streben, Gesetzgebung und Regierung nach den Forderungen der Volks- und Staatswirthschaftslehre zu reformiren. Die Niederlande geben hierin den meisten europäischen Staaten ein nachahmenswerthes Beispiel. Seit 1845 unterscheiden sie sich von den übrigen europäischen Staaten des Festlandes durch die geregelte Weise, in welcher sie fortschreiten, die Prinzipien einer gesunden Volks- und Staatswirthschaftslehre ihrer Gesetzgebung und ihrer Staatsverwaltung anzupassen und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der Entwicklung der Gesellschaft im Wege stehen und durch die Gesellschaft selbst nicht können beseitigt werden.

Ich schliesse mit den Worten Vissering's*): *De kennis en erkenning van de beginselen der staathuishoudkunde heeft men vergunne mij hier deze blijde ontboezeming — in de jongstverloopene jaren in Nederland reuzenschreden gedaan.*

Allein nicht blos das weite Feld der Nationalökonomie wird von den Holländern mit Erfolg angebaut, auch die übrigen wissenschaftlichen Zweige haben zahlreiche und würdige Vertreter, und zwar die Philologie an:

Prof. M. de Vries, Prof. T. Roorda, Dr. L. A. Te Winkel, Prof. W. G. Brill, Dr. A. de Jager;

*) *Handboek van praktische Staathuishoudkunde. Amsterdam* 1860. *Bd. I. pag.* 83.

die Archäologie an:

Dr. Janssen und Dr. Leemans;

die Philosophie an den Professoren:

K. Opzoomer, G. Cobet, F. C. de Greuve, P. J. Veth;

das Recht an den Professoren:

G. W. Vreede, O. von Recs etc.;

die Theologie an den Professoren:

J. H. Scholten in Leiden, H. E. Vinke und J. J. Doedes in Utrecht, P. Hofstede de Groot in Groningen, W. Moll in Amsterdam;

die Pädagogie an:

Dr. Nassau, Dr. J. de Gelder, P. K. Görlitz;

die Geschichte und ihre Hilfswissenschaften an:

M. Groen van Prinsterer, Dr. R. C. Bakhuizen van den Brink, W. J. Hofdijk;

die Naturwissenschaften an:

Dr. W. Vrolik, und den Professoren H. Schlegel, C. J. Mulder, W. H. de Vriese, C. L. Blume;

die Meteorologie an:

Dr. Buijs Ballot und Dr. Kreeke;

die Technologie an Dr. S. Bleckrode.

Was den niederländischen einheimischen Büchermarkt betrifft, so ist derselbe sehr reich assortirt. Aus einer Vergleichung des holländischen Buchhandels mit dem der andern europäischen Länder ergibt sich, dass die Anzahl der jährlich in den Niederlanden erscheinenden neuen Werke im Verhältnisse zur Bevölkerung viel grösser als anderswo ist, nur sind die Auflagen der Bücher nicht so stark als in Deutschland, England oder Frankreich.

In den Niederlanden erschienen:

Im Jahre 1848		1577 Werke
„ „ 1850		1732 „

im Jahre 1852		1925	Werke
„ „ 1853		1938	„
„ „ 1855		1841	„
„ „ 1856		1739	„

Fünfter Abschnitt.

Unterricht und Bildung.

Unterrichtsgesetz. — Elementarunterricht. — Stand der Volksbildung. — Anzahl der Volksschulen, Lehrer und Schüler. — Verhältniss der Schüler zur ganzen Bevölkerung und zum Lehrerpersonal. — Unterricht für Gefangene, Blinde, Taubstumme und Idioten. — Technische und gelehrte Schulen und Universitäten. — Ihre Frequenz. — Unterschied zwischen Universität und Athenäum.

Die Niederlande besitzen ein Gesetz über den niederen Unterricht vom 13. August 1857, das mit dem 1. Januar 1858 in Wirksamkeit trat und alle früheren Schulordnungen aufhob. Dasselbe theilt den niederen Unterricht in zwei Klassen, in gewöhnlichen und in mehr ausgebreiteten.

Der gewöhnliche niedere Unterricht umfasst: Lesen, Schreiben, Rechnen, die Grundbegriffe der Formenlehre der niederländischen Sprache, der Geographie, der Geschichte, der Naturlehre und das Singen. Der mehr ausgebreitete erstreckt sich auf die Anfangsgründe der lebenden Sprachen, der Mathematik, der Landwirthschaft, auf die Gymnastik, auf das Zeichnen und die Handarbeiten der Mädchen.

Es gibt ferner Bestimmungen über die Ausübung des Unterrichts, über Errichtung von Schulen, über den Wirkungskreis und die Besoldung der Lehrer*), über die Kosten des Unter-

*) Ein Lehrer hat jährlich fl. 400, ein Hilfslehrer fl. 200. Die Zulage beträgt zum mindesten fl. 25.

richts, über den Privatunterricht und dessen Ausübung und über die Ueberwachung des Unterrichts.

Indem wir uns jeder weitern Betrachtung enthalten, gehen wir sogleich auf den Stand der Volksbildung über.

Nach dem Durchschnitt der Jahre von 1846—1858 konnten von je 100 dem Militär zugetheilten Mannschaften

lesen und schreiben	$73_{,76}$
nur lesen	$2_{,20}$
weder lesen noch schreiben . . .	$22_{,47}$
unbekannt war es von	$1_{,57}$

Das günstigste Verhältniss lieferte Drenthe, das ungünstigste Nord-Brabant.

Im Jahre 1857 bestanden 3422 niedere Schulen, die von 406,300 Schülern besucht wurden. Dar unter sind

2478 öffentliche Schulen mit 322,750 Schülern
944 Privatschulen mit . 83,550 Schülern.

Im Jahre 1835 bestanden nur 2832 Schulen; es haben sich mithin dieselben in diesem Zeitraume um 590 vermehrt, oder durchschnittlich jährlich nahezu um 26.

Das Verhältniss der Schüler zur ganzen Bevölkerung ist so, dass beinahe der achte Theil der Bevölkerung Unterricht an den niederen Schulen erhält. Am 1. Januar 1857 betrug die Anzahl der zur Schule gehenden Kinder um 12,400 mehr als im Jahre 1856, und um 18,000 mehr als im Jahre 1855.

Das Unterrichtspersonal bestand aus 6480 Lehrern, worunter 4638 auf öffentliche Schulen treffen, und aus 911 Lehrerinen, worunter 134 für öffentliche Schulen treffen, zusammen 7391.

Das Verhältniss des Unterrichtspersonals zu den Schülern war folgendes:

An allen Schulen	wie 1 zu 55
„ den öffentlichen Schulen .	„ 1 „ 68
„ den Privatschulen . .	„ 1 „ 35

Durchschnittlich zählt man auf 100 niedere Schulen 216 Lehrer.

Der Unterricht in den Gefängnissen wurde 17,869 Individuen ertheilt. Von 2048 Personen, die aus den Gefängnissen entlassen wurden, war Unterricht erfolglos an 263, nur theilweise lesen und schreiben konnten 833, während 952 gut lesen und schreiben konnten.

In dem Blinden-Institute zu Amsterdam waren 65 Zöglinge zwischen 6 und 18 Jahren. Die drei Taubstummen-Institute zu Groningen, St. Michiels-Gestel und Rotterdam unterrichteten 279 Zöglinge.

Das Institut für Idioten zu 's Gravenhage zählte am 1. Januar 1858 51 Zöglinge.

Die Schule für die Seefahrt zu Amsterdam zählte 128 Zöglinge, die zu Harlingen 117; 17 Zöglinge wurden nach Bestehen des Examens zu Steuerleuten befördert. Der Unterricht in der Seefahrtkunde an der Akademie Minerva zu Groningen wurde von 74 Schülern besucht. Ausserdem wird noch zu Nes und Ameland Unterricht in der Seefahrtkunde an Seeleute ertheilt.

Die landwirthschaftliche Schule zu Groningen zählte 38 Schüler.

Die Handels- und Industrie-Schule zu Amsterdam wurde von 45 Schülern besucht.

Die Landwirthschafts-Schule zu Groningen zählte 38 Schüler.

Die Landes-Thierarznei-Schule zu Utrecht wurde von 14 Schülern besucht.

In den klinischen Schulen zu Rotterdam, Amsterdam, Haarlem, Hoorn, Alkmaar und Middelburg wurde an 163 männliche und an 11 weibliche Individuen Unterricht ertheilt.

Das Institut zur Bildung von Militär-Aerzten zu Utrecht zählt 114 Zöglinge.

An der königlichen Akademie zu Delft für Civil-Ingenieure befanden sich 203 Candidaten.

An Bord des Wachtschiffes zu Vlissingen befanden sich 49 Knaben, die zu Bootmannsjungen herangebildet wurden.

In dem königlichen Marine-Institut zu Willemsoord waren 131 Cadetten.

An der königlichen Militär-Akademie traten 1858/59 322 Cadetten ein.

Dem „wissenschaftlichen Cursus bei den Corps“ wohnten 403 Individuen bei.

Dem Instructions-Bataillon zu Kampen waren 27 Offiziere und 610 Unteroffiziere, Corporale und Soldaten zugetheilt.

Der Militär-Unterricht wurde von 175 Militärs an 3587 Mann ertheilt.

Die Anzahl der Latein-Schulen betrug 33, die der Gymnasien 30, zusammen 63; diese Anstalten wurden von 1806 Schülern besucht, die von 260 Lehrern und Professoren Unterricht erhielten.

Die drei Universitäten zählten am 1. Januar 1858: 69 Professoren und 1327 Studenten, welche sich in folgender Weise vertheilen:

in Leiden:	622 Studenten und	26 Professoren
„ Utrecht:	493 „ „	22 „
„ Groningen:	212 „ „	21 „

Diese Anzahl der Studirenden vertheilte sich nach den Facultäten auf:

Theologie	465
Jus	523
Medicin	251
Mathematik und Naturwissenschaft .	33
Philosophie und Literatur	55

Eine staatswirthschaftliche Facultät vermissen wir an jeder der Universitäten.

Das Athenäum zu Amsterdam zählte 118, das zu Deventer 32 Studirende. Die Athenäen unterscheiden sich dadurch von den Universitäten, dass sie keine Doctoren graduiren dürfen. Jeder an einem Athenäum Studirende, der promoviren will, kann dies nur an einer der drei Universitäten thun. Promotionen fanden 131 statt.

Sechster Abschnitt.

Ueber die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die Holländer beanspruchen die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst für ihren Landsmann Laurens Janszoon, genannt Koster, aus Haarlem. Dieser „Lorenz, Sohn des Johann", führt den Namen Koster von seinem Amte; denn er soll Küster *(Koster)* an einer Kirche zu Haarlem gewesen sein.

Leider aber ist es den holländischen Gelehrten bis zur Stunde noch nicht gelungen, diese Sage, die zuerst von Hadrian Junius in der Mitte des 16. Jahrhunderts aufgetischt worden ist, zu einer historischen Wahrheit zu stempeln.

Ich erlaube mir nicht, die Geduld des Lesers durch Anführung der Actenstücke *pro* und *contra* in diesem leidigen Prozesse zwischen Deutschland und Holland auf die Probe zu stellen, und zum hundertsten Male zu wiederholen, was schon neunundneunzig Mal treffend gesagt worden ist — ich will nur die Resultate anführen, die sich mir bei einer Vergleichung zwischen den Gutenberg'schen und sogenannten Koster'schen Druckwerken ergeben haben. Eine solche Vergleichung anzustellen ist nur an wenigen Orten in der Welt möglich, und zu diesen bevorzugten Plätzen gehört die Staats-

bibliothek zu München. Hier findet sich einerseits einer der ältesten sogenannten Koster'schen Drucke, nämlich der „*Speculum humanae salvationis*", und die erste Gutenberg'sche Bibel, nämlich die zweiundvierzigzeilige in lateinischer Sprache.

Mit einem ehrfurchtsvollen Schauer blätterte ich in dem gewichtigen Foliobande — stand ich ja doch vor dem grossen Meisterstücke, dessen Vollbringung ein edler Mann sein Vermögen und sein Leben gewidmet hatte. Ich stand vor dem Anfang einer neuen Aera in der Civilisation. Denn diese Gutenberg'sche Bibel ist der ewige Mark- und Grenzstein zwischen der Barbarei und der Gesittung.

Aber bald mischt sich die Ehrfurcht mit Bewunderung. Das Werk ist meisterhaft gedruckt, sauber und die Columnen liniengerade; der Satz ist correct, das Papier von unvergleichlicher Güte und untadelhaft weiss, die Druckerschwärze glänzend schwarz. Das Werk ist mit vollendeter Kunst gedruckt. Nur die alterthümlichen, noch etwas plumpen und ungleichen Buchstaben erinnern den Beschauer an das hohe Alter des ehrwürdigen Buches. Die Vervollkommnung in der Giesskunst der Typen war Gutenberg's Nachfolgern aufbehalten. Für einen einzelnen Mann hat er des Unsterblichen genug geleistet.

Die Gutenberg'sche Bibel ist weder mit der Angabe des Jahres, noch des Druckortes und des Druckers versehen. Vermuthlich weil Gutenberg und sein unredlicher Geschäftsgenosse Fust die neue Kunst, Bücher durch den Druck zu vervielfältigen, noch geheim halten wollten, um für das Werk die hohen Preise der geschriebenen Bibeln zu erzielen. Man weiss jedoch, dass diese Bibel um die Zeit von 1450—1455 erschienen ist.

Endlich möchte ich noch einen Umstand erwähnen, auf den mich der zuvorkommende Bibliotheksbeamte aufmerksam machte. Die fragliche Bibel ist nämlich in Lagen von je fünf Bogen gebunden, das heisst je fünf Bogen sind immer in einander

eingelegt. Daraus folgt, dass immer fünf Bogen zugleich gesetzt und gedruckt worden sind; Gutenberg hatte also zum mindesten für fünf Foliobogen Schrift. Heute gibt es viele Druckereien, die nur für zwei und drei Bogen Satz haben.

Einen ganz andern Eindruck macht das Koster'sche Druckwerk, der „*Speculum humanae salvationis*", dem das Gepräge des Vollendeten durchweg fehlt. Es ist ein dünnes Büchlein in Quartformat ohne Titel, ohne Angabe des Druckers, des Druckortes und der Jahreszahl, und erschien in dem Zeitraume von 1440—1470, was nicht genau ermittelt ist.

Mit Ausnahme der zwei oder drei ersten Blätter befindet sich auf jeder der bedruckten Seiten ein ziemlich guter Holzschnitt von brauner Farbe, der ein Drittel der ganzen Seite ausfüllt. Unter diesem Holzschnitte steht eine Zeile Text, welche gleichfalls in Holz geschnitten ist und die Erklärung des Holzschnittes enthält. Sämmtliche Bilder sind Darstellungen aus der biblischen Geschichte.

Wenn man diese Abbildungen prüfend betrachtet, so drängt sich die Ueberzeugung auf, dass diese Holzdrucke mittels des Reibers in der Weise gedruckt worden sind, wie es bei den Spielkartenmachern noch heute geschieht. Man erkennt dieses Verfahren deutlich daran, dass einzelne Striche des Holzschnittes verwischt erscheinen. Ebenso überzeugend wirkt aber auch der Augenschein, dass die übrigen zwei Drittel der Seite mit beweglichen gegossenen Metalltypen bedruckt sind. Und diese aus der ersten Anschauung schon gewonnene Ueberzeugung ward mir zur unantastbaren Gewissheit, als ich in dem Buche blätternd auf mehreren der bedruckten Seiten deutlich jene schwarzen viereckigen Flecke auf dem unbedruckten Raume gewahrte, welche der Buchdrucker „Spiesse" nennt. Die Schrift hat einen eigenthümlichen, von jeder andern der ältesten deutschen

Schriftgattungen abweichenden Charakter; besonders zeichnet sich im Koster'schen Drucke das Schluss-„t" aus, welches neben dem Schattenstriche immer noch einen hakenförmigen Haarstrich hat.

Der Druck des Textes ist aber so kräftig, dass er auf irgend eine andere Art von Vorrichtung, als sie der Reiber gewährt, mag diese noch so unvollkommen gewesen sein, mit Nothwendigkeit hinweist. Die Manipulation beim Drucke des „Heilsspiegels" scheint demnach eine doppelte gewesen zu sein: erst wurden die einzelnen Blätter mittels des Reibers mit den Holzschnitten versehen, dann folgte der Druck des Textes mit beweglichen Metalltypen.

Das verwendete Papier ist grob, die Druckerschwärze schön schwarz, aber die Columnen stehen zuweilen schief, häufig treten „Spiesse" zu Tage, kurz das Ganze macht den Eindruck des Unfertigen.

Und was die Hauptsache ist: die Blätter sind nur auf einer Seite bedruckt. Je zwei Blätter sind häufig mit ihrer weiss gelassenen Fläche an einander geklebt. Ein himmelweiter Abstand herrscht also zwischen den holländischen und deutschen ältesten Druckwerken, und man kann sagen: wenn Gutenberg gar nichts weiter gethan hätte, als dass er eine Presse erfand, so wäre dies allein schon der erste Schritt zur Ausbildung der Kunst, Bücher zu drucken, gewesen.

Ziehen wir nun das Facit, so ergibt sich:

Ein Küster zu Haarlem, den die Sage „Lorenz, Sohn des Johann" nennt, hat wahrscheinlich das zu jener Zeit sehr einträgliche Gewerbe eines Briefdruckers betrieben. Da er ein denkender Kopf war, kam er soweit, bald nach dem Jahre 1440 nicht nur Bücher von geringerer Blätterzahl in Holztafeln einzuschneiden und mittels des Reibers zu vervielfältigen, sondern selbst hölzerne bewegliche Typen zu schneiden und dann metallene Typen zum Drucke zu verwenden. Die bis zum Jahre

1470 in Holland erschienenen Druckdenkmäler, von denen ungefähr 20 bis jetzt bekannt geworden sind, stammen von ihm oder seinen Schülern her. Allein die holländische Erfindung blieb für sich abgeschlossen; sie trieb eine vielverheissende Wurzel, die keinen kräftigen Stamm erzeugte. Während die holländische Erfindung noch in den Kinderschuhen wandelte, war die Idee des Bücherdruckens, welche damals viele Geister gleichzeitig bewegte, von Gutenberg's Genie zur herrlichen Thatsache gemacht worden, vor deren Erfolg die Welt erstaunte. Nun verbreitete sich die neue bereits zur Kunst erhobene Erfindung rasch nach allen Ländern, und besonders Holland nahm die fertige Kunst mit Enthusiasmus auf; die selbständigen einheimischen Keime der Buchdruckerkunst wurden im eigenen Lande nicht weiter beachtet. So verdorrten sie noch vor ihrer Entwicklung.

Die Holländer haben sich nicht damit begnügt, ihrem Vaterlande die Ehre einer selbständigen primitiven Erfindung der Buchdruckerkunst zu wahren, deren Entstehung gleichzeitig aber mit Riesenfortschritten in Mainz geschah — nein, sie wollten die ausschliessliche Ehre der grossen Erfindung und huldigten darum einer unwürdigen Sage, die hundert Jahre nach dem Erscheinen von Gutenberg's Bibelwerke geschmiedet wurde. Wir aber, so deucht es uns, schmälern das unsterbliche Verdienst Gutenberg's um kein Haar breit, wenn wir die Ansprüche Haarlems, soweit sie bescheiden und berechtigt sind, anerkennen, fussend auf das Wort Göthe's: „Jedes Zeitalter schwebt in einer Atmosphäre gemeinsamer Gesinnungen und Gedanken, und es ist ebenso natürlich, dass dieselben Entdeckungen von verschiedenen Personen ungefähr um dieselbe Zeit selbständig gemacht werden, als dass in verschiedenen Gärten Früchte einerlei Art zu gleicher Zeit vom Baume fallen.“

Schlusswort.

Ich habe mich bemüht, dem deutschen Leser eine getreue Schilderung von den Niederlanden und den niederländischen Zuständen zu entwerfen. Wir haben in die Vergangenheit zurückgesehen und wir haben die Gegenwart betrachtet. Und wenn uns die kleine Nation nicht immer gross und ruhmreich erschienen ist, so haben wir sie doch stets tüchtig und ehrenwerth gefunden. Hat aber einer unserer Leser kein so freundliches Bild von Holland und seinen Bewohnern gewonnen, dann wolle er die Schuld nicht diesen beimessen, sondern dem Verfasser dieses Buches, der nicht besser zu malen verstand.

Unterhaltende Zugabe.

Unterhaltende Zugabe.

GERRIT WITSE.

Novelle *).

Studentenangst.

Die gute Stadt Leiden hat innerhalb ihrer theils noch erhaltenen theils zu Spaziergängen umgewandelten Wälle zwei territoriale Schönheiten, nämlich: die *Breêstraat*, welche, wie aus alten Urkunden und Adressen von Briefen aller Zeiten hervorgeht, früher *Breedestraat* muss geheissen haben, und das Rapenburg, bekannt durch das Unglück vom Jahre Sieben.

Dieses Rapenburg ist auf beiden Seiten mit netten Gebäuden umgeben und man trifft dort Häuser, die dem kolossalen Geschmack unserer Vorfahren Ehre machen. Doch dieser Umstand ändert daran nichts, dass nicht auch geschmacklose und

*) Bei der Wahl dieser Novelle kamen folgende Momente in Betracht: Einerseits ist sie nicht sehr umfangreich, andererseits behandelt sie das eigenthümliche holländische Studenten- und Familienleben. Es mag anziehendere Novellen von neueren holländischen Autoren geben, aber sie sind entweder für unsern Zweck zu umfangreich oder gewähren den beabsichtigten Einblick in die holländische Familie nicht. Was die deutsche Uebersetzung betrifft, so schliesst sie sich möglichst an das Original an (obwohl dadurch die Sprache etwas holperig und schleppend erscheint) — lediglich in der Absicht, dem deutschen Leser den holländischen Styl besser zu veranschaulichen.

schlecht gebaute bemerkt werden, unter welchen sich vor allen das „Naturhistorische Museum", die „Akademische Bibliothek" und die „Universität" selbst auszeichnen; denn die Landes- und Stadtverwaltung scheinen edelmüthig beschlossen zu haben, die Verschönerungen der Stadt in Zukunft dem Schönheitsgefühle der betreffenden Einwohner selbst zu überlassen, ebenso wie die Regierung die Belohnung der Menschenretter an die Gesellschaft „Zum allgemeinen Nutzen" überwiesen hat. Das zuletzt genannte Gebäude, die Universität, liegt an der Ecke des „Nonnensteges" und ist einem alten Kloster mit modernen Fenstern und neumodischer Barriere nicht unähnlich, und auf dem Dache befinden sich eine Menge Thürme und Observatorien, die man nicht unpassend mit Taubenhäusern und Pfefferbüchsen vergleichen kann. In der That, der obere Theil des Gebäudes ruft einen stolzen Gedanken an die Fortbildung der Künste und Wissenschaften und an den unendlichen Fortschritt des menschlichen Geistes in uns wach, während die dicken Mauern und Gewölbe darunter das keusche Andenken an die „weissen Nonnen" zum Segen erhalten.

Welch auffallend gewaltige Veränderung bewirkte hier die Zeit! An demselben Orte, wo die schüchternen, halbbetrübten Novizinen mit schwankendem Entschlusse an den Altar traten, vor welchem sie einmal freudig und mit ruhigem Herzen der Welt und ihren Gelüsten Lebewohl sagen mussten, sollten in späterer Zeit die unglückseligen „Füchse" an aller irdischen Grösse verzweifelnd sich niedersetzen; da wo die ehrbare Reihe der Verschleierten, geleitet von ihrer Oberin, den festlichen Chorgesang anstimmten, sollten später eine Reihe Professoren in schwarzer Amtskleidung die Sitze einnehmen und in einem gediegenen *doctorandus ex auctoritate rectoris magnifici* der ganzen Welt gegenüber den stolzen Satz behaupten, dass Artikel hundert und so und soviel durchaus nicht im Widerspruche steht mit Artikel hundert so und

soviel; oder auch, dass es unbillig ist, alle Kinderkrankheiten dem Zahnen beizumessen, oder dass ein Augenzeuge besser Geschichte schreiben kann, als einer, der es nur vom Hörensagen weiss; oder manchmal auch, dass man hebräisch verstehen muss, um das Hebräische in den Stellen des neuen Testamentes aufzufinden und zu beurtheilen. Ich könnte noch lange diese Vergleiche über einst und jetzt fortführen, wenn ich nicht befürchtete, von den Alterthumskennern, die Leiden in Menge besitzt, wegen Ungenauigkeiten, die sie mir nie verzeihen würden, angeklagt zu werden.

Kurz, Alles, was man hier früher gesehen und gehört hat, ist verändert, mit Ausnahme des Latein.

Geht man durch die eiserne Barriere über den Platz, welcher zunächst dem ehrwürdigen Gebäude eine Ausdehnung von etwa zehn Schritten einnimmt, so tritt man durch eine hohe Thür, auf welche viele Ankündigungszettel geklebt sind, in einen breiten Gang, wo man um die stille Stunde (um 2 Uhr Nachmittags), womit diese Geschichte beginnt, Niemand begegnet; steigt man am Ende dieses Ganges eine geräumige steinerne Wendeltreppe hinauf und wendet man sich nun, oben angekommen, nach links und geht dann gerade aus, so gelangt man über einen Aufgang von zwei Stufen. Ist man über diese gleichfalls hinaufgestiegen und hat die Thüre geöffnet, die man gerade vor sich sieht, so befindet man sich in einem kleinen Cabinet mit weissen Wänden und hölzernem Fussboden, worin man einen hölzernen Tisch, ein paar Stühle und daneben einen verrosteten Ofen mit Zubehör gewahr wird.

Dieses einsame Gemach trägt den unpoëtischen Namen S c h w i t z k ä m m e r l e i n, und gewiss nicht mit Unrecht. Es besteht hier nämlich eine Art Fegefeuer, worin Alle, welche die Seligkeit eines Examen oder einer Promotion zu geniessen wünschen, eine Zeit lang zu verweilen haben, ehe sie zum Genusse des Himmelreiches zugelassen werden. Ein bedeutsamer kleiner

Raum! In diesem Kämmerchen, meine Leser, haben alle grossen Männer, welche an der Akademie von Leiden durch eisernen Fleiss und ununterbrochene Arbeit den Doctorhut sich erworben haben, um später die Welt mit ihrer *doctrinae praestantia* zu verblüffen und zu verrücken; in diesem Kämmerlein haben sie sich Alle, *incredibile dictu,* einige Augenblicke klein gefühlt. Ja! dort hat der beredte Vertheidiger eures Rechtes, der jetzt mit grösster Ruhe und ohne zu erröthen Satz für Satz eure Gegenpartei zu Boden wirft, einen Augenblick das Herz in seiner Brust klopfen hören, bei der Erinnerung, dass dieser oder jener Professor es ihm nicht verzeihen werde, sein Collegium so oft geschwänzt zu haben, und dass er sich dadurch mit Kreuz- und Querfragen werde zu rächen suchen. Dort hat der Arzt, der jetzt so hochmüthig an eurem Magen und Eingeweiden umhertastet, manchen Tropfen Schweiss bei dem Gedanken vergossen, dass seine Professoren soviel mehr wüssten als er selbst. Dort hat der dicke Rector, dem euer Sohn zitternd sein Heft voll ganzer und halber Fehler überreicht, einmal selbst vor Angst gebebt, man möchte einen andern Dialog von Plato aufschlagen, als den, in welchem er am meisten zu Hause; und dort ist es auch Hildebrand, eurem unterthänigen Diener, kalt über den Rücken gelaufen, als seine Phantasie sich in Allem erging, über das er möglicher Weise gefragt werden könnte.

Das Eigenthümliche von diesem Gemache ist, dass der Candidat in dasselbe mit weisser Halsbinde, bleichem Gesichte und schwarzer Kleidung eintritt, gefolgt von seinen Freunden im Negligé mit Mänteln, Stöcken, Mützen und Hunden. Der Candidat setzt sich auf den Tisch und die Freunde gehen auf und ab. Der Candidat flüstert und die Freunde sprechen laut. Der Candidat behauptet, dass er in der Klemme ist, und die Freunde behaupten, dass er ein Narr ist. Die Freunde wetten, dass er die erste Note bekommen wird, und er, dass

ihm die zweite zu Theil werden wird. Der Candidat hat in dem Augenblicke einen unbegrenzten Respect vor allen, die den Titel „Hochgelehrt“ führen, und sieht die Facultät als einen Rath von lauter Göttern an; die Freunde behaupten, dass es gewöhnliche Menschen sind. Der Candidat hält es für ganz ehrenwerth, dass sie von dem strafbaren Beginnen ausgehen, den akademischen Grad an keinen Unwürdigen zu verleihen, und die Freunde behaupten, dass sie allein nur auf die Welt gekommen sind, um einen jungen Menschen auf mühevoller Bahn durchzuschleppen. Der Candidat erinnert sich heimlich an allerlei Spukgeschichten von Unglücklichen, welche durch ihre Verlegenheit oder durch die Chicane der Examinatoren durchgefallen sind, und die Freunde suchen alle möglichen Anekdoten von schlauen Füchsen hervor, welche ihren Examinatoren eine Nase gedreht, oder ihnen beim Bekommen des *simpliciter* allerlei Artigkeiten gesagt haben. Kurz der Candidat entwickelt hier alle Kenntnisse, die ihm, wenn er morgen, übermorgen oder über einen Monat einem andern Candidaten in dieser bangen Stunde beistehen muss, zu Nutzen kommen, und die Freunde disputiren über Alles, was sie vielleicht ganz vergessen haben möchten, da auch sie voraussichtlich in den Fall kommen, wenn die Reihe an ihnen ist, in diesem Schwitzkämmerlein die ungemüthlichsten Augenblicke ihres Lebens zu verbringen.

Die Person jedoch, welche ich meinen Lesern vorführen will, hielt insofern nicht an die Formalitäten, die in dieser unglücklichsten von allen Folterkammern gefordert wurden, dass er dieselbe nur in Begleitung eines e i n z i g e n Freundes betrat. Er hatte die seltene Kraft besessen, Niemand als seinem vertrauten Freunde von seinem Examen etwas mitzutheilen, und hatte den Pedell dazu vermocht, den verrätherischen Anschlag*)

*) Das Examen wird durch Anschlag an das schwarze Brett bekannt gemacht.

ad valvas academicas zu beseitigen. Diejenigen aber, welche erfahren hatten, dass er gestern seine *demonstratie* (er war Mediciner) bestanden, hatte er in Bezug auf die Stunde des Examens zu täuschen gewusst.

Es war ein Jüngling von einem nicht ungünstigen Aeussern, obwohl man durchaus nicht sagen konnte, dass er schön war, und ebensowenig konnte man behaupten, dass ihm die Blässe geschmeichelt hätte, welche ihm die gegenwärtige Lage und gedrückte Stimmung verliehen hatten. Er war von gewöhnlicher Grösse, dagegen war der Freund, welchen er mitgebracht hatte, klein zu nennen, ein Nachtheil jedoch, der nicht hinderte, dass er in diesem Augenblicke sich besser ausnahm, als der Examinandus. Seine braunen Augen hatten einen schalkhaften Blick, und sein fröhliches Gesicht, sowie seine raschen Bewegungen bildeten einen auffallenden Contrast gegen den gedrückten Ernst dessen, der in dieses traurige Kämmerlein gekommen war, um sich auf das nervenerschütternde Examen vorzubereiten.

Der Examinandus setzte sich nach altem gesetzmässigen Gebrauch auf den Tisch und schaute auf seine Uhr. Die Thür stand weit offen und er genoss einen freien Blick auf das Zimmer der *facultas medica*.

„Vier Minuten nach Zwei. Es ist doch noch zu früh," sagte er missmuthig.

„Sicher ist es zu früh, aber du hast meinem Rathe nicht gefolgt," entgegnete der Kleine.

„Und was war dies für ein Rath?" fragte der Andere nach der Treppe schauend, auf welcher er eine Bewegung bemerkt hatte, neugierig zu erfahren, ob wohl Professor S oder Professor M zuerst erscheinen werde.

„Mein Rath? lieber Himmel! dass du bis ein Uhr hättest in deinem Bette bleiben und kein einziges Buch mehr ansehen sollen."

„Ja, das ist wahrlich eine Narrheit," sagte der Andere, der von diesem Augenblicke an entschlossen zu sein schien; gewiss in Folge der Erfahrung dieses heutigen Tages, an welchem er mit rathloser Angst bald diese bald jene Scripten aufgeschlagen, von dem einen Buche die Einleitung und von dem andern das Register noch durchstudirt hatte.

„Dann hättest du gemüthlich frühstücken sollen," fuhr der Andere fort.

„Und ein Glas Madera trinken, nicht wahr?" frug der Grössere.

„Nein, mein Freund, das nicht; da hättest du leicht einen Spitz bekommen können," antwortete der Kleine.

„Ein Spitz ist gut," meinte der auf der Folterbank.

„Je nachdem," erwiderte der Andere, welcher auf und ab ging; „du musst nur immer denken, dass es Latein ist."

„Das ist ein Glück," sprach der mit der weissen Halsbinde. „Ich möchte nicht, dass es Holländisch wäre; eine Dummheit im Holländischen ist doppelt dumm."

„Das ist wahr," versetzte der mit der schwarzen Halsbinde; „aber du hast vor Allem hauptsächlich Latein zu verstehen, und ich meines Theils habe mich mehr auf meine Muttersprache verlegt, weisst du. Du verstehst noch immerhin den Cicero, das ist gewiss! Aber was ich sagen wollte: du hättest dich nicht vor zwei Uhr anziehen sollen."

„Da haben wir Macquelin schon," sagte der Duldende.

„Du möchtest gewiss gerne wünschen, dass Boerens eine kleine Operation zu machen hätte," sprach der Tröstende.

„Herr Boerens ist schon lange drinnen!" fiel der Pedell ein, und kam mit einer Quittung über die Collegiengelder.

„Gerdtchen, Gerdtchen, wie steckst du darin," fuhr der Zeuge fort.

„Je nun, ein wenig," antwortete der Vorgeladene.

„Nein, nicht ein wenig," sprach der Plagegeist, „sondern sehr stark, denke ich. Aber horch, es läutet schon."

Noch einen Augenblick, und das Schlachtopfer sprang vom Tische, folgte dem Pedell, welcher ihm die Thür der medicinischen Facultät aufschloss, und mit bescheidenem Tritt und einer leichten Verbeugung trat er vor seine Henker. Der Pedell aber trippelte mit kurzem Schritte hinter ihm her, und setzte sich auf die harte Bank der Zuhörer. Gewiss sass er dort bequemer als das Schlachtopfer auf dem Stuhle der Examinandi.

Drei viertel Stunde nachher wurde wieder geläutet und der Jüngling musste abtreten.

Ruhig verliess er mit seinem Satelliten das Zimmer, aber sobald der Pedell die Thüre hinter ihm wieder zugeschlossen, sprang er hoch auf und drückte seinem Freunde in freudiger Aufregung die Hand. Er war ein anderer Mensch; in seinen Augen war Licht und um seinen Mund die Züge der Fröhlichkeit.

„Wie ist's gegangen?" fragte er seinen Vertrauten.

„Allerliebst," sagte der Andere.

„Teufelskerl!" rief der Examinirte und zwickte ihn in den Arm.

„Ich habe nun meine schöne Flasche verloren," sagte der Zuhörende, „es wäre schön, wenn du den zweiten Grad bekämest."

„Ich wollte, ich hätte ihn schon," meinte der Candidatus, und sein Gesicht umwölkte sich wieder.

Wieder läutete es.

Bedächtig trat der Pedell in das Zimmer, und ebenso bedächtig kam er wieder heraus. Der Vorgeladene ging, um sein Urtheil anzuhören.

„Mache dir keine Illusion!" flüsterte der Freund ihm zu.

Mit einem scheinbar sehr ruhigen Gesichte wartete der Examinirte den Ausspruch ab. Der Decan sprach verschiedene

lateinische Sätze, aber er war nur auf Ein Wort begierig und dieses kam, es hiess: *summa cum laude*.

„Hab' ich's nicht gesagt," sagte der Freund, welcher gesagt hatte, dass er sich keine Illusion machen solle, und sie flogen die Treppe rascher hinunter, als sie heraufgekommen waren.

„Ich hatte eine heimliche Hoffnung darauf," sagte sein Freund, der eine schöne Flasche verwettet hatte, „dass er den zweiten Grad bekommen würde."

„Ich sehe wohl, dass es gut abgelaufen ist," sagte die Hauswirthin zum Candidaten, der die Treppe hinaufstürmte, um sich umzukleiden und seinem Vater einen Brief zu schreiben.

„Ich sehe wohl, dass es gut abgelaufen ist," sagte sie zu dem Freunde, der unten wartete, um ihn nachher im Triumphe in die „Societät" zu führen. „Ich habe es mir die ganze Woche schon gedacht, dass der Herr gewiss ein Examen machen muss! Und der Herr hat doch gewiss *simma cum laudis?*"

„Ja, liebe Frau!" sagte der Andere, „darauf könnt Ihr Euch verlassen, obwohl er nicht darauf vorbereitet war."

„Nun, nicht wahr?" sagte die Frau, „es ist ein guter Herr und auch brav. Aber wisst Ihr, was es ist, er hat kein Vertrauen auf sich selbst, und wenn es dann zum Examen geht, dann kann er so melancholisch sein, gerade wie der Herr POSSEL, den Ihr sicher noch gekannt habt, der Kleine, er war gerade auch so, wenn er ein Examen machen musste. Er weiss seine Sache, das ist keine Frage; aber die Verzagtheit — wisst Ihr. Ich bin immer froh, wann Sie zu ihm kommen, denn er ist sonst so ein heiterer Mensch, gerade wie dieser Herr auch; aber an solchen Tagen ist er dann wirklich einfältig!"

Der Candidat trat ein und wurde durch die Hauswirthin freundlich bewillkommnet und beglückwünscht.

Hierauf gingen die beiden Freunde auf die Kneipe, und

auch dort regnete es Glückwünsche, denn der Candidat war sehr beliebt; nur wurde seine Freude durch zwei junge Bursche verbittert, welche auch mit der Candidatur schwanger gingen, und die ihn mit Erkundigungen ermüdeten, wie der und der gefragt, ob sie das und das wissen wollen, auf welche Fragen der Candidat nichts antwortete, als dass es ihnen schwer fallen möchte.

Hierauf „wichste" der Candidat an seinem Tische Wein, und nach dem Essen kam eine Droschke vorgefahren, worin er mit einem Freunde und noch einem Freunde nach Deyl fuhr (es war im Februar) und trank dort Thee. Und des Abends hatte der Candidat den Freund von dem Schwitzkämmerlein und den Freund von Deyl mit noch zwei andern Freunden und einem Viertel Anker *Cantermeerb* auf seinem Zimmer, und sie sassen vor dem aufgeschobenen Fenster (es war immer noch im Februar), rauchten viele Cigarren und erzählten sich mancherlei. Nachts um 1 Uhr flogen die Champagnerstöpsel, und zwei der Freunde sassen da und stritten sich mit grossem Ernste über die beste Regierungsform, und zwei andere unternahmen eine Vergleichung der Kant'schen und Hegel'schen Philosophie, wovon Keiner etwas wusste, ein fünfter brachte einen Toast auf die Harmonie zwischen den Facultäten.

Um 2 Uhr des Nachts waren die Freunde bis auf den vom Schwitzkämmerlein fortgegangen, welcher mit kleinen Augen dasass und auf die Erzählung lauschte, die der Candidat ihm ins Geheim und im Vertrauen mittheilte: wie er so innig verliebt in ein Mädchen sei, welches er im vorigen Jahre auf einer Fussreise nach Gelderland auf der Terrasse einer kleinen Villa habe sitzen sehen, mit einer weissen Taube auf dem Kopfe; und wie er zufällig bei Madame Schreuder ein kleines Porträt gesehen, welches ihr wie ein Tropfen dem andern ähnlich gesehen habe, und wie er dieses sogleich gekauft habe. Worauf sein Freund von dem Schwitzkämmerlein ihm schwur, dass er es Niemand er-

zählen werde, um nicht alle Geldersche Mädchen, welche kleine Villa's hatten und weisse Tauben hielten, ins Gespräch zu bringen. Hierauf wurde er ernst und brachte einen Toast auf die liebe Dame aus, und der Candidat trank denselben mit einer Thräne im Auge, und der Freund erzählte ihm hierauf, dass auch er närrisch verliebt sei, aber dass er unglücklich in der Liebe und dieses schon seine dritte Liebe sei. Er erzählte, dass er das erste Mal sich in ein Mädchen in einer Pensionsanstalt verliebt habe, welches er jeden Sonntag in der französischen Kirche gesehen; und seine zweite Liebe habe einem Mädchen gegolten, welches schon in aller Stille verlobt gewesen, und dass diese dritte Liebe der Tochter eines pensionirten Obersten gelte, welcher schon ganz „wüthend gegen ihn war", und ihn weder leiden noch sehen möge.

Nach drei Uhr verliess der Freund das Haus des Candidaten, der am andern Tage des Morgens um acht Uhr mit dem wonnigen Gefühle, diesen Tag kein Examen machen zu müssen, erwachte.

Elternfreude.

Mit einem offenen Briefe in der Hand und einem Freudenglanze auf dem Gesichte begrüsste der Herr Witse seine Gattin beim Frühstück.

„Morgen kommt unser Candidat nach Hause," sagte Herr Witse.

„Unser wer?" fragte die Frau ihren Gemahl.

„Unser Student," antwortete Herr Witse. „Aber er ist jetzt Candidat. Er schreibt mir, dass er gestern sein Examen gemacht. Es wird schon gut ausgefallen sein, das macht mir keine Sorge."

„Wir erleben eine Freude an unserm Kinde," sagte Frau

Witse, indem sie Wasser auf den Thee goss. „Hat er nicht aussergewöhnlich schnell sein Examen gemacht?“

„Gewiss, liebe Frau, ganz gewiss. Er ist gerade fünf Jahre in Leiden, und Du musst denken, er hat drei Jahre gebraucht, bevor er sein erstes Examen gemacht hat . . .“

„Sein propädeutisches, nicht wahr?“ fiel seine Frau ein, stolz, dass sie das schwere Wort so gut hatte aussprechen lernen.

„Ganz recht, mein Kind! das ist eine Sache, worüber die Meisten leicht hinweggehen, aber er hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht. Hör' einmal, er kostet uns da drüben schweres Geld; aber die Medicin, habe ich meine Lebtage sagen hören, ist ein schweres Studium, und er darf nichts versäumen.“

„Aber wie lange wird er wohl noch da sein müssen, jetzt da er Candidat ist?“

„Ei nun, das weiss ich nicht. Er will gerne die Chirurgie und die Obstetrie dabei lernen und das wird wohl noch eine Zeit kosten. Aber wer weiss auch, wozu er es dann bringen kann!“

„So, meinst du?“ fragte Frau Witse und liess das Messer, womit sie sich ein Butterbrod zurecht machte, halbwegs im Brode stecken, wobei sie ihren Mann fest ansah.

„Alles ist möglich, liebes Kind,“ antwortete ihr Ehegatte, und schaute nochmals in den Brief, während dessen sich ein freundliches Lächeln auf seinem Gesichte malte.

„Aber sind dafür nicht gewisse Jahre festgesetzt?“ fragte sie von neuem, indem sie die Augen sittsam niederschlug, und mit besonderer Aufmerksamkeit ihr Butterbrod in schmale Streifen zerschnitt.

„Was willst du sagen?“ frug Herr Witse, welcher mit seiner Frau dasselbe meinte.

„Nun,“ erwiderte sie, und schaute mit grosser Aufmerksamkeit auf die Spitze ihres Messers, „um so Eines oder das Andere zu werden.“

„Was, Eines oder's Andere, Mütterchen?" fragte der Ehegenosse lachend, und brannte vor Verlangen, das grosse Wort, das er selbst nicht auszusprechen wagte, von den Lippen seiner Gefährtin zu vernehmen.

„Ei," antwortete Frau Witse, „wie alt war der junge ... wie nennt Ihr es doch, als er Professor wurde?"

„La, la, la," war die Antwort des Herrn Witse, dessen Augen dabei glänzten und der sein Angesicht verzog; „du musst nicht so hoch fliegen, Mütterchen. Wenn er nur ein geschickter Doctor wird, so ist das schon sehr viel."

„Ja, das ist wahr," versetzte seine Frau, die es ärgerte, dass sie sich so unvorsichtig ausgesprochen hatte. „Das braucht's auch nicht. Ich werde ganz zufrieden sein, wenn er nur glücklich in seiner Praxis ist. Wir müssen auch nicht Alles verlangen."

„O nein!" sagte Herr Witse.

„Und zudem," fuhr die Frau fort, „wer weiss, ob dieses gut für ihn wäre. Ein Professor muss immer so erschrecklich viel wissen und studiren."

„Gewiss muss er das, liebe Frau, aber das ist für unsern Gerdt das Wenigste."

„Ja, das glaube ich wohl," erwiderte Gerdt's Mutter; „ich sagte nur so; aber ich versichere dich wahrhaftig, dass ich nicht weiter daran denke."

„Du musst es jetzt nicht wieder so ganz wegwerfen," antwortete Gerdt's Vater.

„Nein," sagte die Mutter, „das nun gerade nicht."

„Das ist öfters schon passirt," sagte der alte Witse, ohne eigentlich zu wissen, was er sagte.

„Ja, warum sollte das nicht stattfinden können," sagte seine Frau.

„Man kann nicht fleissiger sein als unser Gerdt," erwiderte Witse.

„Und er hätte gewiss viele Anlage zum Unterrichten,“ fuhr sie fort.

„Das glaube ich auch,“ fügte er hinzu, „und ich denke auch, dass sie solche junge Leute im Auge behalten.“

„Das wäre ein grosses Glück,“ bemerkte sie.

„Das würde es sicher sein,“ erklärte er; „aber man kann nicht darauf bauen. Verdienste werden nicht immer anerkannt, gerade so wie bei einer Preisfrage.“

„Aber er hat doch das Accessit bekommen,“ sagte die Mutter.

„Er hätte die Medaille bekommen sollen,“ sagte der Vater.

„Die Dummen haben das Glück,“ sagte die Mutter, die auf einmal anfing, Alles dem Glücke zuzuschreiben.

„Es würde gut klingen,“ sagte der Vater, „Professor WITSE!“

„Ach, geh doch, WITSE!“ sagte die Mutter, die jetzt an der Reihe war, bescheiden zu sein; „prahle doch nicht damit.“

„Das thue ich auch nicht,“ antwortete ihr Ehemann; „ich sage nur, dass es gut klingen würde.“

Nun folgte eine Pause. Der Herr WITSE durchlief das Handelsblatt, und die Frau WITSE setzte ein Stück Käse auf den Tisch; aber die Gedanken von Beiden waren beim Professorat GERDT's, wovon sie, ein jedes für sich selbst, überzeugt waren, wenn anders die wahren irdischen Verdienste nach ihrem wirklichen Werthe geschätzt würden.

Eine Zeit lang blieb das glückliche Ehepaar in diesem Gedanken vertieft. Hierauf brach Herr WITSE das Stillschweigen.

„Wir müssen doch jetzt dem Candidaten eine Ehre anthun,“ sagte er.

„Das habe ich auch schon gedacht,“ antwortete seine verehrenswerthe Gemahlin.

„So ein kleines Diner wäre ganz hübsch.“

„Ja; aber wer denn alles? die VERNOOIEN, meinst du nicht?“

„Ganz recht; ich will selbst hingehen und sie einladen; und die VAN HOELS vor Allen? Freitag ist noch ein guter Tag.“

„Aber wir müssen doch Frau STORK auch dabei haben.“

„Gut, aber die kennt unsern GERDT gar nicht,“ bemerkte WITSE.

„Wenn auch!“ gab ihm seine Frau zur Antwort. „Nach meinem Gutdünken ist das eine sehr interessante Frau, welche ihm schon gefallen wird. Und weisst du, dass bei VERNOOY auch eine Nichte wohnt? Die ist ihm auch fremd. Nun je mehr, desto besser. Aber dann passen auch noch ein paar Herren dazu. Der junge HATELING?“

„Ich weiss nicht, ob GERDT sich viel aus HATELING macht,“ bemerkte Herr WITSE.

„O warum sollte GERDT sich nicht viel aus HATELING machen?“ fragte seine Frau, er ist ein ganz angenehmer junger Mensch, und ich finde, er hat so ein nettes Aeusseres. Von welchen unserer jungen Leute hält unser GERDT denn eigentlich etwas? Seitdem er auf der Academie ist, geht er mit Niemand von den Rotterdam'schen jungen Leuten mehr um.“

„Mir ist's gleich,“ sagte Herr WITSE. „Und sollten wir WAGESTERT nicht auch einladen?“

„Gewiss, auch WAGESTERT!“ antwortete seine Gattin; „dann sind wir sicher, dass es ein fröhliches Diner werden wird.“

Das Diner war besprochen; aber soviel zur Ehre GERDT's geschah, sowenig übrigens war bei der Wahl der Gäste auf sein Vergnügen gesehen. Zur Entschuldigung sei es gesagt, dass das Augenmerk des Elternpaares vielmehr darauf gerichtet war, mit dem geschickten Sohne zu prunken, als um dem Sohne einen vergnügten Tag zu bereiten.

Herr WITSE ging an demselben Tage schon sehr früh aus,

um einige Besuche zu machen, und dieses that er mit dem Briefe in seiner Tasche, und überall, wohin er kam, erzählte er mit grosser Wichtigkeit die Nachrichten von seinem Sohne.

Es gibt verschiedene Wege, einen Sohn oder eine Tochter unglücklich zu machen, und Herr Witse hatte schon seit lange dieselben eingeschlagen.

Um die Wahrheit zu sagen, war das die schwache Seite dieses Mannes.

Herr Witse war ein sehr wohlbestellter Mann, aus dem ehrbaren Bürgerstande, und seines Berufs ein Notar. Er hatte einen sehr guten klaren Verstand und auch viele erworbene Kenntnisse; aber seine Vorstellungen in Bezug auf die Bedeutsamkeit einer studirten Person waren sehr überspannt. Man kann nicht sagen, dass er seinen Sohn in der Jugend verdorben oder verzogen hatte; denn dazu war er zu vernünftig gewesen. Er hatte dem jungen Gerdt eine sehr gute Erziehung gegeben und ihn unter strenger Zucht gehalten. Aber sobald er als Student eingeschrieben war, hatte er die unbegrenzte Hochachtung für ihn gefasst, welche Hochachtung die Mutter sehr geneigt war zu theilen, da der Jüngling ihr einziger Sprosse war.

Ihr Mann, welcher überall wegen seines hellen Kopfes geachtet war, glaubte, in Vergleich zu seinem Sohne, nichts zu sein. Sein Sohn war zwar jederzeit in seinen Studien sehr fleissig gewesen, aber in vieler Hinsicht stand er doch vielleicht unter seinem Vater, besonders in dem Punkte, wo es auf eine klare und bestimmte Einsicht ankam. Die beste Seite an ihm war, dass er sehr liberal dachte in Allem, was die Studien und Bequemlichkeiten seines Sohnes betraf, und dass er ihm in dieser Beziehung auf jede Weise an die Hand ging. Gerdt's Bibliothek war eine der besten, die je ein Student der Medicin besessen hatte; und es war ausgemacht, dass er nach Erlangung seines Doctorgrades Berlin und Paris sehen sollte.

Mädchens Plage.

Klaerchen Donze sass im Nebenzimmer vor Herrn und Frau Vernooy am Fenster und arbeitete an einem Glockenzuge zu dem bevorstehenden Geburtstage ihres Vaters. Zuweilen erhob sie ihr liebliches Gesicht, um auf die Hochstrasse zu schauen, aber sogleich wendete sie es wieder ab und zu ihrer Arbeit.

Klaerchen Donze war ein frisches, lustiges, nettes Mädchen aus Geldern und zählte noch nicht achtzehn Jahre. Ihr Haar war braun und fiel in vielen langen Locken auf ihre Wangen herab. Das Uebrige war in einer dicken schweren Flechte auf ihrem Kopfe zusammengelegt. Ausserdem hatte sie eine schneeweisse Stirn, blaue Augen mit einem offenen Blicke, blühende Wangen, und einen so schön geformten kleinen Mund, dass man nicht wusste, was man lieber davon sich wünschen sollte: einen Kuss oder ein süsses Wort.

Klaerchen Donze war auf dem Lande erzogen worden, hatte als Kind alle Jahre das erste Grün geschaut, junge Hühner, Enten und Goldfische gefüttert, Ball geschlagen und, so lange sie in Hosen ging, ein Steckenpferd geritten. Sie wusste alle Arten von Bäumen zu unterscheiden und kannte ihren Werth. Sie bekam alle Jahre ihr Osterlamm und hielt auf dem Speicher einer Scheune mehr als zwanzig Tauben, welche aus ihrer Hand frassen. Sie grüsste die Knaben des Dorfes nicht mit „Freund“ oder „Bube“, sondern mit ihren Namen, Johann, Heinrich oder Kurt, wie sie eben heissen mochten. Sie merkte auch nicht auf ein wenig Regen oder auf ein wenig Frost und hatte mehr als zwanzig Mal in ihrem Leben in einem Regenschauer gesessen und geangelt.

Klaerchen Donze wohnte seit einigen Tagen bei ihrem

Onkel und ihrer Tante VERNOOY in Rotterdam. Sie war noch nicht in der Provinz Holland gewesen und hatte sich ausserordentlich viel von dem Aufenthalte in einer Stadt, wie Hollands zweiter Handelsstadt, vorgestellt. Die dunkle Hochstrasse war ihr sicher etwas unangenehm aufgefallen, und sie wusste auch nicht, dass die Strassen von Rotterdam bei schlechtem Wetter so schmutzig wären und manchmal das Aussehen haben (wie die Rotterdamer sich ausdrücken), als wenn es Wasserchocolade geregnet hätte. Zweimal war sie ausgegangen. Der breite „Blaak" mit seinen vielen Läden, die „Boompjes" und der vielbelebte Weinhafen, in dem die Schiffe mit bunten Wimpeln und Flaggen scheinbar ganz verwirrt untereinander lagen, sowie der grosse Löwenhafen mit seinen stattlichen Häusern gefielen ihr noch einigermassen; aber das „Nieuwe Werk" hielt sie nicht des Namens einer Promenade werth und die „Plantage" stellte sie auf gleiche Stufe mit den Umgebungen von Gorkum. Am meisten gefiel ihr noch die weite Wasseraussicht auf dem „Hoofd"; aber Onkel VERNOOY, welcher ihr diesen Genuss verschaffte, fand es zu windig und sie musste ihr den Rücken zuwenden, während sie mit lachendem Gesichte den Wind an sich vorbeisausen liess, der mit ihren Hutbändern spielte und ihren Shawl in die Höhe wehte. Uebrigens lief sie mit mehr Ruhe hinter den Pferden und Kühen ihres Vaters auf der Weide her, als in dem Gedränge einer Rotterdamer Strasse, wo ihr Hören und Sehen verging von den vielen Fuhrwagen, von denen sie glaubte, dass sie es auf ihre Füsse abgesehen hätten. Mehr als widerwärtig dünkte ihr es, wenn auf einmal (wie es in Draaisteeg geschieht) der Boden sich vor ihren Füssen öffnete, oder wenn schmierige Packknechte mit rollenden Fässern sie zwangen, auf irgend einer Stufe ihre Zuflucht zu nehmen, und wenn alle Augenblicke etwas von oben heruntergelassen wurde.

Onkel und Tante meinten es sehr gut mit KLAERCHEN und

waren die allerbesten, herzlichsten Menschen, welche sie dringend eingeladen, als sie den Sommer vorher ihren Eltern einen Besuch abgestattet hatten; aber sie kümmerten sich gerade nicht viel um das Treiben der Stadt. Klaerchen hatte gehört, dass in Rotterdam ein Theater sei, wo die holländischen und französischen Schauspieler abwechselnd spielen, und dass es dort nicht weniger als drei Concertsäle gäbe. Darum hatte sie sich vorgestellt, dass diese Dinge viel zu ihrem Vergnügen beitragen und sie auf eine besondere Weise ergötzen würden. Herr Vernooy war der gutmüthigste Kaufmann von der Welt, und seine eben so gutmüthige Ehefrau hörte nicht ein einziges böses Wort aus seinem Munde. Er war immer gleich jovial und aufgeräumt.

Des Abends aber, wann er sein Comptoir geschlossen, ging er in die Gesellschaft *Amicitia* und spielte dort seine gewöhnliche Partie. Hernach kam er mit Schlag zehn Uhr nach Hause und war dann wieder eben so gutmüthig und jovial, wie bei seinem Fortgehen; allein von Concert oder Theater war indessen keine Spur.

Diese Umstände bewirkten, dass die liebe Klara nicht zu niedergeschlagen wurde. Sie behielt ihre Fröhlichkeit, obschon sie wohl hin und wieder nach Hause verlangte, wäre es auch nur gewesen, um zu sehen, ob die Tauben sie wohl noch kennen würden.

Jetzt sass sie am Fenster in der dunklen Hochstrasse und dachte nach Hause, schaute wieder auf die Strasse und wunderte sich, dass ein Laternenputzer so oft durch die Volksmenge in seinem Berufe gestört wurde.

Es war gegen zwölf Uhr, und das Kaffeezeug stand auf dem Tische.

Frau Vernooy trat ein. Sie war eine kleine dicke Dame von etwa vierzig Jahren, mit einem rosenrothen Gesichte und

einem beträchtlichen Unterkinn, und wenn sie sprach, zeigte sich eine Reihe grosser, weisser Zähne.

Sie trug unter ihrer Haube eine starke blonde Haartour und hatte einen kleincarrirten schottischen Rock an. Stillschweigend legte sie ihren Schlüsselbund auf den Tisch nieder und fing an Kaffee zu kochen.

„Nun, KLAERCHEN," sagte sie, unterdessen sie Wasser aufgoss, „wir haben eine gute Neuigkeit. Wir haben eine prächtige Aussicht auf übermorgen."

„Auf übermorgen, Tante!" sagte KLARA, ihren Glockenzug auf die Fensterbank werfend, während die Freude sich auf ihrem Gesichte malte.

„Ja," antwortete Frau VERNOOY; „rathe einmal, was es ist."

„Wir gehen ins Theater?"

„Nein, Kind! Freitags ist kein Theater."

„Ins Concert?"

„Gefehlt, gefehlt!" sagte die Tante, welche fürchtete, es möchten noch mehrere derartige Sachen in KLARA's Phantasie sich aufthun; dann fügte sie bei: „Wir gehen aus — zu einem Diner."

„Aus zum Diner," erwiderte KLARA, ein wenig missgestimmt: „und bei wem?"

„Ja, das ist der Punkt! bei wem?!"

„Das kann ich unmöglich rathen."

„Nun, dann will ich's dir sagen; bei der Familie WITSE. GERDT ist angekommen. ... Nun, KLAERCHEN, werde nur nicht so roth."

„Liebe Tante, ich werde ja durchaus nicht roth," sagte KLARA, stand auf und schaute in den Spiegel; „ich habe ja diesen jungen Mann in meinem Leben noch nicht gesehen!"

„Mag sein; aber du hast genug von ihm gehört," er-

widerte die Tante mit einem Lächeln; „und er interessirt dich doch gewiss."

Klara liess die Tante reden und nahm ihren Glockenzug wieder zur Hand.

Es war übrigens eine Unwahrheit, dass das liebe Mädchen genug von dem jungen Witse gehört hatte. Frau Vernooy war eine gute Frau, wie ich schon bemerkt zu haben glaube, aber an Verstand besass sie kein Uebermass. Sie hatte gar keine Kinder, obwohl ihre wohlbeleibte Erscheinung den Spottvögeln Veranlassung bot, von ihr zu sagen, dass sie wohl welche gehabt habe, aber dass sie dieselben, wie Saturnus, heidnischen Angedenkens, alle aufgefressen habe. Da sie zwei Dienstmädchen hielt, und überdies noch eine Näherin, eine Hausmagd und eine Beschliesserin, so führte sie ein ganz gemächliches Leben, oder besser gesagt, sie hatte nichts zu thun. Die Lectüre liebte sie eben nicht sehr, ausser wenn sie krank war, etwas das ihr sehr selten passirte. Aber da sie sich doch gerne mit irgend etwas beschäftigte, so hatte sie sich darauf verlegt, auszustudiren, welche Leute in Rotterdam und anderswo zusammenpassen und ein Pärchen geben könnten.

Oft führten diese Berechnungen zu keinem Resultate; aber jetzt, wo eine hübsche Nichte bei ihr wohnte, konnte sie nicht umhin, ihren in dieser Hinsicht so speculativen Geist damit zu beschäftigen, wie sie ihre wohldurchdachten Pläne einmal verwirklichen möchte. Nach langem Herumstudiren, schon bevor Klara gekommen war, und nachdem sie dieselbe in Gedanken schon vielleicht mehr als zehnmal mit einem anderen Bräutigam vor den Altar gebracht hatte, hatte sie sich endlich fest in den Kopf gesetzt, dass der junge Student Witse eine passende Partie für ihre Nichte sein würde. Dieser war etwa vier Jahre älter als jene, seine Eltern besassen ein ansehnliches Vermögen und gehörten überdies zu ihren besten Freunden. Hauptsächlich wirkte

noch der Umstand mit, dass Niemand in der ganzen Stadt gefunden werden konnte, der geduldiger und lieber die Lobreden auf den geschickten Sohn angehört hätte, als Herr und Frau Vernooy.

Da sie also diese Heirath bei sich beschlossen hatte, konnte sie sich in Zukunft kein Glück für Klara mehr denken, bis nicht diese Ehe erst bürgerlich vollzogen und hernach durch ihren Lieblingsprediger eingesegnet sei, und es gehörte nachgerade zu ihren Glaubensartikeln, dass diese Ehe im Himmel beschlossen sei. Sie zweifelte desshalb auch gar nicht, dass Gerdt, während Klara's Aufenthalt, sie einmal besuchen würde, und peinigte sich mit dem Gedanken, wie dieser Besuch zu bewerkstelligen sein möchte. Uneingedenk der Worte ihres grossen Zeitgenossen Napoleon Buonaparte (von welchem sie, im Vorbeigehen gesagt, noch nicht ganz glaubte, dass er todt sei), dass nichts die Herzen so sehr erschreckt, als das ungestüme Drängen von Anderen, war sie sogleich darauf bedacht, in einem unpassenden Augenblicke redselig den Ruhm des Jünglings zu verkünden, und gebrauchte dazu alle die Lobreden, welche sie aus dem Munde von Herrn und Frau Witse gehört hatte, und da dieselben alle übereinstimmend auf denselben Punkt ausliefen, und des Inhalts waren: wie fleissig Gerdt und wie verständig sich Gerdt zu Leiden unter den jungen Leuten benommen, und wie angesehen Gerdt bei den Professoren, und wie sehr Gerdt in allen Wissenschaften zu Hause sei, so konnte die fröhliche Klara den beweihrauchten Jüngling sich nicht anders als einen unausstehlichen Pedanten, als ein Wesen vorstellen, welches sich in ihren Augen als die unerträglichste aller Creaturen zeigte. Darum hatte sie sich wohl gehütet, nach dem Aeussern dieses Menschen zu fragen, fest überzeugt, dass er auf die sprechendste Weise dem blassen Unterlehrer in einem Dorfe in der Nachbarschaft ihres Vaters

ähnlich sein müsse. Frau Witse hatte die Einfalt gehabt, ohne Gerdt's Wissen, denn er vermuthete nicht, dass seine Mutter solchen Trödel aufbewahrt hätte, Abschriften von ein paar Versen zu verbreiten, die Gerdt in seinem zwölften Jahre gedichtet hatte, und die natürlich mittelmässig, aber die wie alle Verse von Kindern in einem so hochernsten Tone geschrieben und so voll von Tod und Ewigkeit waren, dass Klaerchen, der sie gezeigt wurden, schrecklich darüber gelacht hatte. Die Voraussicht also, mit diesem Wundermann an einem Tische zu sitzen, stimmte sie durchaus nicht so froh, wie es ihre Tante sich vorgestellt hatte.

„Es wird sicherlich ein grosses Fest werden," fuhr die würdige Dame fort, um Klaerchen zu einem grösseren Entzücken zu nöthigen, „Gerdt hat promovirt — "

„Holla, holla, liebe Frau," fiel Herr Vernooy ihr ins Wort, welcher gerade hereintrat, „soweit ist es noch nicht."

„Ja wohl, lieber Schatz," sagte Frau Vernooy, die vor jeder Schmälerung sich fürchtete, „ja wohl, er hat promovirt."

„Nein, wahrlich nicht," antwortete er, sich in seinen Armstuhl werfend; „aber er hat ein Examen gemacht. Ein sehr grosses Examen. Witse hat mir erzählt, dass es zwei Tage gedauert hat; — aber wie das Examen hiess, das habe ich vergessen; so viel weiss ich, den einen Tag hat er einen ganzen Leichnam geanatomisirt, und den andern Tag hat er . . . kurz! hat er wieder etwas anderes gethan; aber Alles sehr geschickt!"

„Pfui," sagte Klaerchen, „einen Leichnam."

„Er hat sicher das Höchste?" fragte Frau Vernooy.

„Das Höchste, welches?" fragte ihr Mann.

„Das Höchste . . . ach, wie heisst es auch wieder; ich meine das Höchste, weisst du, das Allerhöchste; soviel, als, wie will ich nur sagen, soviel als *primus* in der lateinischen

Schule. Er war alle Jahre *primus.* Weisst du, was *primus* ist, KLARA?"

„Nein, Tante," sagte KLAERCHEN, das es sehr gut wusste, mit einem ganz unschuldigen Gesichte.

„*Primus* ist," antwortete die Tante, in einem gutmüthigen, unterweisenden Tone, „wenn man der Höchste ist von seiner Klasse; aber dann von der lateinischen Schule, weisst du. Dann gibt es eine Preisvertheilung in der französischen Kirche, worauf alle *Primussen* gratiassen. Weisst du, was ein *Gratias* ist?"

„Nein, liebe Tante."

„Wie, du weisst nicht, was ein *Gratias* ist?" fragte Frau VERNOOY und ihr Mann zu gleicher Zeit.

„Wirklich nicht."

„Nein, sage mir, weisst du das nicht?" fuhr die Tante fort; „das ist ein Bedanken für den Preis. Ich ging jedes Mal mit der Frau WITSE in die Preisvertheilung, aber es hiess dann eigentlich Promotie. Aber das muss ich sagen, GERDT machte es so schön; aber mir klopfte das Herz, wann er vortreten musste. Ich habe lange Zeit noch gewusst, was der Rector darauf sagte. Wie war es doch?"

„Ja, wie war es doch?" sagte VERNOOY; „*accide,* WITSE ..."

„*Et excipe preizia;* ja, KLARA, ich kann auch mein Latein. Weisst du noch beim letzten Mal, VERNOOY?"

„Gewiss," antwortete dieser rasch, obwohl er es eigentlich nicht recht wusste.

„Er war der Grösste unter all den Uebrigen!" fuhr sie fort. „O, es sah so einfältig aus, so einen grossen Jungen unter all den kleinen. Aber er war auch der Einzigste, welcher einen Frack trug. Und die neuen Handschuhe, weisst du's noch, VERNOOY?"

„Ja,“ sagte Vernooy mit einem freundlichen Lächeln, das er nicht anzubringen wusste; „mit den neuen Handschuhen.“

„Man trug damals,“ fuhr seine Ehehälfte fort, „von den ganz gelben Handschuhen; das wirst du dich wohl noch zu erinnern wissen, Klara, *pâtes de canard*, weisst du? Nun, solche hatte er auch an; wie kleidete es ihn so gut! Aber man konnte sehr gut sehen, dass sie neu waren; solche mit so glatten Quasten.“

„Ja, so lange glatte Quasten,“ lachte Vernooy. „Ei, was geschah noch mit diesen Handschuhen?“

Das war gewagt. Herr Vernooy baute auf die einzelnen, obwohl einigermassen wiederholten Andeutungen von ein Paar entenfussgelben Handschuhen die sonderbare Vorstellung, dass sie wirklich eine historische Rolle gespielt haben müssten, während sie nichts als lediglich nur eine Zierde für den jungen Witse gewesen waren.

„Wie meinst du das, Vernooy?“ frug seine Gattin mit Befremdung; „es passirte nichts damit, so viel ich weiss.“

„Ja wohl!“ antwortete der Gemahl, wobei er blutroth wurde und seine Tasse Kaffee austrank, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Ja wohl, es geschah etwas mit den Handschuhen. Liess er sie nicht so albern fallen, oder so; da schwebt mir so etwas davon vor.“

Tante hatte während dieser schwachen Erinnerung immer den Kopf geschüttelt. „Nun, das weiss ich dann nicht,“ sagte sie darauf; „das weiss ich dann nicht, aber ich weiss wohl, das weiss ich wohl, dass es eine Freude war ihn zu sehen. Ich konnte nichts davon verstehen, das begreifst du, Klara, denn es war lauter Latein ... oder war es auch griechisch, Vernooy?“

„Ja,“ sagte Vernooy, seine Augenbrauen zusammenziehend, „so viel ich mich davon erinnern kann, war es griechisch.“

„Nun, das ist gleich. Ich mochte es gerne sehen. Dann zeigte er mit seinen Händen auf den Tisch, woran die wie heisst's doch wieder? sassen.“

„Curatoren,“ fiel VERNOOY ein. „Dann legte er seine Hand auf's Herz und dann wieder hob er die Rechte in die Höhe, wenn etwas vom Himmel vorkam, und das alles so nett, so hübsch, so graziös . . .“

„Und alles mit Handschuhen *pâtes de canard?*“ fragte das schalkhafte KLÄRCHEN.

„Alles mit Handschuhen *pâtes de canard,*“ fuhr die Tante in ihrem Eifer fort, um durch alle möglichen Worte, Wendungen und Bilder ihre Nichte für den jungen WITSE zu interessiren. „Es war eine Lust zum Anschauen. Viele sagten, dass er es am schönsten von Allen mache, aber es fehlte auch nichts, es ging vorwärts ohne zu stocken.“

„Aber was war es doch noch mit den Handschuhen?“ brummte VERNOOY, „mich dünkt doch . . .“

„Ach geh doch!“ sagte seine Frau, welche fürchtete, die geträumte Handschuhhistorie möchte noch einen Schatten auf die Darstellung werfen, die sie von GERDT als Knaben so schön angebracht hatte. „Du verwechselst es mit etwas Anderem. Ich weiss wohl, dass wir so über den kleinen Jungen gelacht haben, der, sobald er das Buch in der Hand hatte, sich umdrehte und nach seinem Platze ging, und das *Gratias* ganz vergass.“

„Das wird's gewesen sein,“ sagte der gutherzige Gemahl, der sich freute, etwas erfassen zu können, das seine unvorsichtige Aeusserung verwischen möchte. „Ja, ja, den kleinen Jungen, ich sehe ihn noch immer vor mir.“

„Aber sage mal, Tante,“ fragte die Geldersche so naiv als sie nur konnte, „Herr WITSE hat nun doch keinen Preis bekommen, nicht wahr?“

„Gewiss nicht, Kind! an der Akademie — Pfui .. Oder es hätte eine Medaille sein müssen,“ fügte sie schnell hinzu, um auch von dieser Seite Gewinn zu ziehen; „hast du auch davon gehört, Vernooy?“

„Nein,“ sagte Vernooy, „nein, das ist nicht der Fall, — man bekommt bei solcher Gelegenheit einen Grad.“

„Eben recht, einen Grad; das war's. Nach dem Worte habe ich immer gesucht. Gerdt hat sicher den höchsten Grad bekommen, nicht wahr?“

„Gewiss, gewiss,“ sagte Herr Vernooy, „ja, ganz gewiss. Ja, das hat er auch geschrieben.“

Der Leser weiss es besser, aber Vernooy, der gern jedem, und vor allem seiner Frau soviel als möglich Recht gab, versicherte dies aus seiner vollen Herzensgüte, *ex mera conjectura.*

Dass diese besondern Vorzüge in dem Urtheile der einfachen Klara der Persönlichkeit des Gerdt Witse den Todesstoss gaben, versteht sich von selbst; denn sie konnte sich ihn nun nicht anders als einen eingebildeten, naseweisen Menschen mit entenfussgelben Handschuhen vorstellen, und dies wird jedes empfinden, das gegen naseweise Burschen und gelbe Handschuhe einen Widerwillen hat. Lange hatte sie sich gut gehalten, aber jetzt musste sie mit fühlbarer Ironie sprechen.

„Nun,“ sagte Klaerchen, „ich sehne mich sehr, dieses Wunder von Gelehrsamkeit doch einmal zu sehen.“

„Siehst du,“ antwortete die Tante, welche es von der guten Seite aufnahm; „siehst du, dass du doch eine Sehnsucht hast. Jetzt erröthest du schon wieder. Nun wirst du mir doch nicht mehr bestreiten, dass du nicht roth wirst, Mädchen. Was sagst du, Vernooy, wird sie nicht über und über roth?“

„Ja, erschrecklich,“ antwortete Vernooy. Und es musste dieses erschrecklich sein, wenn der gute Mann, der kurzsichtig war, es bemerken konnte, besonders in Erwägung, dass

Klaerchen im Schatten eines Vorhanges, mit dem Rücken gegen das Fenster gewendet, dasass; und dieses an einem Fenster in der Rotterdamer *Hoogstraat*, einer Strasse, wohin, nach dem Zeugnisse aller Hochstrassler, die Sonne noch nie geschienen hat.

„Klaerchen," sagte der Onkel, der sie gerne mit Neckereien plagte, „du musst Acht geben, dass er nicht mit deinem Herzen davon läuft."

„Da ist keine Gefahr, Onkel."

„Nun, ich bin begierig, zu erfahren, was daraus noch werden wird," sagte die Tante; „bewahre es ja recht gut, mein Kind!" und sie hoffte, dass diese Ermahnung dem jungen Mädchen gegenüber so viel sagen sollte als: „wirf es ihm über Hals und Kopf vor die Füsse."

Für diesen Fall war wenig Aussicht vorhanden, denn Klaerchen's Widerwille hatte mehr und mehr Wurzel gefasst.

„Solch ein gescheidter Herr wird auf mich achten!" sagte Klaerchen laut, „und bin auch nicht für so viele Gelehrtheit erzogen." Bei sich dachte sie: „und wäre er so gelehrt wie Salomon, er wird bei mir keine Gnade finden; ich werde dem eingebildeten Gecken den Rücken kehren."

So unschädlich war die Liebhaberei einer Verkuppelung von Tante Vernooy.

Herzlichkeit von Freunden.

Der Tag des grossen Festmahles zu Ehren von Gerdt Witse, med. cand., welcher, wie dem Leser unserer Blätter bekannt sein wird, hinsichtlich seiner Verdienste ganz anders als seine Eltern gestimmt war, brach an.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als sich der Jüngling mit seiner Toilette beschäftigte. War es nun, dass er dem

Vergnügen dieses Tages wie einem Berge entgegensah, da bei dieser Gelegenheit seine Eltern wahrscheinlich bis zum Ekel mit ihm prunken würden; war es die Vorstellung von dem gähnenden Schreckbilde der Langweile, womit er in einem Kreise von Menschen zu kämpfen haben würde, von denen die meisten ihm gleichgiltig erschienen, und die übrigen ihn ärgerten; war es eine dieser Wahrnehmungen insbesondere, oder war es vielleicht ein unangenehmes Gemisch von beiden, dass ihm das Ankleiden so langsam von Statten ging und er eine ganze Zeit lang mit einem Kleidungsstück in der Hand dastand oder theilnahmslos vor sich hinstarrte, oder, ohne besonders müde zu sein, sich auf den Stuhl niederliess, mit allem Anschein von Lebensüberdruss?

Eine zierliche Einleitung, mit Absicht geschrieben, um Sie, meine Leser, von der wahren Ursache irre zu leiten. Diese war keine andere, als dass seine Gedanken mit einem Gegenstande sich beschäftigten, der weit über das wohlriechende Stück Seife erhaben war, oder über das schöne Chemisett und das seidene Halstuch, welches er abwechselnd in die Hand nahm. Er hatte an demselben Morgen das Lese-Museum besucht. Wenn er sich für einen Tag oder längere Zeit in seiner Vaterstadt befand, so war das Lese-Museum, wovon der alte Herr WITSE Mitglied war, immer seine Zuflucht. Hier glaubte er seine Zeit auf eine angenehme Weise zubringen zu können, obwohl der Ausgang ihn täuschte. Mit gespannter Erwartung trat er an den Lesetisch, bemerkte aber sogleich zu seinem Verdruss, dass der Tisch ausser der *„Loydslist“*, dem „Ostindischen Courant“ und dem „Herrenbüchlein“ nichts anders enthielt, als was er gewöhnlich in Leiden schon gelesen hatte. Hierauf wendete er sich zu den neu herausgekommenen Büchern. Auch davon hatte er bereits, Dank der dienstfertigen Sorgfalt eines VAN DER HOEK und eines halben Dutzend HAZENBERGEN, viele gelesen; und die andern schienen ihm zu schwerleibig, um

sie in ein paar Tagen geniessen zu können. Doch entschloss er sich endlich die Vorrede von ein Paar französischen Broschüren durchzulesen, worin der Verfasser bemerkt, dass er mit seinem Gewissen zu Rathe gegangen sei, um ein sehr sittenloses, und mit seiner *aesthetica*, um ein sehr geschmackloses Buch zu schreiben. Es war die Vorrede von Ruijs Blas von VICTOR HUGO.

Diese Vorrede, so bündig, kräftig, anziehend und fesselnd sie auch sein mochte, war nicht der Art, als dass er nicht manchmal seine Augen bald über den „*Beursberg*", und bald über die *Blaak* schweifen liess, welche, von der Sonne beschienen, einen recht heitern Anblick gewährte. Und auf einmal (ich werde es kurz machen) sieht er die Schöne, welche er in dem „Niederländischen Paradiese", wie der blinde MOENS sich ausdrückt, mit der weissen Taube auf dem Kopfe gesehen hatte; die Schöne, welche er nur einmal gesehen hat, und die er durchaus nicht kannte, über die es ihm bisher unmöglich gewesen, richtig nachzudenken, zu grübeln, ja zu schwärmen.

Ich werde nicht so kühn sein, zu behaupten, dass das Buch ihm aus der Hand fiel, denn dazu gehört eigentlich noch mehr; aber er warf es weg; er warf es weg, nahm seinen Hut, zog seine Handschuhe an, flog die Treppe hinunter und stürmte zur Thüre hinaus. Die Schöne war die „*Blaak*" hinaufgegangen und hatte sich dann rechts gewendet. Soll er ihr nachgehen? Nein, links geht er um die Ecke, eilt den „Fischsteg" hindurch, geht die „Weinstrasse" entlang, rennt durch den „Königsteig" und kommt ruhig und mit einem Gesichte, als wenn nichts geschehen, die „*Blaak*" wieder herauf.

Sie ist es wirklich! Ja, das fröhliche Gesicht, der freundliche Mund, die schalkhaften Augen! Er grüsst sie: Bei Gott, sie hat ihn wieder gegrüsst. Ein Paar Häuser weiter bleibt er stehen und staunt ihre liebenswürdige Haltung an und bewundert

mit einem verliebten Auge ihren frischen Gang. Sie geht über die Hochbrücke, er starrt ihr nach, bis sie in der Kaiserstrasse verschwindet. Jetzt fliegt er wieder fort und zurück zum Museum, die Treppe hinan, Ruijs Blas liegt noch da.

Mit dem Buch in der Hand nimmt er seine vorige Stellung wieder ein. Das war eine Verwirrung. Er hätte ihr nachgehen sollen, hätte wissen sollen, wo sie blieb. Er kehrt denselben Weg zurück, geht über die Hochbrücke und durch die Kaiserstrasse. Er sieht sie nicht mehr; ihre Spur ist verschwunden. Verliebter als zuvor und unzufrieden mit sich selbst, durchläuft er die ganze Stadt, starrt in alle Winkel, ob er nicht das grünseidene Wintergewand zu entdecken vermag, und den braunseidenen Hut mit einer Straussfeder an dem Platze, wo er früher die weisse Taube hatte sitzen gesehen und welche er so sehr beneidet. Vergebens, nirgends, nirgends, an keinem Fenster ist sie zu sehen, die schöne ach, wie heisst sie wohl? Er weiss es nicht und lacht über seine Dummheit — so kehrt er nach Hause zurück.

In dieser Stimmung finden wir ihn auf seinem Zimmer. Aber nein! Ein Hoffnungsstrahl ist in seiner Seele aufgegangen. Die Berechnungen eines Menschen in dem Zustande Witse's sind stark. Bei Herrn und Frau Vernooy logirte eine Nichte, deren Namen er nicht kennt, und den Namen der schönen Gelderschen kannte er ebenso wenig. Sie konnte es selbst sein, und wenn sie es selbst sein sollte, so war ihm das mehr werth, als der erste Grad bei allen möglichen Examen.

Unter diesen Gedanken wurde er endlich fertig, nachdem er schon einmal sein Halstuch umgelegt, bevor er sein Chemisett umgebunden und schon den Rock angezogen hatte, ehe er noch seine Atlasweste in Ordnung gebracht

Er trat ein, es waren schon einige Gäste versammelt. Er

hörte ihre Stimmen in dem Seitenzimmer. Mit klopfendem Herzen öffnete er die Thüre.

„Da haben wir unsern Candidaten," riefen Papa und Mamâ zu gleicher Zeit. Der Candidat verbeugte sich vor Herrn und Frau VAN HOEL.

Herr und Frau VAN HOEL waren Leute von etwa fünfzig Jahren, wovon sie fünfundzwanzig im Ehestand verbracht hatten. Sie gehörten dem ehrbaren Kaufmannsstande an, und bezüglich seiner Vermögensverhältnisse war er, was man so einen Mann von Gewicht nennt. Er schaute sehr ernst auf die Gesellschaft wie Einer, der viele Macht besitzt, und hielt vieles darauf, dass man ihn auf der Strasse grüsste, eine Ehre, die ihm in Bezug auf sein Vermögen, das er sich erworben, auch mit Recht von Jedermann gebührte. Seine Frau hatte mit dem Vermögen ihres Ehemannes gleichen Schritt gehalten und war anfangs eine prätentiöse, hernach was man eine g a n z e Frau nennt, und jetzt beinahe ungeniessbar geworden. Es waren sehr alte Bekannte von Herrn und Frau WITSE, und zur Zeit, als sie beide noch junge Eheleute waren, sahen sie sich einander beinahe täglich. Die Frauen halfen sich gegenseitig ihre Kleider fälteln, und die Männer gingen mit einander zum Fischen. Diese übertriebenen Herzlichkeiten hatten später ganz aufgehört, und zwar in dem Masse, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, als die VAN HOEL's den WITSE's über den Kopf gewachsen waren. Aber immer noch, wenn irgend ein Fest von Bedeutung in einer der beiden Familien gefeiert wurde, luden sie sich gegenseitig dazu ein. Sie waren für einander ein nothwendiges Uebel geworden. Die Ursache dieser Abkühlung muss übrigens nicht allein in dem grössern Vermögen des VAN HOEL gesucht werden; es trug dazu noch ein anderer kleiner Umstand bei. Denn sowie Herr WITSE, hatte Herr VAN HOEL einen einzigen Sohn und es ist bekannt, dass es für freundschaftliche

Beziehungen nichts Störenderes gibt als Kinder, besonders wenn sie anfangen, gross zu werden. WITSE hatte einen geschickten, aufmerksamen Jungen, der Ruhm aller Schulen, und später eine Zierde der Akademie; wogegen der Sohn von Herrn und Frau VAN HOEL ein eigensinniger Dummkopf war, aus dem man nichts machen konnte und welchen man, da er ein Windbeutel und zu nichts zu gebrauchen war, nach Ostindien geschickt hatte. So geschah es, dass Herr und Frau VAN HOEL natürliche Feinde von WITSE's geworden waren. So kam es, dass Herr VAN HOEL nicht einen Brief von seinem Sohn erhielt, worin dieser, als Beweis, wie gut sein Vater das Geld angelegt, das er ihm übersenden musste, sich mit dem Verbessern seiner Aussichten oder mit dem grossen Anwachsen seines Vermögens brüstete, den er nicht spornstreichs in der Gesellschaft „*Amicitia*“ laut mittheilte, und dieses am liebsten dem Tische zunächst, an welchem sich Herr WITSE im „Handelsblatt“ vertiefte. Dabei unterliess er nie die Bemerkung, „dass man nichts Besseres thun könne, als seine Kinder nach Ostindien zu schicken, und dass es nichts Dümmeres gäbe, als sie studiren zu lassen, wodurch sie eine sehr späte Carrière machen. Da habt Ihr das Beispiel an den jungen Doctoren!“ So kam es endlich, dass nie eine ausgelassene Studentenpartie, ein kleiner Strassenskandal oder so etwas stattgefunden hatte, was ohne alle Bedeutung war im Vergleich zu dem Gerede, welches daraus gemacht wurde, ohne dass Frau VAN HOEL nicht umhin konnte, der Frau WITSE einmal einen Besuch abzustatten, bei welcher Gelegenheit sie ihr die Neuigkeiten mittheilte, und sie bedauerte und beklagte, dass sie noch in der Ungewissheit lebe, ob ihr Sohn dabei gewesen sei oder nicht. Dabei aber drückte sie jedesmal ihre herzliche Hoffnung aus, dass dies nicht der Fall sein möchte; „hier,“ so sagte sie, „war er wohl als ein geschickter, sehr geschickter Junge bekannt, aber man könne es doch nicht wissen!

Und in Leiden! ach, die jungen Leute werden dort so schnell verdorben.“

Der Candidat verbeugte sich vor Herrn und Frau VAN HOEL. Nach der gewöhnlichen Begrüssung, wozu noch ein Compliment wegen des bestandenen Examens kam, fügte Herr VAN HOEL den herzlichen Wunsch bei, dass dieses ein Schritt weiter zu einer baldigen Promotion und einer brillanten Praxis sein möge.

Seine Frau hatte jedoch die Freundlichkeit, zu beklagen, dass die meisten Leute „einen a l t e n Arzt wählen.“ Herr VAN HOEL, der während dessen mit den Händen auf dem Rücken vor dem Feuer stand, wandte sich an Herrn WITSE mit der Frage: „Ich glaube, Herr WITSE, Ihnen heute Morgen begegnet zu sein?“

„Mir, Herr VAN HOEL?“ fragte GERDT etwas verlegen; „ich weiss nicht, dass ich die Ehre gehabt habe“

„Ja das merkte ich“, war die Antwort des Herrn VAN HOEL mit einem höhnischen Lächeln, und indem er zu GERDT's Mutter hinüber blickte: „Es war auf der „*Blaak*“; — aber ich merkte wohl, dass Sie mich nicht zu kennen schienen.“

„Ich habe Sie in der That nicht gesehen,“ erwiderte GERDT, wobei eine Röthe sein Gesicht überflog.

„Ach, die jungen G e l e h r t e n,“ fiel Frau VAN HOEL ein, wobei sie ihre neuen waschledernen Handschuhe schön fest anschmiegte, „ach! die jungen Gelehrten schweben in einer so hohen Sphäre, dass sie niemals mehr sehen.“

„Das kann wohl einmal geschehen, nicht wahr, GERDT?“ bemerkte seine Mutter, welche für ihren Sohn eine höhere Sphäre ganz passend fand.

„Eigentlich nicht,“ sagte GERDT, „das kommt auf der *Blaak* selten vor.“

„Ja!“ antwortete Herr VAN HOEL, die Achseln dabei zuckend;

„es ist hier nur eine Handelsstadt, damit müssen wir uns begnügen.“

„Das wollte ich damit nicht sagen,“ erwiderte GERDT, welcher jetzt erst bemerkte, dass Herr VAN HOEL anfing bissig zu werden.

Die Thüre ging auf. GERDT sah sich begierig um. Es trat kein Mädchen herein, sondern ein Jüngling, der nach dem Geschmacke GERDT's eine Schönheit hätte genannt werden können, wenn er ein Mädchen gewesen wäre. Es war einer von den „schönen Männern“, auf welche die Jünglinge mehr eifersüchtig sind, als die Mädchen in dieselben verliebt. Schwarzes, lockiges Haar, eine blendend weisse Stirn, sehr zarter Teint, glänzende Augen und ein coquetter Backenbart waren sein Antheil. Kraft oder Majestät war nicht in seinem Gesicht, nicht einmal Leidenschaft, ebenso wenig als in seiner Haltung, die an Weichlichkeit grenzte.

Es war der Herr HATELING, ein junger Mensch aus gutem Hause, welcher in Miethe wohnte und auf einem der vornehmsten Comptoirs von Rotterdam die Handelswissenschaft lernte. Dieser junge Mann war hinter einem Pult und bei einem Diner ganz am Platz, das heisst, er konnte gut rechnen und gut schwätzen. Verstand oder Geschmack besass er gerade nicht allzuviel, aber „er las niemals Holländisch,“ ein Umstand, der immer eine hohe Meinung von beiden gibt. Er spottete über Alles, was Studium hiess oder wie er es nannte, „was so hochfliegend war.“

Uebrigens, da er in seiner Stelle selbst zum Essen ging, hatte er den guten Weg eingeschlagen, viel zum Essen eingeladen zu werden. Dadurch war er ein routinirter Gast bei den Diners geworden und verstand ausserordentlich gut, was er zu thun hatte, um bei diesen Gelegenheiten zu gefallen.

Während dieser Narcissus noch mit Complimentenmachen beschäftigt war, kam schüchtern und echauffirt eine Dame herein

von etwa sechsundzwanzig Jahren, schwarz gekleidet, zum Zeichen, dass sie in Trauer sei, und im blossen Halse, zum Zeichen, dass sie noch nicht alle Gefallsucht abgelegt hatte. Sie war weder schön, noch hässlich, sehr blond und sehr geschäftig. Es war Frau Stork, die junge Wittwe eines Mannes, den sie an der Auszehrung verloren hatte. Herr und Frau Witse waren erst seit kurzem mit ihr bekannt geworden. Sie machte daher allerlieblichst, allerherzlichst und allergefälligst ihr Compliment vor Herrn Witse und „seiner liebenswürdigen Frau.“ Hierauf wurde sie den van Hoel's vorgestellt, worauf sie mit einem holdseligen Lächeln um den hübschen Mund mit schönen Zähnen fragte: ob sie mit der Familie der Frau van Hoel in Utrecht verwandt wären, die zu kennen sie das Vergnügen habe und die eine aller-allerliebste Frau sei. Dann wandte sie sich wieder an die beiden Herren Witse und neckte den Aelteren und sagte dem Jüngeren allerlei Artigkeiten mit der Freimüthigkeit einer verheiratheten Frau und mit der Gefallsucht einer Unverheiratheten. Kaum hatte diese noch alle Anwesenden gegrüsst, so ging die Thür von Neuem auf. Frau Vernooy trat ein, gefolgt von Klaerchen Donze.

Gerdt's Herz zitterte. Zuerst wurde er blass und dann hochroth; denn sie war es, die schöne Geldersche, die Jungfrau, die ihm in seinen Gedanken vorschwebte!

Mit einem lieblich holden Knicks am Eingang der Thüre und mit einem noch holderen Blick und Lachen drückte Herr Vernooy, der jetzt ebenfalls folgte, Gerdt's Hand.

„Herzlich, herzlich, junger Mann!“ rief er aus. „Sie sind jetzt Candidat; heisst es nicht so?“

„Und gewiss mit all' den Graden?“ fragte Frau Vernooy, ebenfalls mitlächelnd.

„Ja,“ sagte Frau Witse, indem sie den Kopf fröhlich in die Höhe hob, „daran war nicht zu zweifeln; aber er hat es

nicht schreiben wollen. Nicht wahr, er ist doch ein geschickter Junge, finden Sie nicht? Wir erleben eine Freude an unserm GERDTCHEN."

„GERDTCHEN", welcher durch diese Anrede wieder eine ziemlich kindische Figur machte, stieg nicht in KLARA's Achtung, und obwohl sie ihm hinsichtlich seiner Gestalt und seines Aeussern nicht abgeneigt war, so missfiel er ihr doch so sehr, dass sie innerlich böse darüber wurde. Nein! dachte sie, ich habe mich nicht getäuscht! dass er vernünftig aussieht, ist noch kein Beweis gegen seine Pedanterie. Pedant muss er sein.

GERDT hatte sie sehr liebenswürdig gegrüsst, und die Damen hatten sehr angelegentlichst mit der Fremden zu thun. Seine Mutter schien höchst neugierig, zu erfahren, wie es ihr in Rotterdam gefiele und wie ihre Familie in Gelderland sich befinde, obwohl bis jetzt noch Niemand wusste, ob sie dort einen Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester habe. KLAERCHEN antwortete auf Alles mit unbefangener und heiterer Miene.

GERDT konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. Wie schön war sie in der Nähe! Wie üppig waren ihre Formen, wie blendend weiss ihr schöner Hals, wie rein die Contouren ihres Gesichtes und die Linien ihrer Gestalt. Wie lieblich und klar klang ihre Stimme, wie freundlich war ihre Sprache, wie lebendig ihre Bewegungen, wie einnehmend die schöne KLARA in Allem!

Eben schickte er sich an, da sein Herz sich ein wenig beruhigt hatte, ihr näher zu treten und mit ihr zu sprechen, als der letzte der Gäste erschien und die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf sich zog.

Es war ein Mann im Alter zwischen fünfzig und sechszig, was sich theilweise aus einem falschen Toupet erkennen liess, das er zu einem Paar sehr hochglühender Wangen trug. Im Uebrigen trug er eine grosse weisse Halsbinde und einen grossen

umgeschlagenen Hemdkragen; ferner einen weiten schwarzen Frack, eine blautuchene Hose und eine sehr altmodische, gestreifte Sammetweste. Es war dies der Herr Wagestert, bekannt bei seinen Freunden als ein Original. Dieser Mann hatte es durch seine Originalität in dieser heuchlerischen, verführerischen und verlockenden Welt zu der beneidenswerthen Höhe gebracht, dass man ihm das Recht einräumte, Alles zu sagen, was ihm in den Mund kam; ein Recht, wovon er denn auch einen ausgedehnten Gebrauch machte.

Dabei hatte er eine eigene Art, sich auszudrücken; ja seine Wortbildung war eine ganz verschiedene von der anderer Menschen, und er pflegte zu sagen, es sei schade, dass man ihn bei neuen Erfindungen nicht um Rath gefragt, wie die Sachen hätten heissen müssen. So nannte er zum Beispiel das schöne Geschlecht regelmässig die „Apfelbeisserinen", wobei er auf ihre Grossmutter, die Eva, anspielte; und den Aerzten gab er nie andere Ehrentitel als „Zungenbegaffer", dessen Erklärung im Worte liegt. Mediziner und Frauen waren seine grösste Antipathie, und er war stets bei der Hand, zu beweisen, dass man ohne die Letzteren auch leben und ohne die Ersteren auch sterben könne. Dieser merkwürdige Mann wohnte zur Miethe am „Neuen Hafen", besass ein unabhängiges Einkommen und da er nichts zu thun hatte, so blieb er, nicht sowohl aus Faulheit als aus Grossthuerei, gewöhnlich jeden Tag bis elf, zwölf Uhr im Bette. In dieser bequemen Weise las er, schrieb und nahm Alles vor, was ihm eben einfiel. Er war gewöhnt, selbst auf den Fischmarkt zu gehen, um Salme zu kaufen und sie in einem Netze nach Hause zu tragen. Er hatte die hässlichste Hündin in ganz Rotterdam und hielt sich zwei alte Katzen, welche von dieser Hündin gesäugt worden. In Gesellschaft trank er nie etwas Anderes als Fachinger Wasser und bei Tische nie etwas Anderes als Portwein. Er hatte einen

Stock, dessen Knopf, im Schatten besehen, den Kopf Ludwigs XVI. vorstellte; eine Uhr, unter deren Glase eine Fliege gemalt war, von der man geschworen hätte, sie lebe. Ein Universal-Taschenmesser mit hunderterlei Instrumenten war sein treuer Begleiter, und er wusste dasselbe oft sehr geistreich anzuwenden. Kurz, nichts war bekannter, als dass Herr WAGESTERT ein Original sei, und er that dann auch selten den Mund auf, ohne von Jemand aus der Gesellschaft die Schmeichelei zu hören: „der WAGESTERT hat doch immer etwas Schönes bei der Hand."

Das Eintreten dieses humoristischen Genie's und die Höflichkeitsbezeugungen gegen die Frau des Hauses und die Gäste waren eine komische Parodie auf die Art, wie sie gewöhnlich vor sich gehen, und obwohl Herr WAGESTERT diese Artigkeiten bei jeder Gelegenheit wiederholte, so fand er dessenungeachtet auch diesmal Gnade in den Augen seiner Bewunderer.

Man lächelte noch darüber, als der Bediente mit der Nachricht eintrat, die Suppe stehe auf dem Tische. Die Herren boten den Damen ihre Arme auf eine Weise an, wie es immer geschieht, wenn man nicht recht weiss, wem es zukommt, der Erste zu sein. Herr WAGESTERT, welcher alle „Apfelbeisserinen" verachtete, wusste doch sehr gut, welche Apfelbeisserin die schönste war, und trug dem schönen KLAERCHEN sein Geleite auf eine wieder sehr possierliche Weise an. KLAERCHEN hatte niemals ein solches Original gesehen.

Man ging zu Tische, und was GERDT zuerst missfiel, das war die Placirung.

Desshalb muss ich hier an euch, edelmüthige Menschenfreunde, die ihr so gut seid, euren Freunden hin und wieder ein Diner zu geben, ein Wort der Klage richten. Es ist nicht genug, dass ihr bei allen Hühnerhändlern herumsucht, um das beste Geflügel

oder Wild zu bekommen; nicht genug, dass ihr euch abmüht, die feinsten Schüsseln beim letzten Diner, welchem ihr beigewohnt, zu überbieten; nicht genug, dass ihr mit eigener Hand das „*blanc-manger*“ bereitet und euch der harten Nothwendigkeit unterwerft, zu ungelegener Stunde euer *Rhum-gellée* zu probiren. Ihr müsst auch noch die in diesem Punkte allerkitzlichsten, allerempfindlichsten und allerunverträglichsten Wesen, ihr müsst eure Gäste placiren! und zwar so, dass sie alle nach ihrem Geschmack und nach ihrem Sinne zu sitzen kommen; dass alle Antipathien getrennt und alle Sympathien zusammen kommen, und dann wieder so, dass dabei das Alter gehörig berücksichtigt wird und dass die jungen Mädchen nicht zu hoch und die alten Junggesellen nicht zu tief sitzen, und dann auch, dass ihr einen lebhaften *Discours* erwarten könnt und dass die Reihe bunt, immer so bunt als möglich, sei!

Und wenn ihr allen diesen verflochtenen und verwickelten Verpflichtungen nachzukommen euch bemüht, und wenn ihr mit der grössten Sorgfalt das Leichtere dem Schwereren geopfert habt, dann kommt der eine oder andere Gast, wenn nicht euer eigener Sohn oder Ehegenoss, dem euer Arrangement durchaus nicht genehm ist, und beklagt sich über seinen Platz. Der Rücksichtslose weiss nicht, was er sagt! Er soll nur ein anderes Arrangement machen und er wird sehen, welchen Wirrwarr das abgeben wird. Wenn er sich noch laut beklagte, eure Verantwortung würde ihn zum Schweigen bringen; aber nein, er hält sich überzeugt, dass eure Eintheilung falsch, dass es nur geschehen ist, um ihn zu kränken, ihn zu ärgern, und nimmt diese Ueberzeugung mit sich ins Grab.

Der Undankbare! er weiss nicht, vor welchem Jammer ihr ihn bewahrt habt!

Für Gerdt's Mutter war die Arrangirung besonders mühsam gewesen, weil die Anzahl der Gäste eine ungerade und

dabei ein Herr überzählig war. Auf diese Weise mussten nothwendig zwei Herren zusammensitzen; der eine musste natürlich ihr Sohn sein, und der andere Herr WAGESTERT werdet ihr wahrscheinlich sagen, weil er doch ein Frauenhasser ist? Das würde inzwischen ein recht thörichter Rath sein, meine Leser! Gerade Herr WAGESTERT wurde in allen Gesellschaften zwischen zwei Damen placirt. Denn was gibt es Pikanteres für Damen, als die Gesellschaft eines Frauenhassers? Herr WAGESTERT sass also zwischen Frau WITSE selbst und Frau VAN HOEL. Aber das war es nicht, was GERDT so schrecklich ärgerte. Ebensowenig, dass Frau VERNOOY in der Mitte des Freundenkreises zwischen Herrn VAN HOEL und seinem Vater sass, wie „eine Perle im Golde", wie sie bescheiden bemerkte, sondern dass er am untern Ende der Tafel sass und ihm gegenüber die Figur HATELING'S an der Seite KLAERCHEN'S, das war es, was er der Mama nicht verzeihen konnte, wenngleich sie auch die geschwätzige Frau STORK ihm zur Rechten und den gutmüthigen Herrn VERNOOY zu seiner linken Seite zugetheilt hatte; denn da Letzterer der gutmüthigste war, so war ihm das Loos zugefallen, neben keine andere Dame zu kommen, als neben Frau VAN HOEL, die, um die Wahrheit zu sagen, wohl auch für zwei gehen konnte.

Das Diner begann mit dem geheimnissvollen *conticuere omnes*, womit alle Diners anfangen; die Suppe wurde mit stummer Andacht gegessen und allein durch die Bemerkung unterbrochen, „dass das Wetter sich geändert habe," welche Bemerkung man an allen vier Ecken des Tisches zu gleicher Zeit machte. Hierauf wurde eine kleine Heiterkeit hervorgerufen durch WAGESTERT, welcher die Schildkrötensuppe eine „Pfeffersuppe" nannte, ein Ausdruck, der ganz neu war.

Das *„verre de vin après la soupe"* brachte ein wenig Leben in die Gesellschaft, indem fast alle Damen ihre Gläser

mit ihren behandschuhten Händen zudeckten, um zu verhindern, dass die Herren ihnen einschenken möchten.

Einige Augenblicke später hatte Frau STORK die *exigence*, ein Glas Wasser zu verlangen, was allen Frauen den Muth gab, sogleich dasselbe zu thun.

Nachdem diese Ceremonien vorüber, wurde nach und nach die Unterhaltung lebendiger, lauter und geschäftiger.

Frau STORK bestürmte GERDT mit einem sehr enthusiastischen Gespräche über allerlei Bücher, über den „*Corsair*“ von LORD BYRON, die „*Nôtre Dame*“ von VICTOR HUGO, die „Gedenkschriften“ von WALTER SCOTT, den „*Jocelyn*“ von LAMARTINE, den „*Maltravers*“ von BULWER und über noch viele weniger bekannte Romane und Novellen, welche GERDT kaum hatte nennen hören. Das eine war ihr „*charme*“, das andere war der „*favorit*“ von ihrem seligen Manne STORK! Dieses hatte sie des Nachts gelesen, jenes auf einer Reise mit Herrn STORK; ein anderes beim Spatzierengehen, ein viertes habe sie einer Freundin geliehen, und wieder ein anderes wollte sie durchaus GERDT leihen. Ueber das eine Buch erbat sie sich sein Urtheil, über das andere „wollte sie lieber sein Urtheil nicht hören, weil sie durchaus nichts Schlechtes davon hören könne!“ Mit diesem hatte sie so viele Sympathie, in jenem, sie sprach es mit niedergeschlagenen Augen und einem traurigen Seufzer, „sei so Vieles, was auf ihre Angelegenheiten Bezug habe . . .“

An der andern Seite des Jünglings sass der gutmüthige VERNOOY und ergötzte sich an GERDT's Kenntniss und Belesenheit; besonders an dem Beantworten der vielen Worte, welche die geläufige Zunge der Frau STORK „wie ein Mühlrad im Strome“ ergoss, und er flüsterte manchmal der Frau VAN HOEL seine Bewunderung zu über „den geschickten jungen Mann“, aber wieder zu seinem nicht geringen Nachtheil in den Augen

der Dame, welche mit unbegreiflicher Ruhe ihren Blick über eine Gesellschaft schweifen liess, der sie nach ihrer Meinung den grössten Glanz verlieh. Und wenn GERDT seine Augen aufschlug, so fielen sie auf den schönen HATELING, welcher mit einem süssen Lächeln zwischen seinem glatten Backenbart ein heiteres Gespräch mit der schönen KLARA führte und alle seine Höflichkeiten und Galanterien über sie ausgoss. Frau WITSE schaute mit grossem Wohlgefallen auf HATELING, der ihr Favorit war, und schaute dann wieder zu GERDT hinauf, welchem sie fragend zunickte, „ob er nicht einen sehr guten Platz habe?" worauf sie, weil ihre Stimme ihn nicht erreichen konnte, anfing, HATELING und KLAERCHEN zu erzählen, dass sie ihrem GERDT keine grössere Freude habe bereiten können, als ihn neben Frau STORK zu placiren, welche eine Gelehrte sei, das heisst keine eigentliche Gelehrte, denn sie sei sehr lieb, sondern eine stille Gelehrte, welche alle Sprachen spreche, viel gesehen habe und ungemein interessant sei. Dann scherzte sie wieder mit WAGESTERT über die Verdorbenheit der Männer und rief die Frau VAN HOEL zum Zeugen auf, welche sie denn auch „alle sehr schlecht fand". Inzwischen erzählte Frau VERNOOY soviel Liebes und Gutes von KLAERCHEN DONZE, als sie nur Liebes und Gutes von GERDT aus Papa WITSE's Munde gehört hatte, und dass der Letztere nicht gleichgültig gegen ihr liebes Gesichtchen sei. Herr VAN HOEL sass mit einem ironischen und zweifelnden Blicke da und beobachtete Frau STORK, wobei er mit seinem Kaufmannsdünkel auf all das unsinnige Geschwätz herabschaute und dann wieder ein weises Wort mit Herrn WITSE und VERNOOY wechselte, bei welcher Gelegenheit er sehr viel an Staat und Staatsverwaltung auszusetzen hatte, und beklagte die Welt, dass sie keine Augen habe, um darin „die geschickten Menschen zu wählen, welche sich gern die Mühe geben würden, Alles wieder empor zu bringen."

Es kam das Dessert und Frau Witse liess mit einer gewissen Auffälligkeit die Flaschen wechseln.

Herr Vernooy begriff sogleich in der Güte seines Herzens, dass ein Toast auf den Candidaten ausgebracht werden müsse, aber er war nicht der Mann, um Toaste auszubringen. Er war zwar hier der Aelteste, aber, dachte er, es komme dies dem hochansehnlichen van Hoel zu, welcher, dachte er weiter, ihn auch viel besser ausbringen würde, als er. Nun war zwar der hochansehnliche van Hoel derselben Meinung, aber er hatte keine Lust, noch fühlte er sich hierzu berufen; und obschon dieser unvermeidliche Toast Herrn Wagestert ebenfalls in den Gedanken kam, so erstickte auch er ihn mit dem Bewusstsein, dass er nie Toaste ausbringe und es überhaupt für eine grosse Narrheit ansähe.

Hierzu kam auch noch der Umstand, dass er es nicht konnte. Es verhielt sich damit, wie mit allen seinen Sonderheiten, die in vieler Hinsicht nichts anderes waren, als die Vereitelung seines Strebens, mit Grazie und gutem Erfolge wie andere Menschen zu handeln. Blödigkeit und Unbeholfenheit (in Eintracht und schwesterlichem Verbande) hatten ihn schon zum Verächter aller Formen und zum Bespötter aller beliebten Eigenschaften gemacht. Ein erschrecktes Pferd wird scheu, zerreisst den Zaum und tritt den Wagen in Stücke.

Das Dessert wurde servirt und Niemand brachte einen Toast aus. Vernooy wurde immer ängstlicher. Er fand es unmanierlich und unpassend, es nicht zu thun; aber wenn er daran dachte, es zu *thun*, so brach ihm der kalte Schweiss aus. Zwei- oder dreimal griff er nach seinem Glase, um es feierlich zu erheben, aber er liess es immer wieder stehen. Ja, zweimal erhob er es wirklich, stand wieder davon ab und suchte es unter dem Vorwande zu verbergen, dass er gegen Frau van Hoel eine Bemerkung über die Farbe des Weines und über das

Angenehme eines Kelchglases machte. Inzwischen wurde die Lage immer peinlicher.

Madame Witse, feuerroth, blickte unruhig in die Runde und unterbrach häufig ihr Gespräch durch kleine Pausen. Viele Gläser waren bereits leer und alle Flaschen schon besprochen worden. Es musste endlich geschehen. Vernooy ermannte sich und mit blassem Gesichte und bebenden Lippen sprach er: „Freunde! wir müssen einmal ein volles Glas einschenken."

Obwohl in den letzten Augenblicken das Gespräch einige Unterbrechungen erlitten, währenddem man die Dessertmesser deutlich arbeiten hören konnte, so war doch der Augenblick, in welchem der gute Vernooy die Einladung traf, sehr unglücklich gewählt, denn Wagestert hatte gerade einen Apfel genommen, um, wie er immer zu thun pflegte, die „Apfelbeisserinen" damit zu necken.

Der gute Mann feindete sich jetzt selbst an, dass er gesprochen, und betrachtete verdutzt die Figuren des Tischtuches. Einen Augenblick später ermannte er sich wieder.

„Freunde!" sagte er.

„Ich glaube, dass Herr Vernooy etwas sagen will," sagte Frau Witse, dabei bog sie sich über den Tisch, um ihn zu Gesicht zu bekommen: „nicht wahr, Vernooy?"

„Ja, Kaetchen," sagte der gute Mann, „ich will Gerdt ein Glas ausbringen und ihm nochmals zu seiner Candidatur Glück wünschen. Ich habe keine Kinder, aber ich freue mich über das Glück derer, die welche haben und daran ihre Freude erleben. Mit Gerdt meine ich es gut und ich darf sagen, dass wir das immer thun. Also Gerdt! von Herzen, junger Mann!"

„Gerdt! Gerdt! Gerdt! Herr Witse!" klang es von allen Seiten über den Tisch; die Gläser wurden nochmals erhoben und dann ausgetrunken.

„Herr Witse!" rief auch Klaerchen ihm zu, aber es war

als wenn dabei etwas Spöttisches in ihrem Gesichte läge; und ihr Compliment wurde auch nur so im Vorbeigehen ausgebracht, denn Hateling hatte behauptet, er kenne es den Mandeln von Aussen an, ob sie „filippines“ seien oder nicht, und zum Beweise bot er ihr auf seinem Löffel eine doppelte an. Sie nahm eine von den Zwillingen und das Bündniss wurde eingegangen, so lange, bis sie sich zum ersten Male wieder treffen würden, „ausgenommen unter freiem Himmel.“

„Ein Toast, aber ein allgemeiner Toast muss es werden!“ sagte Wagestert mit drolligem Ernst: „Nicht wahr, Mama Witse? Es lebe die Ausdauer! Gerdt studirt auf 'n Professor, nicht wahr?“

„Pfui, Herr Wagestert,“ sagte Frau Witse.

Klaerchen und Hateling lächelten.

Der peinliche Augenblick war für Gerdt bald vorüber, und er genoss für einen Augenblick Ruhe, bis Frau Stork auf den Einfall kam, dass er gewiss sehr gut declamiren könne, und ob er nicht eins vortragen wolle; dies sei jetzt eine so gute Gelegenheit.

Das ist eine starke Zumuthung. Wenn die ganze Gesellschaft von allerlei Speisen und Weinen gesättigt ist, wenn die Pomeranzen herumgehen und die Mandeln knacken, wenn der, welcher declamiren soll, einen Kopf hat wie zwei Andere vor Beklemmung und Hitze — die natürlichen Folgen von *epulae lautae* in einer grossen Gesellschaft — und wenn die Zuhörer durch den Genuss der Gaben des Weinstockes und aller fünf Welttheile sehr geneigt sind, auf dem Strom des Rhythmus in den Hafen des Morpheus einzulaufen, dann heisst man dies „eine gute Gelegenheit zum Declamiren“. Ich weiss nicht, wie Gerdt darüber dachte, aber das wusste er, dass es zu keiner Zeit sein Fach war, und er entschuldigte sich desswegen. Aber Frau

Stork wendete sich diagonal über den Tisch, um Frau Witse zu Hülfe zu rufen.

„Ist es wahr, Frau Witse?“ frug sie mit einem Tone des grössten Zweifels, „dass Ihr Sohn nicht declamirt?“

Frau Witse erklärte, dass sie im Gegentheil fände, dass er es sehr nett könne.

„Eigene Verse?“ frug Klaerchen.

Und die Belagerung wurde mit verdoppeltem Muth fortgesetzt, und Alle, welche es glaubten oder nicht glaubten, machten Chorus, dass Gerdt declamiren solle. Dieser blieb jedoch unerbittlich.

Frau van Hoel war hierauf die Erste, um ihn aus dieser peinlichen Lage herauszubringen, und bemerkte mit einem holden Lächeln, „dass dieses gewiss zu gemein sei für einen Gelehrten wie Gerdt.“ Seine Mutter frug ihn, „ob sie nicht die Verse holen solle, welche er im Alter von zwölf Jahren zu ihrem Geburtstag gemacht habe.“ Klaerchen lachte. Gerdt blieb standhaft.

„Der schönste Vers,“ sagte Wagestert, um der Sache, welche jetzt anfing, ernst zu werden, eine andere Wendung zu geben, „der schönste Vers, den ich in meinem Leben gehört habe, ist ein Vers von vier Zeilen auf Beronicius, der ein grosser Dichter, und, mit Erlaubniss zu sagen, ein grosser Trunkenbold war.“

„Ach! wie hiess der, Herr Wagestert?“ fragte Frau Stork, „wie hiess der?“

„Frau Stork!“ erwiderte Herr Wagestert sehr ernst, „es war eine Grabschrift auf den grossen Beronicius, welcher in einem Schlammgraben einen plötzlichen Tod gefunden. Sie lautete so:

„Es liegt ein Sonderling allhie,
Er lebt' und starb als wie ein Vieh;
Es war ein Säufer und ein Prasser,
Er lebte im Wein und starb im Wasser.“

So geistreich dieses Meisterstück BUIZERO's von WAGESTERT auch vorgetragen wurde, so hatte es doch die fröhliche Wirkung nicht, welche Herr WAGESTERT gerne gewünscht hätte. Es musste also noch ein Punkt dazu gesetzt werden, und GERDT war das Schlachtopfer davon.

„Und wissen Sie nun wohl, Herr Candidât der Medizin und Chirurgie, was das Schöne von diesem Verse ist?"

„Durchaus nicht!" sagte GERDT mit vielem Nachdruck.

„Wissen Sie denn nicht, welchen Lobspruch es für den Ueberlebenden enthält?"

„Nein," sagte GERDT, fast verblüfft über den sonderbaren Mann, von dem er wohl wusste, dass man vor ihm nicht genug auf seiner Hut sein konnte. Die ganze Gesellschaft war in gespannter Erwartung.

„Nicht!" sagte WAGESTERT endlich, nachdem er GERDT lange und fest angesehen hatte. „Nicht! Dann will ich es Ihnen erklären: Darum, Herr Candidat, dass der grosse Dichter BERONICIUS weder im Leben, noch im Sterben Medizin gebraucht hat, darum, Herr Candidat."

Hierauf nahm er sehr lakonisch eine Hand voll Bonbons und steckte sie in seine Tasche, wobei er der Frau WITSE ins Ohr flüsterte: „Für meine Kleinen!"

Die ganze Gesellschaft lachte und vor Allem Frau VAN HOEL, und der Ausruf: „Herr WAGESTERT soll leben!" war in vollem Gange. GERDT hätte drei Gulden darum gegeben, wenn ihm etwas als Erwiderung eingefallen wäre, aber es fiel ihm, bevor er Abends im Bette lag, nichts ein, was übrigens bei solchen Fällen dem Besten begegnen kann, und Frau STORK zog ihn ab durch die Fragen, welche sie an ihn richtete, über die Hieroglyphen auf verschiedenen Bonbonsumschlägen, in deren Entzifferung der schöne HATELING weit geschickter war als er.

Das „Schlussgericht" (dies Wort ist von Bedeutung), der

Ingwer, ging herum. Ingwer ist ein eigenthümliches Essen, ein ernstlicher Wink, aufzubrechen. Die Damen standen auf und die Herren folgten unmittelbar darauf.

Im andern Zimmer machten die Ersteren einen schrecklichen Lärm und stritten sich mit Frau Witse um das Kaffee-Einschenken; sie kamen endlich überein, und der schöne Hateling theilte die Tassen aus.

Jetzt traten die Herren mit der Obertasse in der einen und mit der Unterschale in der andern Hand zu einem sehr wichtigen Gespräche zusammen. Sie hatten den ganzen Tag noch nicht so weise ausgesehen.

„Nun oder nie," hiess es überall im Jahre 1831. „Nun oder nie," dachte auch Gerdt im Jahre 1838 an dem denkwürdigen Tage nach Tische, als Klaerchen am Kamine stand und einen gestickten Ofenschirm betrachtete.

Er näherte sich ihr mit so vieler Ungezwungenheit als er nur habhaft werden konnte.

„Ihr Landhaus, Fräulein Donze, liegt, glaube ich, an der Strasse zwischen"

In diesem Augenblick drehte sich Wagestert, welcher einige Artigkeiten mit Hateling auswechselte, rasch um, stiess dabei Gerdt am Ellenbogen, und die Tasse Kaffee, welche er in der Hand hielt, flog über das Kleid von grauem *Gros de Naples,* das Klara an diesem denkwürdigen Tage trug.

Die Verlegenheit Gerdt's war schrecklich. Die Damen flogen herbei, mit Ausnahme der Frau van Hoel. Da wurden keine Sacktücher gespart, um die Flüssigkeit aufzutrocknen. Frau Stork hörte nicht auf, zu behaupten, dass *Eau de Cologne* ein Universalmittel für alle Flecken sei, Frau Vernooy erzählte einen traurigen Fall von einem Fleck, welcher zuletzt von selbst sich verloren habe, und viele Damen waren glücklich, dass es grösstentheils „nur in die Falten" getroffen habe. Frau van Hoel

führte an, dass im Allgemeinen der Champagner keine Flecken hinterlasse, eine Vertröstung, die hier schlecht am Platze war. Frau Witse entschuldigte sich tausend Mal wegen ihres Sohnes und ihres Kaffees; ein Praktikus rieth Klaerchen, das Vordertheil nach hinten zu setzen; Wagestert bemerkte, dass es eine liebe Erinnerung an Gerdt bleiben werde; Hateling schwieg dazu mit einem triumphirenden Lächeln; Herr van Hoel erwähnte noch einmal etwas von Zerstreutheit und von der Blaak; Gerdt that sein Bestes, um eine gute Figur dabei zu spielen. Und die schöne Klara lachte nur über all die Emsigkeit und den Schreck und wiederholte tausend Mal, dass es nichts auf sich habe, mit einer Miene, die glücklicher Weise ganz mit dieser leichtfertigen Anschauung übereinstimmte.

Dessenungeachtet hatte Gerdt den Muth nicht, sein verstummtes Gespräch von dem Landhause wieder aufzunehmen, und überliess das Feld an Hateling.

Die Spieltische wurden geordnet und es bildeten sich drei Parthien.

Frau Stork erklärte sich als eine passionirte Freundin von L'hombre, „ein sehr schönes Spiel;" Herr van Hoel sprach sich mit grösster Ruhe dahin aus, dass er es auch sehr liebe, und Gerdt musste den dritten Mann machen.

Die Uebrigen vertheilten sich an zwei Bostontischen; an dem einen sass Gerdt's Vater mit Frau van Hoel und Herr Vernooy; an dem andern Frau Vernooy, Klara, Wagestert und Hateling.

Frau Stork's Leidenschaft für L'hombre schien mehr oder minder ihre Geschicklichkeit darin zu übertreffen; wenigstens war eine gewisse Ungleichheit zwischen diesen beiden Erfordernissen, welche Herrn van Hoel merklich genirten. Die Hochedle

raisonnirte sehr viel, während sie spielte, und es geschah nicht selten, dass sie bei allem Schwätzen dieses oder jenes übersah. Sie hatte ihre eigenthümliche Weise, die Karten von der einen Hand in die andere hin und her zu schieben, so oft sie ausspielen musste, und es kam wohl auch vor, dass, nachdem die Herren schon lange auf ihren Entschluss gewartet hatten, sie plötzlich mit der wichtigen Frage hervortrat, wer von ihnen L'hombre sei; auch schien, in Folge ihrer Wittwenthränen, etwas in ihren Augen zu sein, welches sie oft hinderte, den König von der Dame zu unterscheiden. Manchmal hatte sie auch die Artigkeit, ihrem Partner die Stiche ohne sichtbaren Grund zu überstechen oder dem L'hombre die Ueberraschung zu bereiten, am Ende des Spiels eine Farbe auszuspielen, die sie im Anfange des Spiels verleugnet hatte. Und dieses Alles, während sie wichtige Anekdoten mittheilte in Betreff der „*Voles*", die sie gemacht, und leichter „*sans prendre's*", die sie gewonnen, wobei sie dann in wegwerfenden Ausdrücken über andere Spiele sich ausliess, welche sie im Vergleich zu L'hombre simple nannte. VAN HOEL's feines Benehmen war in beständigem Widerspruche mit dem ernsten L'hombre. Er war sehr ernst und barsch, und wenn er sich nicht enthalten konnte, eine Bemerkung zu machen, so war immer GERDT die Zielscheibe. „Herr WITSE, Sie müssen nie Trumpf ausspielen, oder Sie müssen ihn fortspielen;" „Herr WITSE, Sie müssen jedesmal"

Aber, meine Leser, ich kann keinen Unterricht ertheilen, und Sie sind so unschuldig als GERDT.

An dem Bostontische, wo Frau VAN HOEL sass, herrschte ein anderer Missstand. Herr und Frau WITSE, obschon sie allzeit in der besten Harmonie lebten, kamen nicht zum besten überein, wenn es sich um das Kartenspiel, des „Teufels Bilderbuch," handelte, und nahmen es sich gegenseitig sehr übel, wenn sie ein Spiel verloren, worin sie mit einander *whist* waren. Bei

solcher Gelegenheit wurde der gute VERNOOY jedesmal als Schiedsrichter von Frau WITSE beim Arme genommen, und er behauptete dann, dass sie nicht anders hätte spielen können, und dass auch Herr WITSE unmöglich hätte anders spielen können, und dass er es selbst war, der so unglücklich dagegen sass. Dieser gute Mann war übrigens eines von den wenigen Geschöpfen, die sich für das Kartenspiel sehr eignen und denen es nicht schadet, wenn sie demselben obliegen. Es amüsirte ihn nicht, es langweilte ihn nicht, es ärgerte ihn nicht. Er ertrug den Gewinn gleich wie den Verlust; er blieb heiter, und was viel sagen will, „immer derselbe“ dabei.

Was die dritte Partie betrifft, so herrschte dabei der feinste Ton durch Herrn WAGESTERT, welcher nicht so wie VERNOOY nach altem Style die *Treff* Kreuz und die *Coeur* Herzen nannte, und der bei jedem zweifelhaften Spiel behauptete, es könne ebenso gut verloren als gewonnen werden — nein, der Herr WAGESTERT war viel origineller und nannte die Figuren nie anders als bei ihrem königlichen Namen: SARAH, DAVID, ESTHER u. s. w. Aber HATELING flüsterte dazwischen KLAERCHEN sein „*malheureux au jeu, heureux en mariage*“ zu und spielte ihr die „Lese“ zu und war ihr Whist mit wonneglänzenden Augen, und durchmusterte mit ihr die Bostonkarte, und näherte sich so dicht ihrem Gesichte, dass ihre schönen Locken seine Wangen und seinen Backenbart berührten, und lobte das verständige Spiel der Frau VAN VERNOOY, und Frau VAN VERNOOY war ganz eingenommen von dem hübschen, schönen HATELING, der so geschickt war, bei andern Leuten zu Tische zu gehen!

Das letzte Spiel oder die letzte Runde wurde ausgemacht. Die schönen seidenen Geldbeutel kamen zum Vorschein. Frau STORK, die ansehnlich verloren, hatte die Grossmuth, aus Zerstreuung und unbewusst alle Marken durcheinander zu werfen;

an den andern Tischen urtheilte man, Niemand habe etwas gewonnen.

Man stand auf.

Noch einmal wagte sich GERDT an KLAERCHEN und fragte sie nach ihrem Landhause und erzählte ihr, wie er an demselben vorbeigekommen sei und wie er sie gesehen habe. „Er machte damals eine Fussreise.“

„Ah! eine Fussreise, gewiss eine gelehrte Reise, Herr WITSE!“ sagte KLARA.

Er konnte nicht antworten; Thränen des Aergers traten ihm in die Augen.

„Ist das Ihre Boa, Fräulein DONZE?“ frug HATELING und warf sie um ihren weissen Hals.

Die Gäste verabschiedeten sich, GERDT war noch eine Folter vorbehalten.

„Warum wolltest du nicht declamiren?“ frug ihn seine Mutter, als Alles ruhig war.

„Weil ich es nicht kann, Mama!“ war seine Antwort.

„Ach,“ sagte der alte WITSE, „wir sollten darüber nicht weiter reden, aber es ist ein erbärmliches Ding. Die Leute sagen immer, dass du ein so geschickter Junge bist, und immer, wenn Jemand da ist zum Besuche, so ziehst du dich zurück und bist still. Wir bemerken dabei das wenigste. Ich konnte deutlich an Herrn VAN HOEL sehen, dass er sich dachte: Ist das der gescheidte WITSE?“

„Ja, GERDT! das ist wirklich recht angenehm,“ fügte seine Mutter hinzu. „Da hast du die Frau STORK, was ist das für eine geschickte Frau! Diese hat wahrlich keine Mühe gespart; sie hat dich auf jede Art angepackt, sie betonte jedes Wort — und du warst so steif wie ein Stock.“

„Frau STORK, liebe Mutter, liess mich nicht zu Worte kommen,“ sagte GERDT mit einem matten Lächeln.

„Nun Freund! diesmal mag es hingehen, aber von jetzt an nicht wieder," sagte Papa, „dafür bedanke ich mich schön. Was hast du von deiner Gelehrtheit, wenn du damit niemals zum Vorschein kommst?"

GERDT ging am Abend auf sein Zimmer und weinte über seine Gelehrsamkeit. „Ich wollte," sagte GERDT und warf die Thür hinter sich zu, „ich wollte, ich wäre ein dummer Kerl!"

Doctors Freud und Leid.

Zwei Jahre später sass der Jüngling, den wir als Candidatus med. verlassen haben, als Doctor med. in einer Gelderschen Stadt beim Frühstück. Das Zimmer, welches er hier bewohnte, war noch soviel wie möglich auf dem Fusse eines Studentenzimmers eingerichtet. Das ehrwürdige Porträt des grossen HUFELAND, das zu Leiden mit ein Paar Stecknadeln an der Wand fest gemacht gewesen, hatte inzwischen einen schwerfälligen Rahmen bekommen. Aber wo war das Porträt, welches KLAERCHEN DONZE so ähnlich sah? Lange hatte er es in Leiden noch vor Augen gehabt, aber der Freund vom Schwitzkämmerlein, welcher um das Geheimniss wusste, hatte es ihm verleidet, und gewisse Rotterdamer Erinnerungen hatten ihm oft beim Anschauen die Röthe ins Gesicht getrieben; und so war es denn allmählig in das Hinterzimmer übergesiedelt worden, ohne jedoch ihn nicht auch dort noch manchmal erröthen zu machen.

Zwei Jahre vergingen, und GERDT wurde älter, und wie er glaubte, auch weiser. Er sah viele andere Mädchen und es fehlte nicht an Liebschaften für einen Tag, eine Woche oder einen Monat lang. Die schöne KLARA gerieth in Vergessenheit.

Nach Rotterdam kam sie nicht mehr. Herrn und Frau Vernooy besuchte er nur spärlich. Ihr Name wurde selten genannt. Das Porträt gerieth zu andern Zeichnungen in ein Portefeuille.

Heute jedoch, wo wir den Doctor beim Frühstück treffen, finden wir die Erinnerung an das liebe Mädchen wieder in ihm aufgewacht. Vor ihm liegt ein Brief von dem Freunde aus dem Schwitzkämmerlein, welcher ihm meldet, dass er das Herz des Obersten erweicht und seine schöne Tochter, trotz seines Knebelbartes, geheirathet. Er kann dabei nicht unerwähnt lassen, dass die Vorurtheile des Kriegers, in der Nähe besehen, nicht so arg gewesen sind, als wie sie sich zu Anfang gezeigt.

„Er auch schon verheirathet," murmelte Gerdt. „Ein angehender Advokat. Was braucht der schon eine Frau? Aber ich, der ich ein angehender Doctor bin, — ich sollte schon längst verheirathet sein. Welcher Doctor bekommt eine tüchtige Praxis, so lange er nicht eine tüchtige Frau hat?"

Eine tüchtige Praxis. Er hatte noch so gut wie gar keine Praxis, aber um desto mehr Collegen. Noch gestern gab es keine Praxis, aber desto mehr Zeit. Sollte er nicht auf die Strasse gehen, um den Anschein zu gewinnen, als ob er etwas zu thun habe? Oder sollte er nicht Besuche abstatten, um sich beliebt zu machen? Oder sein Patent bezahlen, wie wenn er sein Patent schon verdienen könnte?

Es war für Gerdt noch ein Glück dabei, wenn er ans Heirathen dachte. Viele junge Doctoren befinden sich in diesem Dilemma: sie brauchen eine Frau, um Praxis zu bekommen, und brauchen Praxis, um eine Frau zu bekommen. Aber Gerdt Witse hatte Vermögen. Der Herr Notarius hatte in seinem Leben Acten genug geschrieben, um seinem Sohne das Eingehen einer gewünschten Heirath möglich zu machen; und sollte selbst seine Wahl auf ein Mädchen fallen, welches ausser Tugend und Schönheit nichts in die Ehe mitbrächte. Hatte Klara Donze

etwas mehr? War Klaerchen Donze schon verheirathet? Er wusste es nicht. Aber warum dachte er nun wieder an Klaerchen Donze? . . .

Es schlug neun Uhr. Gerdt kleidete sich an und begab sich ins Militärhospital, woselbst er, aus Mangel an eigener Praxis, es für ein Vorrecht erachtete, dem Krankenbesuche des Ober-Chirurgen beizuwohnen und von dort aus zu einigen wenigen Kranken in verschiedenen Ecken und Winkeln zu gehen, welche ihm ein alter College übertragen hatte.

Er hörte mit der grössten Geduld ihre einsamen Klagen an; sie drehten sich grösstentheils um „Brausen und Schwindel im Kopfe, Drücken im Hals, Stechen in der Lunge, Klopfen des Herzens, Galle und Kollern im Bauche" und was es sonst noch Alles sein mochte; daneben „fliegende Gicht, quälende Hämorrhoiden und Congestionen." Dann wieder nach Hause. „Ist keine Nachfrage gewesen?" Antwort wie gestern: „Nein."

Hierauf musste der alte College besucht und Bericht über die ihm übertragenen Patienten abgestattet werden. Der alte College war ein Mann von siebenzig Jahren, welcher mit Kranken und Gesunden brummte und deswegen in grossem Ansehen stand. Sein Ausspruch war ein Orakelspruch; seine Recepte wurden als sibyllinische Blätter hoch geschätzt, besonders von den Apothekern, welche den alten Doctor vergötterten. In einigermassen ernsten Fällen schrieb er deren fünf in vierundzwanzig Stunden. Der junge Doctor konnte es ihm schwer nach seinem Sinne machen. Bereits verdarb er es sich grösstentheils dadurch, dass er der Militärpraxis im Hospital beiwohnte. Die Blutegel hatten keineswegs den Beifall des greisen Gelehrten.

Für diesmal blieb der Tadel über das „*non missurae cutem*" weg.

„Ich habe Kopfweh," sagte der alte College, „und das Reiten ist mir beschwerlich für heute. Seien Sie so gefällig,

einen Patienten, die Tochter von Frau Sijmens, in Sprankendel zu besuchen. Ein sehr schöner Spazierweg dahin. Sie können in der Abendkühle wieder zurückkommen; das Mädchen ist sehr krank."

Dieser Auftrag war für Witse nicht unangenehm. Sprankendel war ein malerisches Gehöfte und lag in der Mitte lieblicher Hügel, längs der Hauptstrasse. Der Spaziergang dahin mochte eine gute Stunde in Anspruch nehmen. Nachdem er zu Mittag gegessen, trat er denselben wohlgemuth an.

Er sollte an dem Landhause vorbeigehen, wo er die schöne Klara hatte einmal sitzen sehen, mit der Taube auf dem Kopfe.

Es geschah. Aber nie schien ein Landhaus so ausgestorben zu sein, als das, worin er in diesem Augenblicke so gerne Leben gesehen hätte. Es war ein heisser Tag. Niemand wagte sich auf die von einer brennenden Sonne beschienene Terrasse heraus. An der ganzen Vorderseite waren alle Sommerläden sorgfältig geschlossen. Einige weisse Tauben sassen unbeweglich auf dem Dache und glänzten im hellen Lichte. „Ach, da sind ja die Tauben," sagte Witse, „aber wo ist die Schöne? Vielleicht wohnt sie wieder bei irgend einer Tante, wo irgend ein Hateling ihr den Hof macht, vielleicht, wer weiss es, steht sie im Begriff, sich mit irgend so einem Geschöpfe zu verheirathen. Arme Mädchen, die das Unglück haben, ein hübsches Gesicht zu besitzen! Welche Schlingen legt man eurem Glücke! Ihr glaubt, dass man euch liebt mit aller Wahrheit, Kraft und Einfalt einer ersten Liebe, und inzwischen"

Inzwischen sass der Gegenstand dieser misanthropischen Betrachtung höchst wahrscheinlich bei einer guten Mahlzeit.

Witse musste bald die Strasse verlassen, um das schöne Sprankendel aufzusuchen. Der kleine Bach, dessen Namen es trug, führte ihn den nächsten Weg, zwischen den fruchtbaren Hügeln hindurch; bald verlor er sich als ein ganz unbedeutender

Streifen unter überhängende Gebüsche und kam dann wieder heller und schöner zum Vorschein, mit starkem Gefälle dahineilend. Endlich erreichte WITSE den Ursprung, wo das Wasser langsam aus dem Sande aufsprang und sich über glatte Kieselsteine seinen Weg bahnte.

Ein junges Ehepaar schien sich dieses schattige und kühle Plätzchen zum Ruheplatz ausersehen zu haben. Die liebliche junge Frau sass auf dem Grase und hielt einen freundlichen, lockigen Jungen auf ihrem Schosse, lachend über das Plätschern und Kräuseln der Wellen. Der junge Mann schaute mit einem Lächeln abwechselnd bald die Mutter bald den Sohn an.

„Sieh da das Glück, wonach ich mich sehne," seufzte WITSE.

Ein Seitenweg brachte ihn zu der Wittwe, deren Tochter seiner Hilfe bedurfte. Es war nicht ihr einziges Kind. Sie hatte noch eine Tochter, die mit der nun kranken Schwester ihr beim Waschen und Bleichen behilflich war, was theilweise ihre Erwerbsquelle ausmachte; überdies hatte sie einen Sohn, einen Fuhrmann, dem die Sorge über drei Kühe oblag, welche auf den umliegenden Hügeln weideten. Es war dies ein sehr glückliches Hauswesen, worin man keiner fremden Hülfe bedarf; wo niemals Mangel, aber auch kein Ueberfluss herrscht, und wo Fleiss und Arbeitsamkeit unentbehrlich sind.

Vor der Thüre traf unser Doctor die älteste Tochter, beschäftigt, einen grossen kupfernen Milchkessel zu scheuern. Sie war ein Bild blühender Gesundheit.

„Wie geht es mit BERTHA?" fragte er sie.

„Sehr schlimm, sehr schlimm," antwortete sie, indem sie ihre Stirn mit der umgewendeten Hand abwischte. „Ihr Onkel ist bei ihr."

Und damit setzte sie ihre Arbeit wieder fort. In solchen Familien muss Alles so lange als möglich seinen Gang gehen.

Nur den Reichen ist es vergönnt, sich der Pflege ihrer Kranken zu widmen.

Gerdt trat ein. Auf Anordnung des alten Doctors war es ganz dunkel im Zimmer. Auf Witse's Ansuchen, ein wenig Licht zu machen, erhob sich eine kleine Gestalt, welche vor einem Stuhl auf den Knieen gelegen hatte, und öffnete einen Vorhang. Witse trat an eine hohe, enge Bettstatt, worin die Kranke lag.

Es war unmöglich, in ihr ein junges Mädchen von kaum achtzehn Jahren zu erkennen. Noch bis vor wenigen Tagen war sie das Ebenbild ihrer gesunden Schwester, ebenso fröhlich als schön. Aber jetzt lag sie ohnmächtig ausgestreckt, mit bleichem Gesichte, welches in hässlichem Contrast zu dem glänzend schwarzen Haar stand, das in Unordnung um ihre Stirne lag. Ihre Wangen waren eingefallen, ihre tiefliegenden Augen geschlossen und ihre Lippen trugen eine Todtenfarbe.

„Bertha," sprach Witse mit nachdrücklicher Stimme. Die Kranke schlug die Augen auf und starrte den fremden Doctor mit Verwunderung an. Er nahm sie bei der Hand. Die Hand war kalt und trocken.

Der Pastor und der Bruder umstanden niedergeschlagen das Bett und erwarteten den Ausspruch des Doctors. Die Mutter lag wieder auf den Knien, den Rosenkranz in der Hand, den sie seit drei Tagen nicht weggelegt hatte.

Der Pastor schüttelte den Kopf.

„Sollte sie sterben?" fragte der Bruder, ein stämmiger Bursche, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Die Mutter blickte starr und ängstlich zu dem Doctor auf.

„Wir hoffen, nein," sagte Witse, „aber gehen Sie vom Bette hinweg, Sie beängstigen die Kranke."

Nochmals schüttelte der Pastor den Kopf.

„Sollte sie sterben, Herr Pastor?“ fragte der Bruder von Neuem.

„Bei Gott sind alle Dinge möglich,“ sprach der Geistliche. Aber er schüttelte dabei zum dritten Male den Kopf.

Der gute Alte hielt sehr viel auf BERTHA.

„*Frustra cum morte pugnabis*,“ sagte er zu WITSE.

„*Expecto crisin*,“ antwortete dieser. „Die Kranke ist noch nicht verloren, aber thun Sie Ihre Pflicht,“ fügte er leise hinzu.

Die Mutter sprang auf. Das Todesurtheil ihrer Tochter war unterzeichnet! Sie stiess einen Schrei aus und eilte zur Thüre hinaus. GERDT eilte ihr nach. Er fand sie zu den Füssen einer jungen Dame, die gerade aus einem Wagen gestiegen war, mit den Zügeln noch in der Hand.

„Mein Kind, mein Kind!“ rief die unglückliche Frau und hielt dabei die Knie der jungen Dame umfasst, „mein Kind ist todt!“

Ihre Stimme versagte, ihre Hände fielen herab und ihr Kopf sank todtenbleich zur Erde.

„Stehen Sie dieser Frau bei, Doctor,“ sagte KLAERCHEN DONZE. „Sie liegt in Ohnmacht. Ist ihre Tochter gestorben?“

„Nein, Fräulein DONZE,“ stammelte GERDT erschrocken. „Ihre Tochter ist nicht todt, und wenn MIEKE mir helfen will, ihre Mutter aufzuheben, und GILLES Ihr Pferd besorgen“

Letzteres war nicht nöthig.

„Gieb nur her, MIEKE,“ sprach KLAERCHEN DONZE mit einer Thräne im Auge. Sie hatte keinen Augenblick ihre Besonnenheit verloren und ging selbst und band ihr kleines Pferd an einen Pfahl.

Unterdessen trug WITSE mit Hilfe von MIEKE die ohnmächtige Mutter in ein anderes Zimmer, wo sie dieselbe auf

einem Bette niederlegten. KLARA war ihnen auf dem Fusse nachgefolgt.

„Was ist hier zu thun, Herr WITSE?“ fragte sie.

„Trinken Sie ein Glas Wasser, Fräulein DONZE!“ sprach Herr WITSE, glücklich, dass sie ihn erkannt hatte, „und lassen Sie das Mädchen auch eins trinken. Lösen Sie gütigst die Kleider der alten Frau auf. Geben Sie ihr Essig zu riechen, wenn welcher da ist und reiben Sie ihr die Schläfe und die Pulsadern. Suchen Sie ihr einen Schluck Wasser zu geben.“

Und er ging wieder an das Krankenlager BERTHA's. Nach einigen Augenblicken kam er zurück. KLARA lag jetzt auf den Knien, die Hand der alten Frau in der ihrigen haltend. Diese war ein wenig wieder zu sich gekommen und blickte das schöne Mädchen mit einem unaussprechlichen Ausdruck der Liebe und Dankbarkeit an.

„Ich weiss, Frau SIJMENS, Sie werden den Muth nicht verlieren,“ sagte KLAERCHEN. „BERTHA ist noch nicht aufgegeben — und der gute Gott ist allmächtig.“

„Wir müssen Alle vor Einem Gott erscheinen,“ sagte die alte Frau, welche sich jetzt erinnerte, dass KLAERCHEN nicht katholisch war.

„Und wir müssen Alle zu Einem und demselben Gott beten und von ihm getröstet werden,“ antwortete KLARA. „Was suchen Sie, Frau SIJMENS?“

„Meinen Rosenkranz,“ sagte die alte Frau. „Ich hatte ihn soeben noch.“

„So betet,“ sprach KLAERCHEN, „so betet im festen Vertrauen auf die Macht und die Liebe Gottes. Ein solches Gebet wird Euch stärken, Frau SIJMENS, und Gott wird es erhören. Sie wissen, wie gefährlich meine Mutter war, und sie ist jetzt wieder so frisch und gesund, wie ich selbst, und BERTHA ist so viel jünger.“

„Sie war eine Blume auf der Erde," sagte die alte Frau und ein Freudenstrahl glänzte auf ihrem Gesichte. Dann trübte es sich wieder. „Wenn ich denke," sagte sie, „dass ich sie zu ihrem Vater unter die grünen Bäume bringen muss!"

„Der Doctor sagt, dass noch Hoffnung vorhanden ist, Frau SIJMENS! Aber wenn Sie den Muth verlieren, so ist das eine Sünde," sagte KLAERCHEN und wischte sich ein Paar grosse Thränen ab.

Der Doctor bekräftigte dies.

„Komm her, MIEKE," sagte die alte Frau, „mache mir das Jäckchen zu, ich gehe zu BERTHA."

„Aber, Frau SIJMENS, Sie müssen sich fassen, nicht wahr?" bat KLAERCHEN.

„Kommen Sie noch einmal wieder?" frug die Mutter.

KLAERCHEN gelobte es. Es war für sie jetzt Zeit, fortzugehen. GERDT half ihr das Pferd losbinden. Mit einem Sprung sass sie im Wagen. GERDT reichte ihr die Zügel, und dahin rollte der Wagen.

Einen Augenblick hielt sie nochmals an und zurückblickend rief sie: „Um welche Zeit, Doctor, kommen Sie morgen zu BERTHA?"

„In aller Frühe, Fräulein," war die Antwort.

„Möchten Sie nicht auf dem Rückwege einen Augenblick in Wildhoef einkehren, um zu sagen, wie es geht?" fragte sie erröthend.

„Ohne Zweifel," antwortete GERDT.

Sie liess dann ihr Pferd dahinschiessen, dass es einen Satz machte. GERDT erschrack.

„Hat nichts zu bedeuten!" rief sie, „wir kennen einander." Dabei bog sie kühn zum Thore hinaus, auf eine Weise, dass kein Amsterdamer Rosselenker es hätte besser machen können, und liess das feurige Pferd lustig dahin traben.

„Wünschen Sie, Herr Doctor, nach der Stadt zurückzufahren?“ frug GILLES.

„Danke,“ sagte WITSE, „ich gehe lieber zu Fusse,“ und nachdem er noch einmal seine Verordnungen wiederholt hatte, trat er seinen Rückweg an.

Das Erste war, dass er einen Hügel hinaufging, um KLARA noch einmal zu sehen. Dieses gelang. Kühn sass sie hinter ihrem kleinen Pferde, das sie meisterhaft lenkte und dem sie jetzt vergönnte im Schritt zu gehen. Mit unaussprechlicher Freude dachte sich GERDT in diesem Augenblicke als ihren Gatten.

„Welche Bildung in diesem Mädchen!“ rief er aus, „welche Klugheit!“

„Solch eine Frau würde für mich passen, für mich, der ich immer so verlegen und linkisch bin. So wie ich sie da jetzt sehe“

Aber sie schlug einen Seitenweg ein und wurde dadurch seinen Blicken entzogen.

KLAERCHEN DONZE war für heute nicht mehr zu sehen. Aber morgen

Cetera desunt.

Nachträgliche Bemerkung.

Auf Seite 377 ist der Stand der Viehzucht in Stücken, auf Seite 378 die Ein- und Ausfuhr nach dem Werthe in Gulden gegeben.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Franz Arago's sämmtliche Werke.

Mit einer Einleitung

von

Alexander von Humboldt.

Deutsche Original-Ausgabe.

Herausgegeben

von

Dr. W. G. Hankel,

ord. Professor der Physik an der Universität Leipzig.

Vollständig in 16 Bänden in gr. 8. mit 347 eingedr. Holzschn., 19 lith. Tafeln u. 22 Stahlstichen.

I. Bd.	Gedächtnißreden u. Biographien	1. Bd.	1	Thlr.	20	Ngr.
II. —	— —	2. —	1	„	25	„
III. —	— —	3. —	1	„	20	„
IV. —	Wissenschaftliche Aufsätze.	1. Bd.	1	„	25	„
V. —	— —	2. —	1	„	25	„
VI. —	— —	3. —	1	„	25	„
VII. —	— —	4. —	1	„	20	„
VIII. —	— —	5. —	1	„	25	„
IX. —	Instructionen, Berichte und Aufsätze.		1	„	20	„
X. —	Wissenschaftl. Abhandlungen.	1. Bd.	1	„	20	„
XI. —	Populäre Astronomie.	1. Bd. . .	1	„	25	„
XII. —	— —	2. — . .	2	„	10	„
XIII. —	— —	3. — . .	2	„	—	„
XIV. —	— —	4. — . .	2	„	15	„
XV. —	Wissenschaftl. Abhandlungen.	2. Bd.	2	„	—	„
XVI. —	Vermischtes		2	„	—	„

Dichterkönige.

Von J. Scherr.

Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Taschenformat. 2 Bände.
Brosch: 2 Thlr. 20 Ngr. Prachtvoll geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: Homeros. — Sophokles. — Drei aus Morgenland: 1. Kalidasa; 2. Firdusi; 3. Hafis. — Wolfram von Eschenbach. — Dante. — Ariosto. — Tasso. — Leon. — Camões. — Shakespeare. — Milton. — Göthe und Schiller. — Burns. — Byron. — Hölderlin und Shelley. — Béranger. — Tegnér. — Mickiewicz. — Puschkin. — Lermontoff.

Dichterfürsten.

Von J. Scherr.

Taschenformat. Prachtvoll geb. 2 Thlr.

Inhalt: Tieck. — Eichendorff. — Uhland. — Rückert. — Chamisso. — Southey. — Moore. — Felicia Hemans. — Tennyson. — Lamartine. — Hugo. — Platen. — Heine. — Lenau. — A. Grün. — Mosen. — Freiligrath. — Lingg. — Petöfy. — Longfellow.

Schiller und seine Zeit.

Von J. Scherr.

Pracht-Ausgabe. Mit 34 Illustrationen. Prachtvoll gebunden 14 Thlr.
Cartonnirt 10 Thlr.

Neue Classiker-Ausgabe von

Gibbon's Geschichte

des

allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges

des

römischen Weltreiches.

Deutsch von Johann Sporschil.

4. Aufl. 12 Bände in 25 bis 30 Lfrgn. zu 7 bis 8 Bog. à 5 Ngr.

Wer lernen will wie ein Staat zu Grunde gehen muß, der nicht auf gleiche Freiheit und das gleiche Recht Aller gegründet ist, kann dies am besten an der Hand des unübertroffenen englischen Geschichtsschreibers thun, der hier den Untergang des größten Weltreiches schildert, herbeigeführt durch die Herrschaft und Sonderstellung der Privilegirten, gegenüber der unterdrückten Masse des gesammten Volkes. — Prospecte sowie die erste Lieferung liegen in jeder Buchhandlung aus.

Zur

Unterhaltenden Zugabe.

Dichterkönige.

Von J. Scherr.

[illegible] Auflage. Taschenformat. 2 Bände. [illegible] Prachtvoll geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

[illegible]

Dichterfürsten.

Von J. Scherr.

Taschenformat. [illegible] geb. 2 Thlr.

[illegible]

Unterhaltenden Zugabe.

Von J. Scherr.

[illegible] Prachtvoll gebunden [illegible] Thlr. [illegible] 10 Thlr.

Neue Classiker-Ausgabe von
Gibbon's Geschichte
des
allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges
des
römischen Weltreiches.

Deutsch von Johann Sporschil.

4. Aufl. 12 Bände in 25 bis 30 Lfgn. zu 7 bis 8 Bog. à 5 Ngr.

[illegible]

Niederländische

Volkshymne

nebst einigen

alten Volksliedern.

1.

Wien Neêrlandsch bloed in de aders vloeit.




heb', mit uns durch ed-len Drang und frei-en Sinn ver-
wandt, den gott-ge-fäll'-gen Fest-ge-sang für
Fürst und Va - ter - land, für Fürst und Va - ter-land.
f

Die Gottheit auf dem Himmelsthron,
Besungen und verehrt,
Hält huldvoll auch nach unserm Ton
Das heil'ge Ohr gekehrt.
Gern leiht sie, nach der Sel'gen Chor,
Der höh're Saiten spannt,
Dem herzig trauten Lied ihr Ohr,
Für Fürst und Vaterland.

Drum jauchzet, Brüder, dass man nicht
Den Jubelton vermisst!
Dess Tugend wirft ein trübes Licht,
Der Land und Fürst vergisst.
Der reichte nie von Lieb' durchglüht
Dem Bruder seine Hand:
Wer kalt bleibt bei Gebet und Lied
Für Fürst und Vaterland.

Uns klopft das Herz, uns wallt das Blut
Bei dieser Töne Klang!
Uns klingt in's Herz so wohlgemuth,
So tief kein andrer Sang.
Was Höchstes nur die Welt beschied
Von jedem Rang und Stand,
Schmilzt hier in Ein Gefühl im Lied
Für Fürst und Vaterland.

Beschirm', o Gott! bewach' das Land,
Wo unser Athem weht;
Den Ort, wo uns're Wiege stand,
Wo unser Grab einst steht.
Wir fleh'n: — zu Dir, Du starker Hort!
Den frommen Blick gewandt —
Erhalte, schirmend fort und fort,
Uns Fürst und Vaterland.

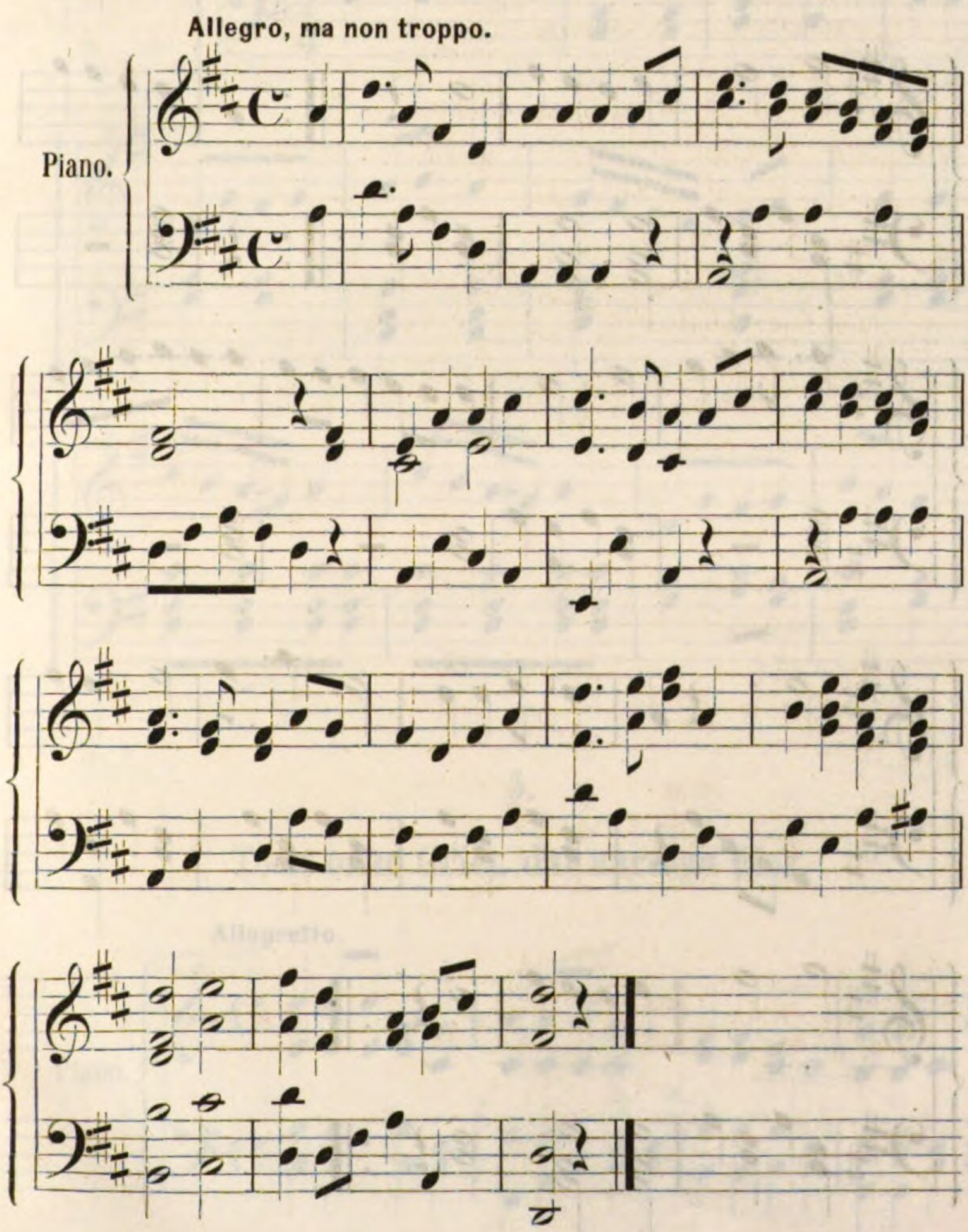
Beschirm den König, schütz' den Thron,
Auf Recht gebaut allein.
Mehr strahl' im Tugendglanz die Kron'
Als in des Goldes Schein.
Sein Scepter schirm' vor Missgeschick,
Regier's in seiner Hand,
Und wende segnend nie den Blick
Von Fürst und Vaterland.

Fort, fort von hier, wer Wünsche hegt.
Für Eines nur allein:
Für Fürst und Land das Herz uns schlägt
Im innigsten Verein.
Erhör', o Gott! nie das Gebet,
Das Beide nicht genannt;
Doch hör' das Lied, das doppelt fleht
Für Fürst und Vaterland.

Laut dring' aus unserm Sanges Braus
Zu Dir die Bitt' empor:
Bewahr' den Fürsten, schütz' sein Haus
In ewig reichem Flor!
Wir fleh'n in unserm Schwanensang
Selbst an des Todes Hand:
Beschirm', o Gott! den König lang
Und 's liebe Vaterland.

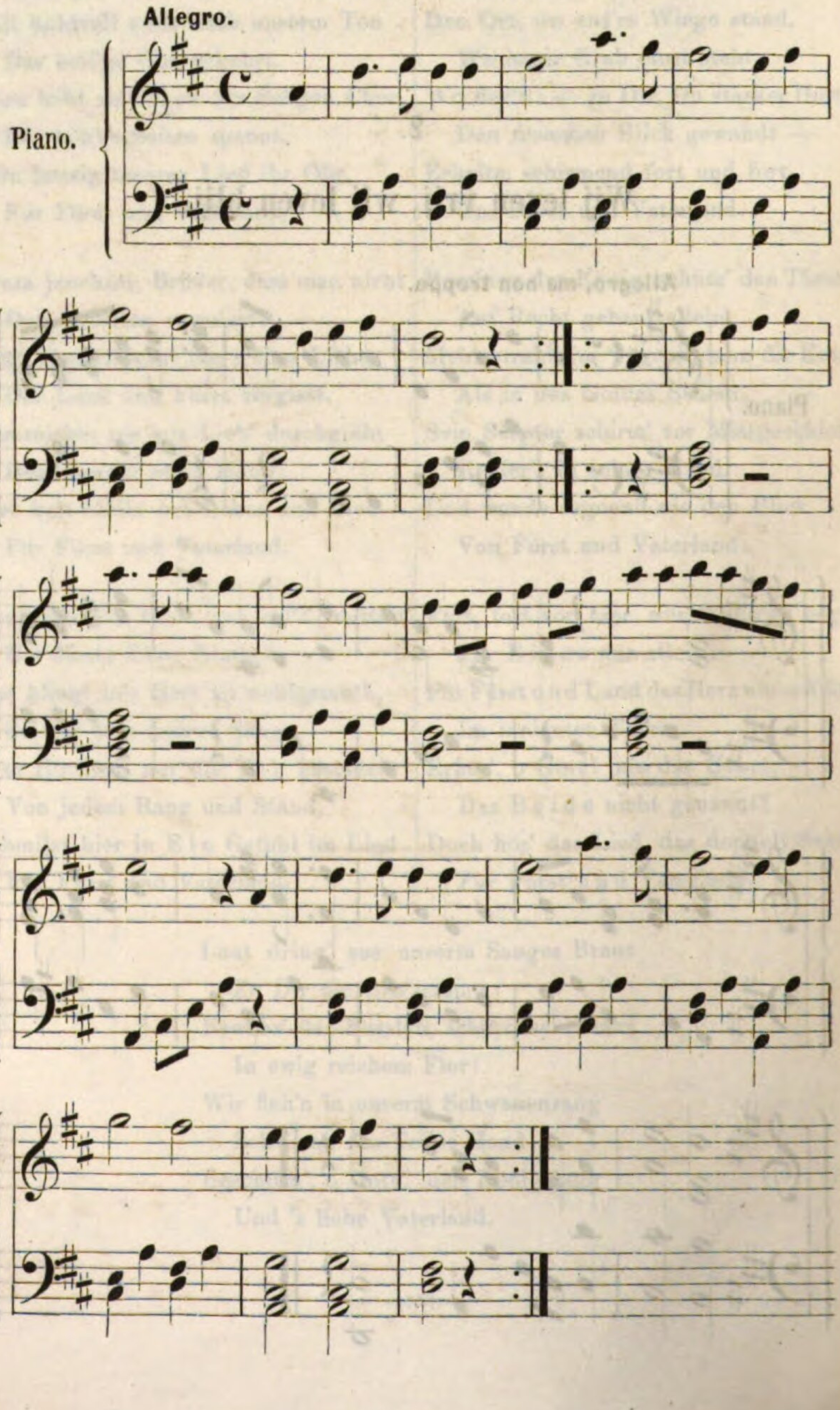
2.

Wij leven vrij, wij leven blij.



3.

Wilhelmus van Nassouwen.



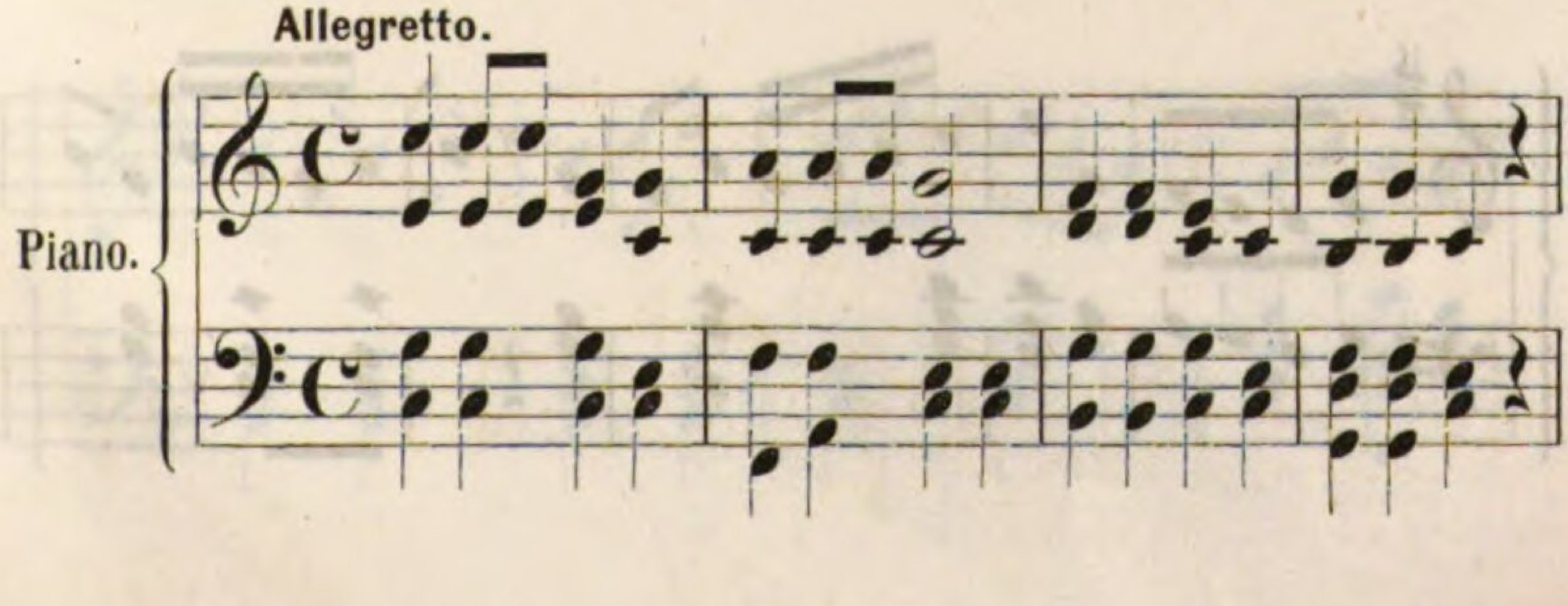
4.

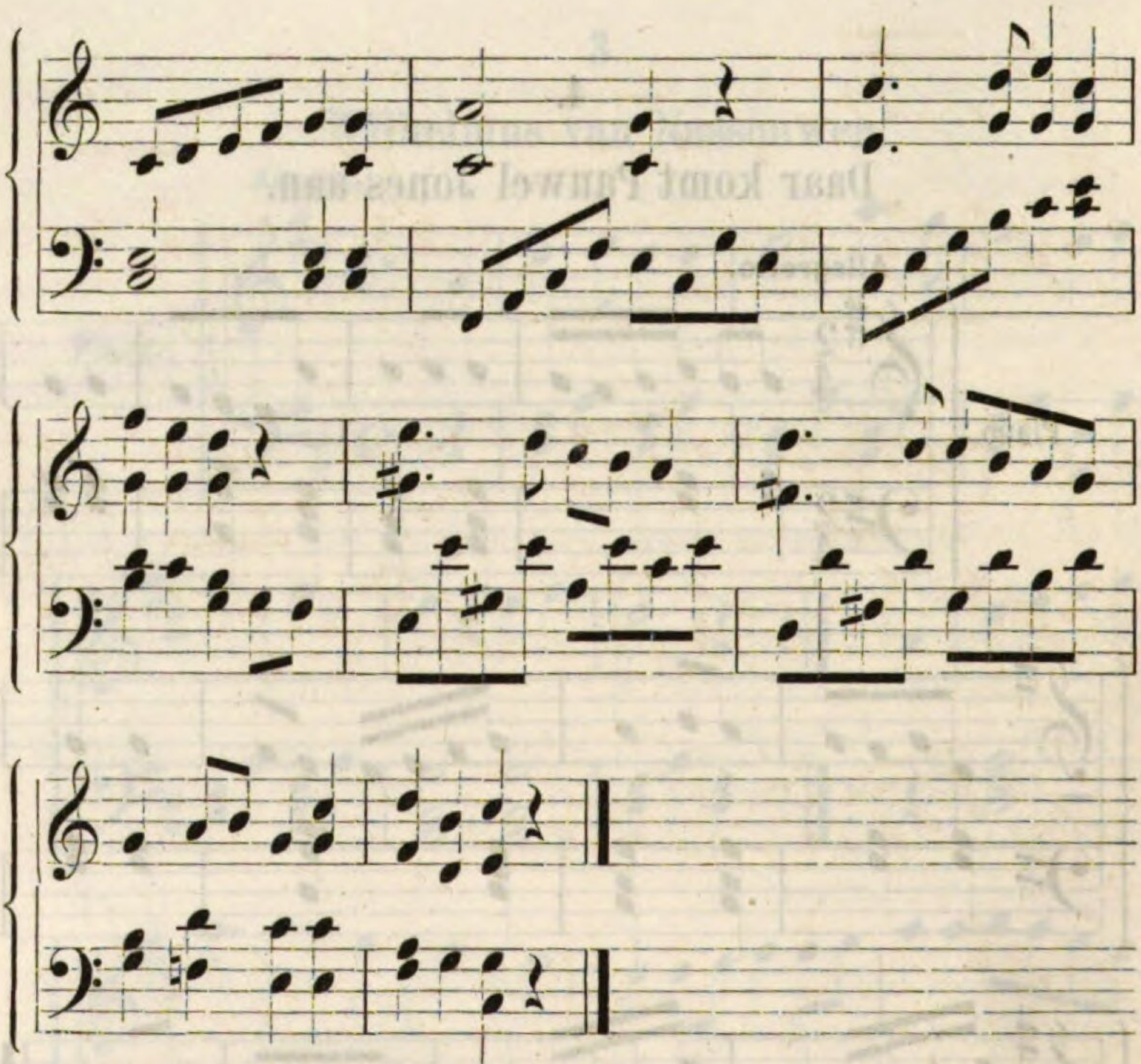
Daar komt Pauwel Jones aan.



5.

Toen onze Griet, dat aardige dier.



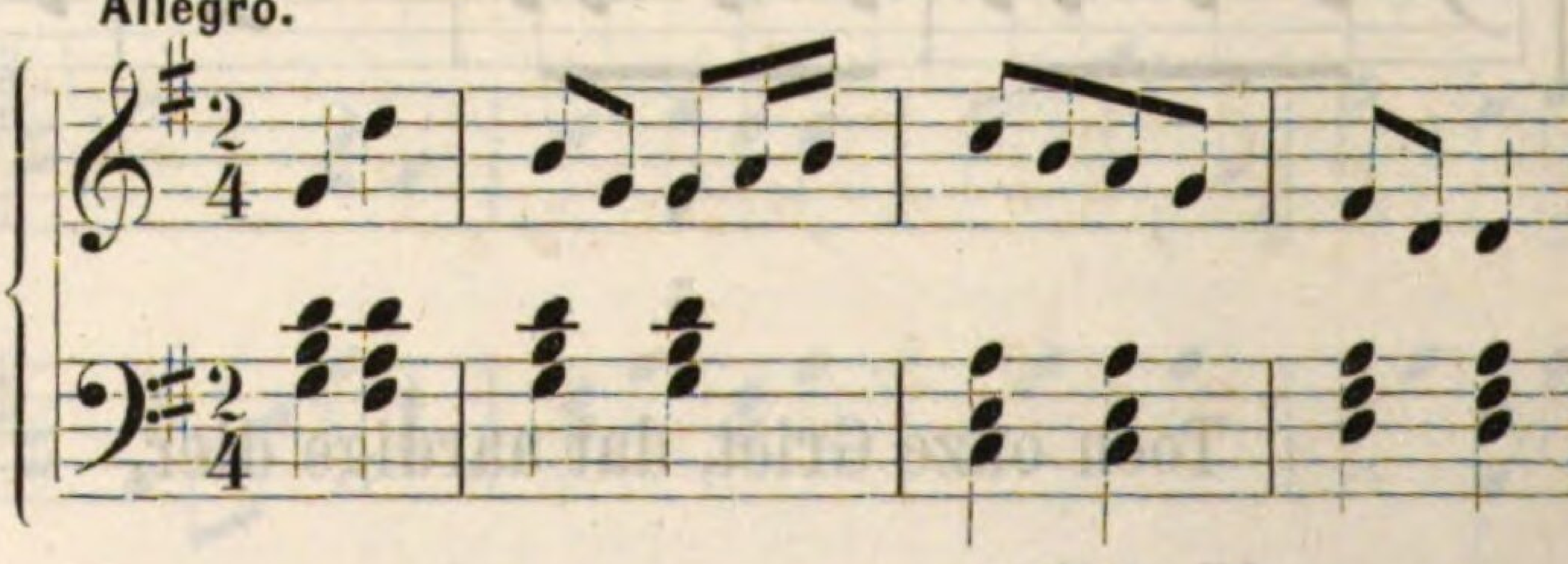


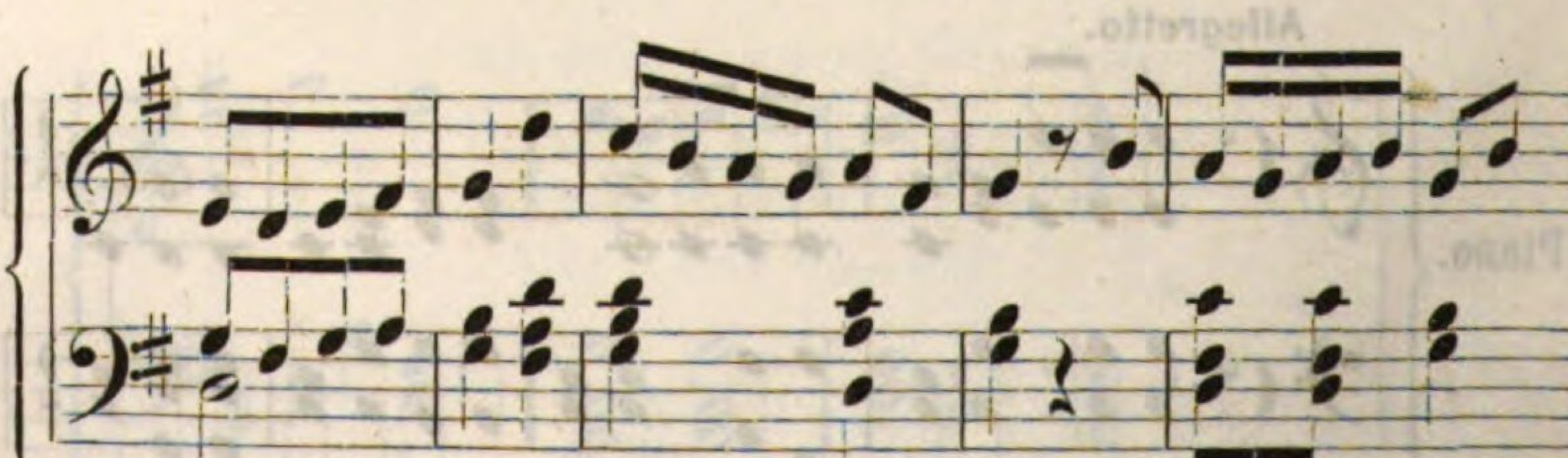
6.

Kees, Kees kandelaar.

Allegro.

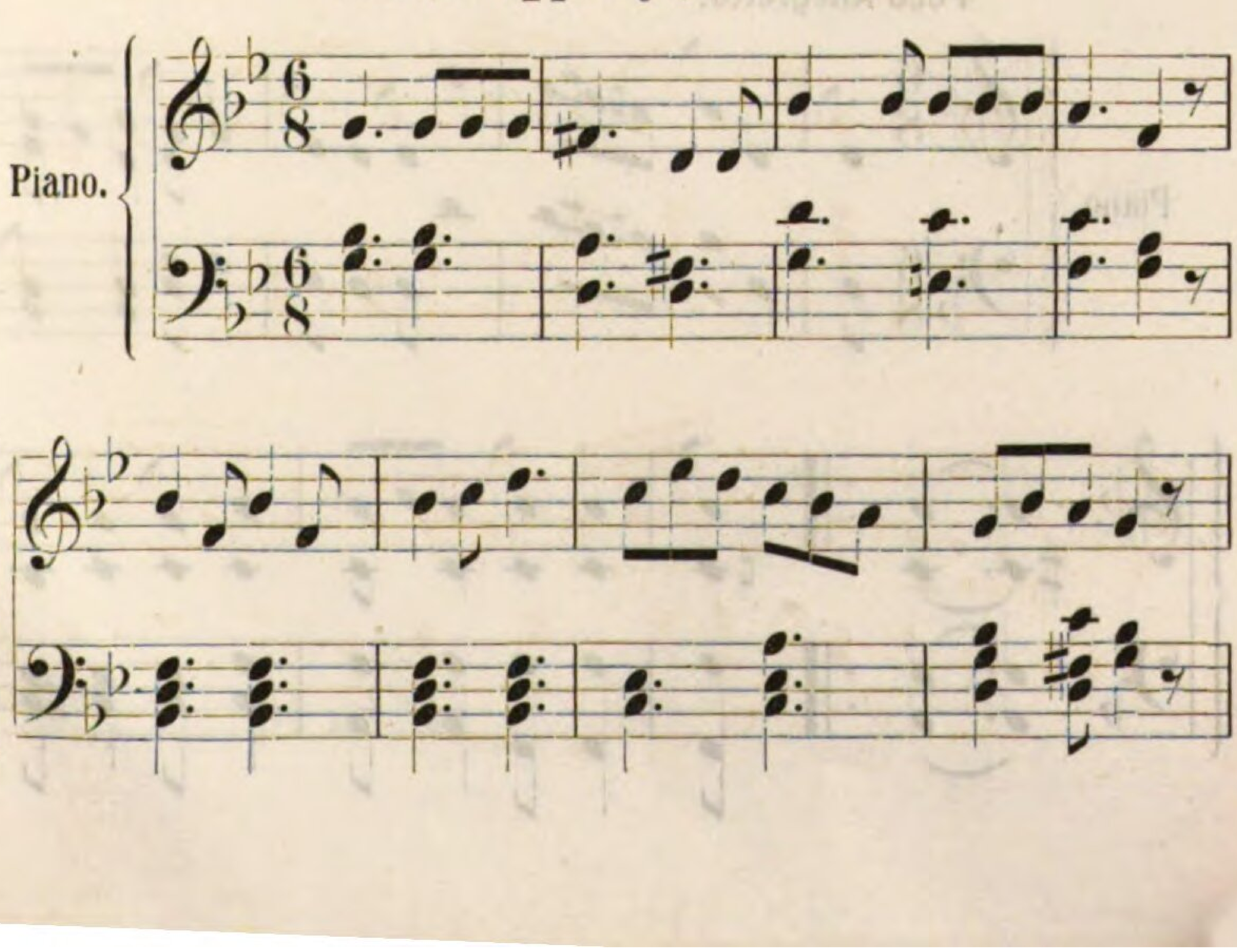
Piano.

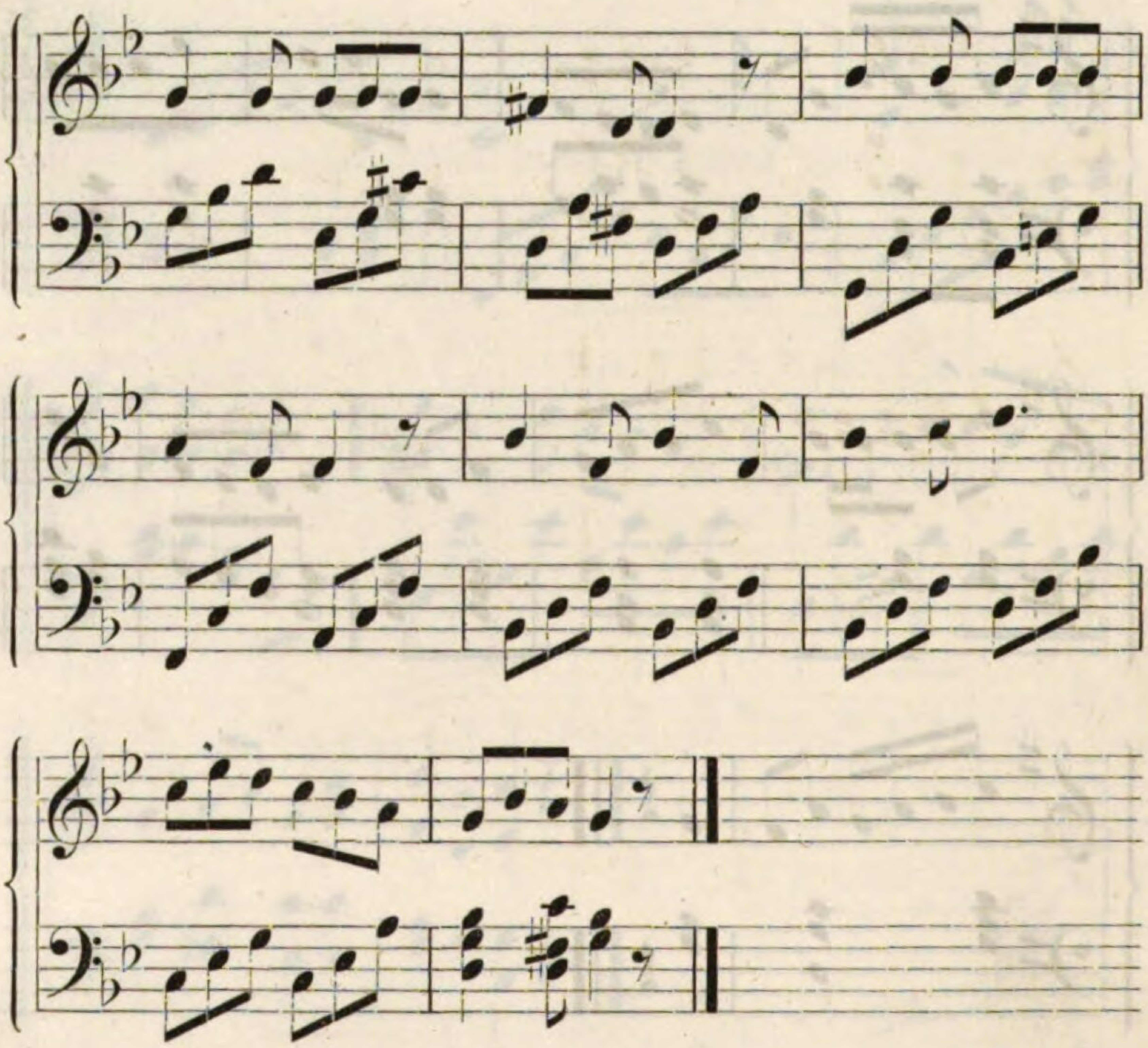






7.
Schoenlappertje, vetleêr.

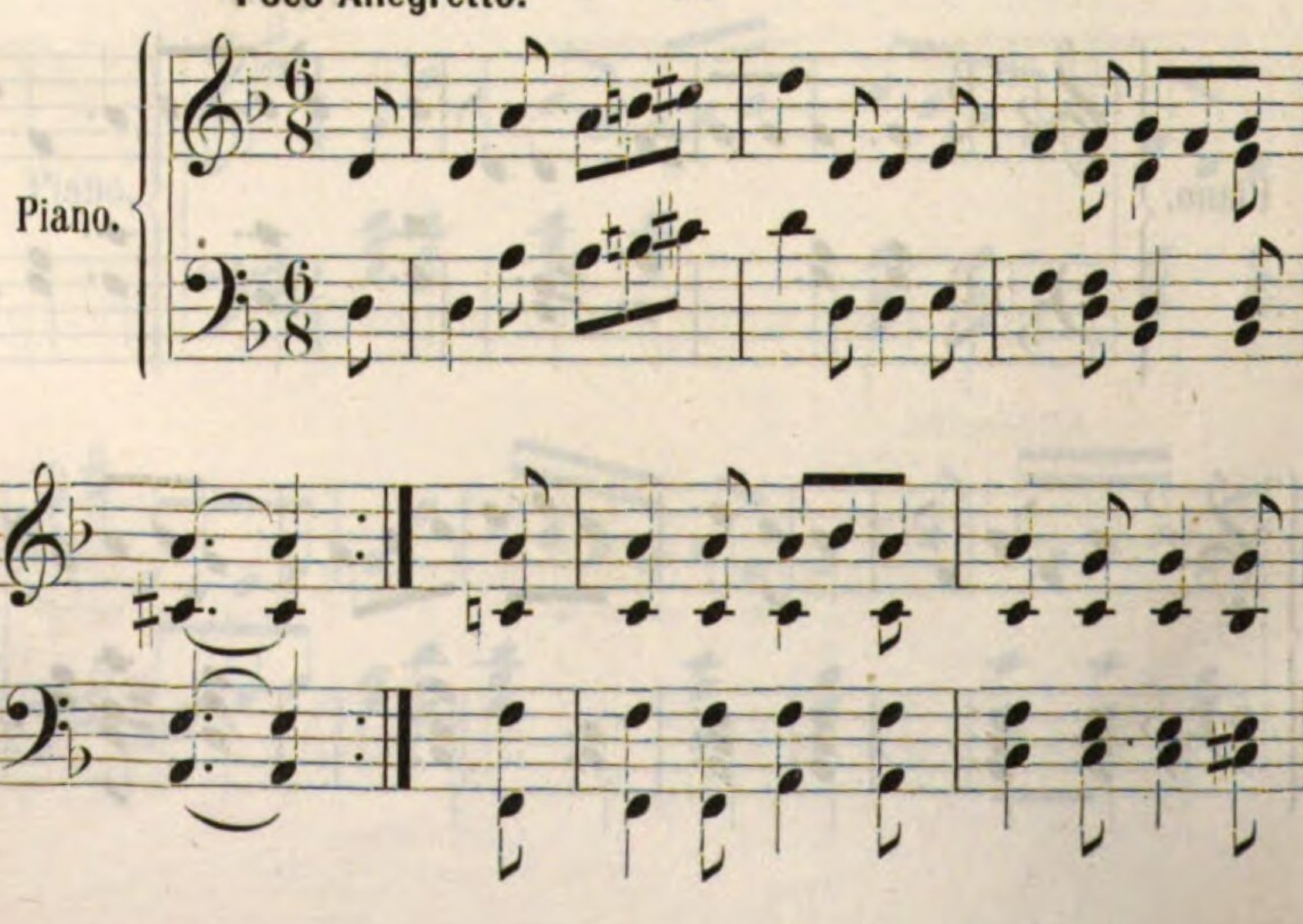


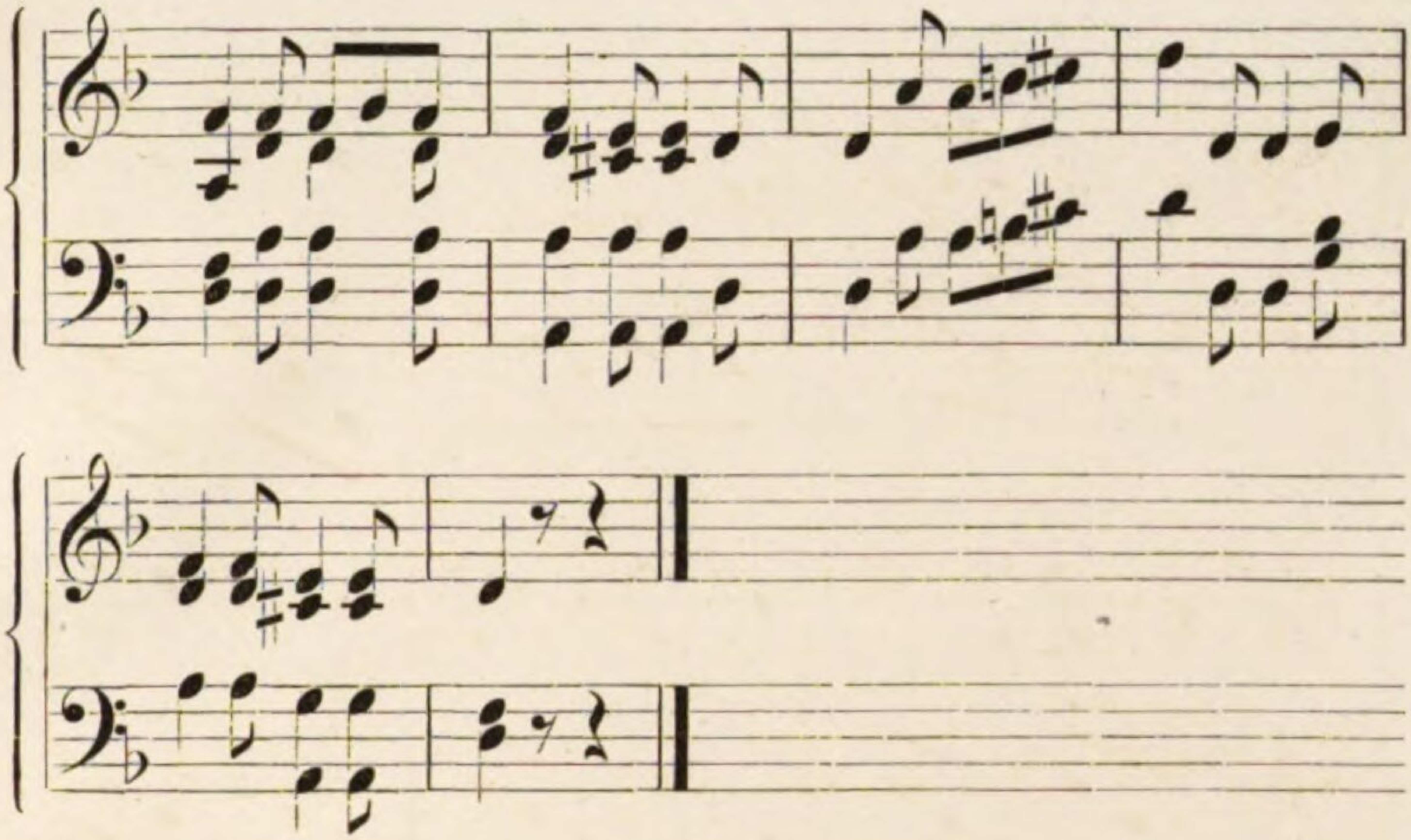


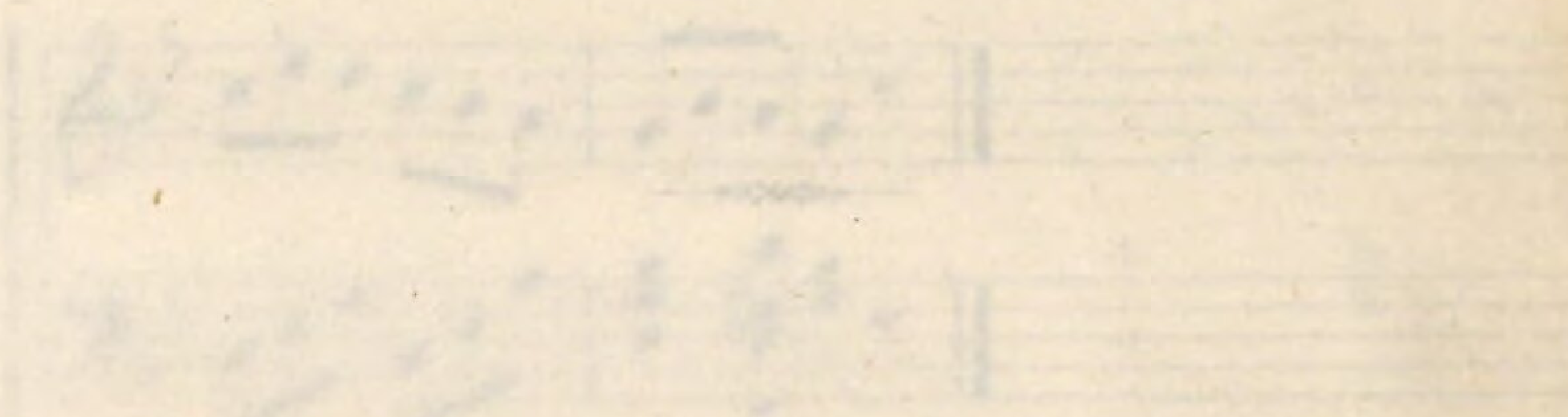
8.

Als Pierlala lei in de kist.

Poco Allegretto.



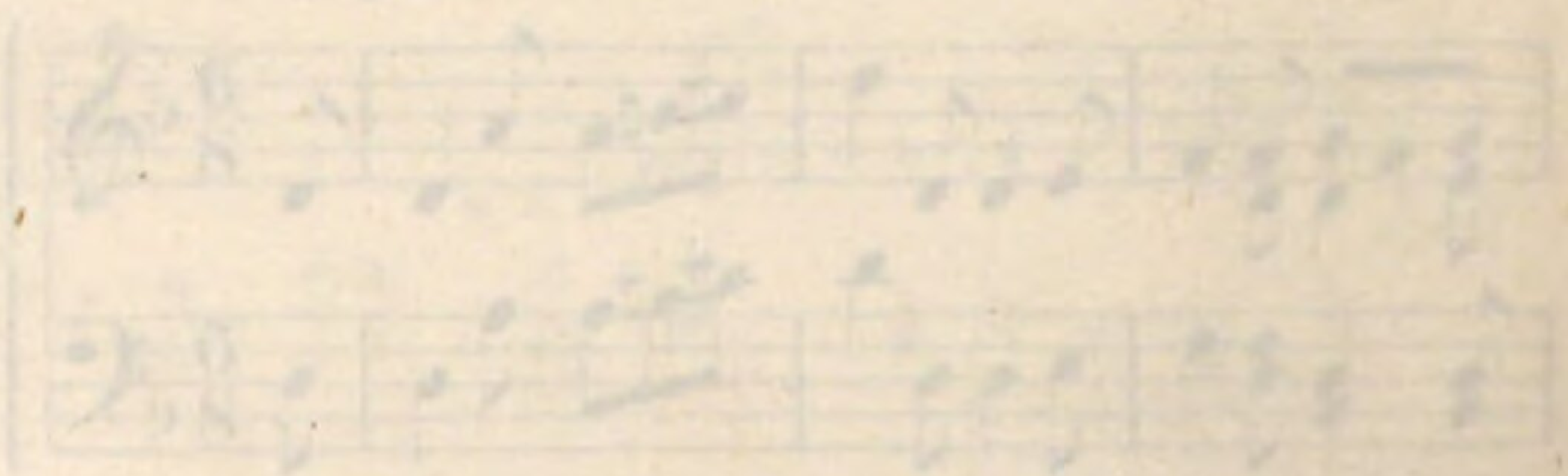


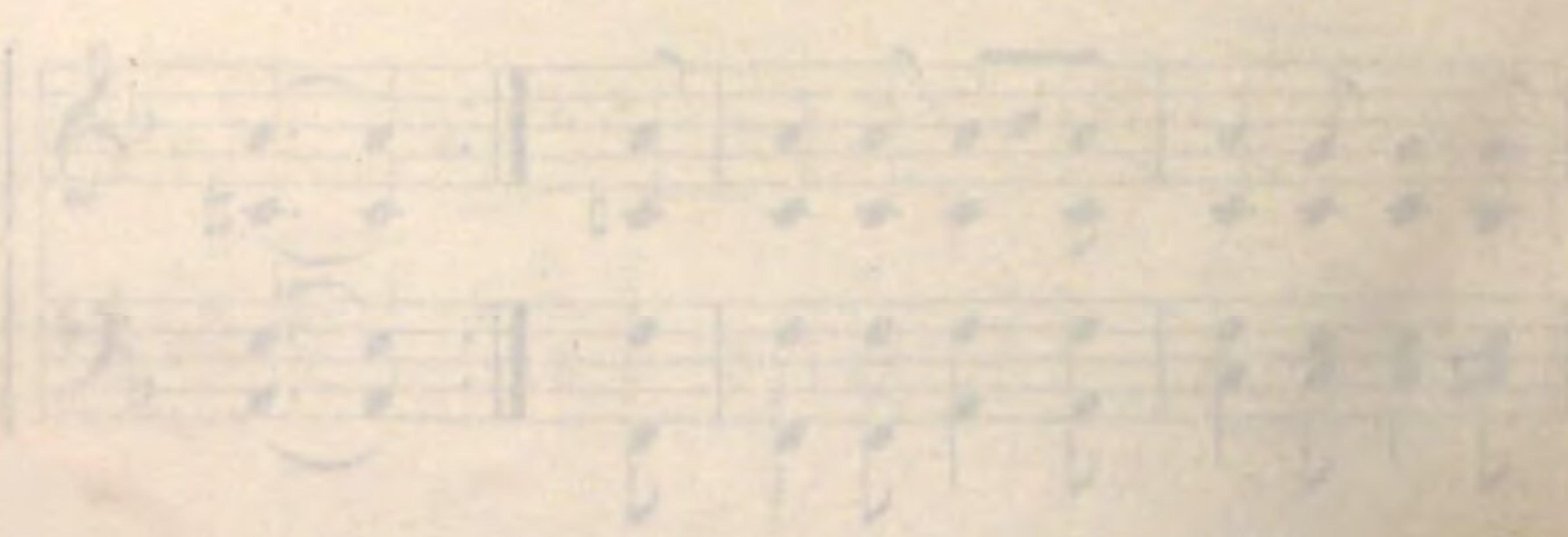


Als Pierlala lei in de kist.

Poco Allegretto.

Piano.





Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig, ist erschienen:

Memoiren von Georg Klapka. I. April bis October 1849. Mit dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Ungarn und dem Plane des Kriegsschauplatzes um Komorn. Original-Ausgabe. gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Memoiren von Georg Klapka. II. III. Enthaltend:

I. Ereignisse vom März 1848 bis zu dem Einrücken der österreichischen Armee unter Windischgrätz.
II. Winterfeldzug der ungarischen Hauptarmee.
III. Der Serbenkrieg und die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze.
IV. Der Feldzug in Siebenbürgen.

Mit einer Karte von Ungarn.

Zweite Ausgabe. gr. 8. 1861. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Preis für das vollständige Werk 6 Thlr. 20 Ngr.

Görgey und die Capitulation bei Világos. gr. 8. 15 Ngr.

Görgey's Leben und Wirken in Ungarn, von Kmety. gr. 8. 15 Ngr.

Kossuth, L., Katastrophe in Ungarn. Originalbericht aus Widdin. gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Pataky, Bem in Siebenbürgen. Mit Bem's Portrait und einer Karte von Siebenbürgen. 8. Brosch. 25 Ngr.

Ungarns gutes Recht. 2 Hefte. gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.